Don. Lud. 530/3

8

Lebensgeschichte
Fenelons

verfasset

nach Originalhandschriften

von

Franz Ludwig von Bausset

vormahligem Bischofe zu Alais, Mitgliede des Kayserlichen Kapitels von Saint-Denis, und Titularrathe der Kayserlichen Universität.

Nach der zweyten zu Paris 1809 gedruckten Ausgabe

aus dem Französischen übersetzt

von

Dr. Michael Feder

Vicariats-Rathe und vormahligen Oberbibliothekar an der Grossherzoglichen Universität zu Würzburg.

Dritter und letzter Band.

3

Würzburg
bey Joseph Stahel 1812.

37 BS div

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Sechstes Buch.

Fortsetzung der Jansenistischen Händel.

§. 1. *Fenelons Pastoral-Unterricht in Gesprächsform.*

Während alle Köpfe mit theologischen Streitigkeiten beschäftigt waren, glaubte Fenelon stets, die Rechte der Religion liessen sich weit besser durch den Weg des Unterrichts, als durch jenen der äussern Gewalt sichern und wieder herstellen; und treu diesem Grundsatze verfiel er darauf, alle die spitzfindigen und abstracten Fragen auf einige so einfache und lichtvolle Grundsätze zurück zu führen, dafs Leute aus allen Classen, denen dergleichen Untersuchungen sonst ganz fremde sind, sich hinlängliche Belehrung sollten verschaffen können. Er fafste daher den Gedanken, alle seit 70 Jahren über die Materie von der Gnade in Frankreich geführten Streitigkeiten in einigen, einfach und vertraulich geschriebenen Gesprächen zu umfafsen: er

hatte bemerkt, daſs die ihrer Tugenden und Einsichten wegen geschätztesten Kirchenväter sich dieser Methode gegen die Irrlehrer ihres Zeitalters mit groſsem Erfolge bedient hatten. Der h. Martyrer Justinus, der h. Athanasius, der h. Basilius, der h. Gregorius von Nazianz, Sulpicius Severus, der h. Cyrillus vou Alexandrien, Theodorus, und der h. Chrysostomus, der h. Hieronymus, Cassianus, der h. Gregorius der Groſse, der h. Maximus und Anselmus glaubten der Würde ihres Amtes, und dem hohen Schwunge ihrer Geisteskräfte nichts zu vergeben, wenn sie sich bis zu den niedrigsten Volksclassen herabliessen, und auch über die Religionsgeheimnisse Unterricht in einer solchen Sprache und solcher Form ertheilten, wie er sich für die Unwissenheit und Einfalt dieser Leute schickte. Durch diese eben so väterliche als apostolische Methode hatte das Christenthum die schnellesten Fortschritte unter Nationen gemacht, denen es an aller Cultur der Künste und Wissenschaften noch fehlte; durch sie hatte man Christen gebildet, die zu jeder Stunde bereit waren, die erhaltenen Lehren mit ihrem Blute zu besiegeln, weil man durch eine so nützliche Unterrichtsweise ihren Verstand eben so sehr von der Wahrheit derselben zu überzeugen, als ihr Herz für ihre Heiligkeit innigst einzunehmen wuſste.

Diesen in der Kirche immer gutgeheissenen Beyspielen zu Folge gab F. einen Pastoral-Unterricht

richt heraus, der in drey Theile zerfiel, und in Gesprächsform abgefaſst war. Die gute Aufnahme der ersten Gespräche munterte ihn auf, sich noch weiter auszubreiten, als er Anfangs Willens war, und er war mit dieser Arbeit ganz beschäftiget, als ihn der Tod überraschte. Gerade damahls hatte er das Gespräch *über den Willen Gottes, alle Menschen durch eine allgemeine und hinreichende Gnade selig zu machen,* vollendet.

Zwey Tage vor seinem Tode gab er seinem Sekretär den Auftrag, dieses Gespräch in die neue Ausgabe, die er an das Licht wollte treten lassen, einzurücken, und bestimmte sogar die Stelle, die es in dieser Sammlung einnehmen sollte: es ward auch wirklich in dem nämlichen Jahre 1715 gedruckt, nur brauchte man die Vorsicht, es in zwey Theile zu trennen, um sich nach der allgemeinen Einrichtung des Werkes zu bequemen, und dem aufmerksamen Leser jede Ermüdung zu ersparen. Diese zwey Theile machen in der Ausgabe vom J. 1715 das 12te und 13te Gespräch aus.

Für die günstige Aufnahme dieser Gespräche kann uns das Zeugniſs eines damahls berühmten Gelehrten bürgen. Man wird es freylich heutiges Tages kaum begreifen können, wie Lamotte *) so vieles Interesse an dergleichen Fragen habe nehmen mö-

*) Antonius Houdard de Lamotte, gebohren zu Paris den 17. Jäner 1672, gestorben den 16. December 1731.

mögen, auf welche viele Schriftsteller, die ihm an Geist, Talenten, und Ruhm sicher nachstehen, mit sichtbarer Verachtung hinblicken. Aus einem von ihm an F. geschriebenen Briefe nimmt man den Eindruck ab, den die theologischen Gespräche, von denen jetzt die Rede ist, auf ihn gemacht haben.

§. 2. *Schreiben des Hrn. de Lamotte an Fenelon vom 1. Jäner 1714.*

„Monseigneur! Ich habe Ihren Pastoral-Unterricht gelesen: nie fand ich eine Materie besser ins Licht gesetzt; ich habe sogar bemerket, daſs Sie, um der Schikane jede Ausflucht zu benehmen, den Muth hatten, weitläufiger zu seyn, als es für redliche Leute nöthig war; daſs Sie die abgeschmacktesten Einwürfe nicht übergiengen, weil man sie unablässig vorträgt, und daſs Sie es für eine Liebespflicht hielten, Leuten ohne alle Vernunft, Vernunftgründe entgegen zu halten. Ist's möglich, Monseigneur, (denn auch mir wird bey dieser Materie warm um das Herz) ist's möglich, daſs man dem Worte *Freyheit* einen so erzwungenen Sinn unterleget, als es diejenigen thun, welche Sie widerlegen? Nach der Meinung dieser Leute verhalten wir uns also, wie der Ball auf einem Billard, der für die Bewegung gegen die rechte oder linke Seite gleichgiltig ist, von dem man aber behauptet, daſs er zur nämlichen Zeit, wo er schon rechts läuft, doch noch gleichgiltig in Hinsicht dieser

Rich-

Richtung sey, weil man ihn auch gegen die linke Seite hätte fortstossen können: dieses erkühnt man sich, in uns *Freyheit* zu nennen. Wir hätten also eine blos leidentliche *Freyheit*, unter welcher allein der verschiedene Gebrauch zu verstehen sey, den der Schöpfer von unserm Willen machen möchte, nicht aber der Gebrauch, den wir selbst mit seinem Beystande davon machen können: welch eine seltsame und hinterlistige Art zu sprechen! Man glaubt, wenn man den Worten Begriffe unterschiebe, die der allgemein geltenden Bedeutung derselben widersprechen, so könne man den Kirchen-Censuren ausweichen. Man spricht wie sie, denkt aber anders, und nimmt es doch übel, wenn sie Kinder von sich zurückweiset, die sich nur durch eine erheuchelte Sprache zu ihr halten. Vergeben Sie mir, Monseigneur, diesen theologischen Ausfall.

Doch noch ein Wort über Ihr Ausschreiben, und dann trete ich wieder in meine Schranken zurück. Vorzüglichen Eindruck auf mich machte der Beweis, den Sie über das Ansehen der Kirche aufstellen. Von ihr allein erhalten wir den ächten Sinn der h. Schrift, noch vielmehr also den Sinn der Kirchenväter: es ist also nicht darum zu thun, Stellen aus diesen h. Lehrern auszuheben; man hat blos die Kirche über den Sinn, den sie an ihnen gutheisst, zu hören. Selbst vorausgesetzt, dass dieser nicht der wahre Sinn der Schriftsteller sey, so würde er nichts desto weniger die einzige Glaubensre-

ausmachen. So hat z. B. die Kirche entschieden, daſs der Mensch, wenn er will, der Gnade seine Einwilligung verweigern könne; mehr bedarf ich nicht: nach diesem einzigen Worte muſs ich alle Schriften der Väter über die Gnade auslegen, und mögen auch einige Schwierigkeiten sich dabey einfinden, dieses Wort ist die allgemeine Lösung derselben."

Wenn dieses Schreiben dem Hrn. Lamotte Ehre macht, weil er Fragen, mit denen er so wenig vertraut war, mit solchem Scharfsinne aufzufassen wuſste, so schildert es uns auch zu gleicher Zeit den hohen Grad von Deutlichkeit, mit welcher F. die abgezogensten Materien auseinander zu setzen verstand: dieſs war wirklich eine der ausgezeichnetsten Eigenschaften seines Geistes, und diese Art von Verdienst muſs um so mehr unser Staunen erregen, weil er für die Tiefen der Metaphysik eine entschiedene und besondere Vorliebe hatte. Natürlicher Weise hätte dieser Hang seinen Begriffen und Ausdrücken jenes erhabene Dunkel mittheilen sollen, das man sich nicht erwehren kann, oft an einigen Metaphysikern zu tadeln, sey es nun, daſs sie sich wirklich wider ihren Willen verirren, indem sie auf jene unzugänglichen Höhen, zu welchen Gott dem menschlichen Verstande den Zutritt verweigert hat, sich versteigen wollen, oder daſs Köpfe von einem niedrigeren Range ihnen in dem kühnen Fluge ihrer Gedanken nicht folgen können,

Fenelon hingegen wuſste sein metaphysisches Genie dazu zu benützen, daſs er die Begriffe vereinfachte, und sie in die verständlichsten Ausdrücke übersetzte.

Der glückliche Erfolg dieser eben so einfachen als geistreichen Methode, die F. brauchte, um sich allen Classen der Gesellschaft verständlich zu machen, brachte seine Gegner ausser Fassung. Um einer Gegenantwort überhoben zu seyn, beschuldigten sie ihn, er sey kein Theologe, und während aus allen seinen Schriften das tiefeste Studium aller Denkmahle der Erblehre hervorleuchtete, behauptete man, es fehle ihm an Tiefe: dieser Tadel war ein wahrer Lobspruch für das ihm eigne Talent, von den Wissenschaften alle Dornen, mit denen sie zu oft überladen sind, wegzustreifen; auch verschaffte ihm die Stimme des Publikum glänzende Rache an seinen ungerechten Verläumdern. Man bewunderte die Schönheit dieses lichtvollen Geistes, der über die dunkelsten Fragen immer Klarheit ausgoſs, der dahin strebte, an die Stelle nichtssagender und willkührlicher Definitionen einfache und natürliche Begriffe zu setzen, und die abgezogensten Ideen durch fühlbare und allgemein verständliche Gleichnisse zu erhellen, und der unablässig dem Scharfsinne seiner Leser eine Methode voll Klarheit und Leichtigkeit darboth, die von allem zur Erforschung der Wahrheit unnöthigen Prunke gereinigt war.

Auf eine eben so künstliche und nicht minder unredliche Weise suchte man auch F. in den Verdacht zu bringen, als neige er ganz auf das Molinistische System hin, und suche vergeblich, diese seine Vorliebe dafür zu verbergen. Nach unsern Bemerkungen hingegen ist unter allen Schulmeinungen, denen die Kirche freyen Lauf gestattet, keine einzige, zu der sich F. ausschliesslich bekennet hat, weil ihm jede derselben beynahe unübersteigliche Schwierigkeiten darboth. Er fand es weder für nützlich noch für nothwendig, diese zu lösen, oder gegeneinander auszugleichen, und hielt sich weislich innerhalb der Schranken, die sich die Kirche selbst setzen zu müssen geglaubt hat; er begnügte sich, diejenigen zu bekämpfen, welche sich von denselbigen entfernt hatten, oder entfernen wollten, und er hielt sich weder für berechtigt, noch war er anmassend genug, um seinen Untergebenen die Freyheit zu nehmen, zwischen so vielen Meinungen, welche von der Kirche weder gutgeheissen, noch verdammt worden sind, eine beliebige Wahl zu treffen.

Dieses erhellet deutlich und bestimmt aus einem an einen Klostervorsteher erlassenen Antwortschreiben, der, vermuthlich in der Meinung, ihn in Verlegenheit zu setzen, sich dazu erbothen hatte, er wolle unter allen diesen Schulmeinungen für seine Geistlichen eine ausschliefslich vortragen.

§. 3. *Schreiben Fenelon's an einen Vorsteher von Klostergeistlichen.*

„Sie fragen mich, mein ehrwürdiger Pater, was ich wohl wünschte, daſs Sie Ihren jungen Geistlichen vortragen sollten. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daſs ich gar Nichts wünsche, und daſs ich jedem die volle Freyheit gönne, welche die Kirche ihren Kindern läſst. Wer bin ich wohl, daſs ich weiter gehen sollte? Mir genügt es, im Namen derselben darauf zu dringen, daſs man nichts gegen das Concilium von Trient, und gegen die fünf Verordnungen lehre, welche sie über die neueren Lehrsätze erlassen hat: ich würde mir eine mir nicht gebührende Gewalt beylegen, wenn ich in Betreffe der unter den Katholiken freyen Schulmeinungen Gesetze vorschreiben wollte; ich will und kann keine der Meinungen verdammen, welche von der Kirche nicht sind verdammet worden, und die Reinigkeit der Glaubenslehre erfodert es keineswegs, daſs man unter den Systemen, in welche sich die Schulen theilen, einem den Vorzug gebe."

Dieser richtigen und unpartheyischen Denkweise gemäſs hatte F. in seinen letzten Lebensjahren die Schriften des h. Augustinus mit der gröſsten Anstrengung studiert; die Anhänger Luthers, Calvins und Jansen's strebten dahin, ihren Irrlehren durch das groſse Ansehen dieses Kirchenvaters eine Stütze zu verschaffen; man konnte aber leicht

zeigen,

zeigen, daſs dessen wahre Gesinnungen den Lehren aller dieser Neuerer entgegengesetzt seyen. Allein F. hatte bemerket, daſs selbst die Urheber der unter den Katholischen geduldeten Schulmeinungen sich hie und da mit zu vieler Unbescheidenheit den ausschliessenden Vorzug anmaſsten, als wandelten sie allein unter der Fahne des h. Augustinus, und daſs sie ihren Gegnern den Vorwurf machten, als seyen sie die Erben und Nachfolger jener Ketzer, welche er bekämpfet hatte.

F. hatte es sich bey seiner Anstrengung zum Zwecke gemacht, ohne Rücksicht auf ein System oder eine Parthey die ächten Gesinnungen des h. Augustinus darzulegen, die unbestreitbaren Wahrheiten fest zu setzen, welche derselbe mit so vielem Ruhme uud Verdienste in's Licht gestellet, und weit schärfer und genauer begründet hat, als irgend ein anderer Kirchenvater, und welchen die Kirche durch ihren einstimmigen Beyfall Ansehen verschaffet hat; von diesen unbestreitbaren Wahrheiten alle jene Privatmeinungen zu söndern, welche dieser groſse Mann selbst entweder als bloſse Meinungen vorgetragen, oder die Kirche nie durch förmliche Entseheidungen gut geheissen hat; endlich zu zeigen, wie die Theologen, in den Katholischen Schulen selbst, der Lehre des h. Augustinus sich mehr oder weniger nähern, und wie wenig Grund die Einen wie die Anderen haben, sich den Titel seiner alleinigen und treuen Dollmetscher beyzulegen.

gen. Aber der Tod geboth F. im Laufe dieser grossen Arbeit Stillstand; wir konnten nicht einmahl die Materialien erhalten, die er zur Ausführung dieses Entwurfs schon gesammelt hatte. Dieser Verlust ist sehr zu bedauern, es würde interessant gewesen seyn, zu sehen, wie ein so helles und lichtvolles Genie, welches sich vor jeder Systems-Vorliebe so weise zu hüten wusste, dem h. Augustin ein, seiner wahrhaft würdiges Ehrendenkmahl dadurch errichtet hätte, dass er seine Lehre von allen den spitzfindigen und willkührlichen Deutungen reinigte, welche der Partheygeist in einige seiner Ausdrücke hineintragen wollte.

§. 4. *Weitere Nachricht von den kirchlichen Angelegenheiten in Frankreich.*

Indessen riss Erbitterung ein, und die Hitze der Disputirsucht nährte in der französischen Kirche eine Unruhe und Gährung, die der Regierung zur Last fiel, und alle Leute, denen es noch mit der Religion Ernst war, in tiefe Trauer versetzte. Sollte, wie es der Kanzler von Aguesseau zu verstehen giebt, der Cardinal von Noailles einigen Antheil an der Verfertigung und Herausgabe der Schrift „*Gewissensfälle*“ genommen haben, so hat man es sehr zu bedauern, dass diesem Prälaten, der seiner Frömmigkeit, Sitten und heiligen Absichten wegen des apostolischen Zeitalters würdig war, jenes ge-

wandte

wandte Wesen und jener Geist der Klugheit fehlte, der seinem, bey weitem nicht so auferbaulichen Vorfahrer eigen war. Der Cardinal von Noailles war von Natur aus sanft, friedliebend und gemäſsigt, aber er benahm sich so ungeschickt, daſs, wenn er alle Köpfe hätte in Bewegung setzen, und gegen einander aufbringen wollen, er nicht anders hätte handeln können, als er wirklich handelte. Der Hr. von Harlay vermochte alle Partheyen zur Beobachtung des Stillschweigens, weil er niemahls von dem *ehrfurchtsvollen Stillschweigen* sprach; der Cardinal von Noailles munterte aber unbescheidener Weise alle Partheyen zum Reden und Schreiben auf, weil er selbst die Frage über das *ehrfurchtsvolle Stillschweigen* in Untersuchung nahm, oder nehmen lieſs. Auf diese ersteren Dispüte, die er so unklug angefacht hatte, folgte bald ein unglücklicher Vorfall, zu welchem er ursprünglich die unfreywillige Ursache war, der aber Schlag auf Schlag jene lange Reihe ärgerlicher Auftritte herbeyführte, die 50 Jahre den Staat und die Kirche beunruhigten, und, wenn man der ziemlich wahrscheinlichen Meinung einer groſsen Anzahl von Personen Glauben beymessen will, wenigstens mittelbar, noch weit beweinungswürdigere Auftritte am Ende dos 18ten Jahrhundertes bewirkten. Zum Glücke sind wir der Schilderung derselben überhoben, weil sie erst zur Zeit, wo F. Leben sich endete, für die Geschichte wichtig werden; wir brauchen nur auf ihren Ur-

sprung

sprung, und auf den Antheil hinzuweisen, den F. kurz vor seinem Tode an ihnen nahm.

P. Quesnel, aus dem Oratorium, von dem wir schon sprachen, hatte im J. 1671 *moralische Bemerkungen* über das neue Testament geschrieben. Dieses Buch machte anfänglich nur einen kleinen Band in Duodez aus, und enthielt blos über die vier Evangelien einige kurze Bemerkungen; der Geist der Salbung und Gottseligkeit, der allenthalben aus demselben sprach, flößte dem Volke Geschmack für die heiligen Grundsätze der Religion und der christlichen Moral ein, und Felix Vialart, Bischof zu Chalons an der Marne, fand es seiner Gutheißung würdig; er empfahl das Lesen desselben seiner Geistlichkeit und den Gläubigen seines Sprengels. Dieser Prälat stand in der französischen Kirche im besten Rufe, und seine Gutheißung war für das Buch und seinen Verfasser das ehrenvolleste Zeugniss.

Aufgemuntert durch diesen ersten Erfolg ließs Quesnel eine zweyte Ausgabe dieses Buches an das Licht treten. In dieser waren den vier Evangelien alle andere Bücher des neuen Testaments beygefügt, und die *Bemerkungen*, mit denen er den heiligen Text begleitete, waren weit ausgedehnter. Diese zweyte Ausgabe erschien in drey Duodez-Bänden, und hatte einen noch günstigern Erfolg, als die erste: auf diese zweyte Ausgabe folgte bald eine dritte, die durch alle Paraphrasen, welche Quesnel

nel seinen ersten *Bemerkungen* beygesellt hatte, noch einen grösseren Umfang erhalten hatte; sie kam in 4 Octav-Bänden im J. 1693 zu Paris im Drucke heraus, und schien die nämlichen Gesinnungen der Gottseligkeit zu enthalten, und dazu geeignet zu seyn, gewissenhafte Seelen auf die Bahn christlicher Vollkommenheit zu leiten. Diese Ausgabe von 1693 war mit der förmlichen Gutheifsung des Cardinal von Noailles, der damahls noch Bischof zu Chalons war, versehen.

Als man aber im J. 1694 eine vierte Ausgabe des nämlichen Buches wollte drucken lassen, so schien der Cardinal von Noailles, nunmehriger Erzbischof von Paris, einigen Anstand zu nehmen, ihm ferner seine Gutheifsung zu gestatten. Durch die traurige Celebrität, welche sich Quesnel seit einigen Jahren durch seine hitzige Widersetzlichkeit gegen alle von der Kirche wider die Lehre Jansen's erlassene Entscheidungen erworben hatte, war das Publicum auf ihn aufmerksam geworden, und es mufste natürlicher Weise das Besorgnifs entstehen, ob er nicht unter seine sehr gesunde und gottselige Bemerkungen — Maximen und Grundsätze eingestreuet habe, welche der Lehre, zu der er sich bekennte, günstig seyn möchten. Bekannt war es auch dem Cardinal von Noailles, dafs mehrere Theologen sich schon gegen die dogmatischen Meinungen erkläret hatten, welche P Quesnel in diesem Werke seinen Lesern einzuflösfen suchte: er entschlofs

schloſs sich demnach, diese neue Ausgabe von den Mitgliedern seiner Geistlichkeit, die er zu Rathe zu ziehen pflegte, in Untersuchung nehmen zu lassen. Aber sey es nun, daſs die Examinatoren die Ausdrücke eines blossen Erbauungsbuches nicht so streng nehmen zu dürfen glaubten, oder, daſs sie vielleicht selbst zu den Meinungen des P. Quesnel überhiengen; genug, sie fanden an dem Buche nichts zu tadeln, und der Cardinal von Noailles approbirte diese neue Ausgabe, indem er erlaubte, daſs sie ihm dedicirt wurde.

Hätte der Cardinal von Noailles bey diesem, so wie bey so vielen anderen Vorfällen, den weisen Vorstellungen der Frau von Maintenon Gehör gegeben, so würde er wahrscheinlich seinen Freunden wie seinen Feinden, diesen neuen Anlaſs nicht dargebothen haben, ihn als einen Mann zu verschreyen, der, ungeachtet seiner reinen Absichten und Gesinnungen, an eine intriguante Parthey, die seine Schwächen und Vorurtheile miſsbrauche, gleichsam verkaufet sey. Die Frau von Maintenon nahm das innigste Interesse an einem Prälaten, dessen Tugenden sie verehrte, den sie selbst an die Spitze der französischen Kirche gestellt, und dessen ganze Familie sie, so zu sagen, als die ihrige anerkannt hatte; sie suchte ihn daher frühzeitig gegen die Gefahren seiner Lage, nochmehr aber gegen die Gefahren seines eignen Characters zu verwahren Kaum hatte er die bischöfliche Würde erhalten, so

er-

ertheilte sie ihm schon die nützlichsten Rathschläge: alle Briefe, die sie ihm bey dieser Gelegenheit schrieb, drücken eine solche Mäſsigung und Unpartheylichkeit aus, und verrathen so tiefe Kenntniſs der Welt und des Hofes, daſs es der Cardinal in der Folge gewiſs sehr bereuen muſste, daſs er sich nicht ganz nach den Rathschlägen einer so einsichtigen und herzlichen Freundinn gerichtet hatte.

§. 5. *Schreiben der Fr. v. Maintenon an den Cardinal v. Noailles vom* 17. *Februar* 1701.

„Woran fehlt es, Monseigneur, daſs sie keinen Nutzen mit Ihren Arheiten stiften? Nur ein einziger Verdacht steht Ihnen im Wege, und sollte es dann unmöglich seyn, diesen Verdacht wegzuräumen? Alles, was man gegen Sie vorbringt, läuft auf den geheimen Schutz hinaus, den Sie der Jansenistischen Parthey zugestehen; Niemand sagt aber, dass Sie selbst ein Janseniste seyen. Wollten Sie wohl noch länger das Oberhaupt und der Martyrer einer Gesellschaft bleiben, von welcher Sie Sich schämen würden, ein Mitglied zu seyn? Werden Sie nicht dieses Hinderniſs, dieses einzige Hinderniſs beseitigen, das Ihnen alles Gute, zu welchem Sie berufen zu seyn scheinen, raubet? Was die Mittel betrifft, so kennen Sie diese besser als ich. Man macht weder Ihnen noch allen Ihren Umgebungen den Vorwurf des Quietismus: warum sollten Sie Sich dann nicht eben so gut von dem Verdacht des Jan-

Jansenismus reinigen können? Nie waren die Jesuiten so schwach, als dermahlen: der Pater de la Chaise getraut sich nicht, etwas zu reden: ihre besten Freunde haben Mitleiden mit ihnen; ihre ganze Gewalt beschränkt sich blos auf ihre Collegien. Ich erfahre dieses oft, und ich sehe, wie mächtig Sie wirken würden, wenn nur einmahl dieser Verdacht des Jansenismus zerstreuet wäre. Man hat Nachricht, daſs Sie zu Rom mit Leuten, die eben so sehr für den Jansenius eifern, als sie gegen den König*) erbittert sind, in mittel- und unmittelbarer Verbindung stehen. Glauben Sie mir, Monseigneur, er erfährt alles, und er hat eben nicht Unrecht, wenn er Sie in Verdacht hat. Nicht die Einlispelungen des Pater la Chaise sind schuld daran; der gute Mann, ich sage es noch einmahl, ist ganz Einfluſslos. Man (der König) hat immer noch Achtung für Sie! man hält Ihre Tugend für ungeheuchelt; man blickt auf dieselbe mit Ehrfurcht; man erlaubt mir sogar, Ihnen über Ihre Verbindungen zu Rom die Nachrichten zu geben, die ich Ihnen eben gegeben habe: gewiſs ein groſser Beweis von Achtung gegen Sie! — Vergeben Sie es mir, Monseigneur, daſs ich mir so viele Freyheit herausnehme. Sie sehen die Ursache davon: ich liebe den König, liebe das öffentliche Wohl, liebe Ihre Person

*) In Bezug auf die Streitigkeit über das Régale.

son, darum bin ich so sehr gerühret: wahrscheinlich werde ich vor Ihnen sterben; ich wünschte aber, daſs ich sterbend den König unter Ihren Händen lassen könnte."

Mag es Schwäche des Charakters an dem Cardinal, oder mag sein Hang zu einer Parthey, die ihm immer zu schmeicheln suchte, zu stark gewesen seyn, unglücklicher Weise setzte er Rathschläge auſser Augen, welche eben so sehr mit der Vernunft als mit seinem persönlichen Interesse übereinstimmten: er hätte aber, wie es scheint, ein um so gröſseres Vertrauen auf dieselben haben sollen, je weniger er sich über die redliche Zuneigung der Freundinn, von welcher sie kamen, und über die Unterstützung, die er von ihrem Einfluſse und ihrer Gunst zu erwarten hatte, täuschen konnte; auch schrieben ihm der Charakter, den er bekleidete, und die Stelle, die er einnahm, gerade den Gang vor, den ihm die Frau von Maintenon vorzeichnete; die gröſsten Vortheile für die Ruhe der Kirche, und für den glücklichen Erfolg seiner kirchlichen Amtsverwaltung muſsten endlich daraus hervorgehen. Sie trug nicht darauf an, daſs er einer Parthey den ausschlieſsenden Vorzug vor der andern bey sich geben sollte; sie schränkte sich blos darauf ein, er möchte sich wieder etwas von jener Parthey zurückziehen, in welche er sich, wie man ihn in Verdacht hatte, ein wenig zu tief eingelassen hatte.

Dieſs

Dieſs gab sie ihm noch in einem andern Schreiben *) zu verstehen.

„Man schlägt Ihnen keine gewaltthätigen Schritte gegen sie vor; solche sind nur gegen Leute nöthig, die sich durchaus demjenigen zu unterwerfen weigern, was durch ein gesetzmäſsiges Ansehen entschieden ward: was die anderen betrifft, Monseigneur, so muſs man sie durch Sanftmuth und ein gutes Beyspiel zur Besonnenheit bringen. Sie können ihnen nebst der reinen Lehre jene strenge Moral vortragen, in welcher sie sich so sehr gefallen, und mit welcher Sie mehrere Personen zu ihrer Parthey hinüber ziehen, die Gott redlich suchen, aber nicht wissen, daſs er nie bey Cabalen sich findet. Gerne wollte ich mein Blut dafür vergieſsen, wenn ich im Publikum die Worte vernehmen könnte: *Der H. Cardinal hat sich gegen die Jansenisten erklärt.* Möchte ich Ihnen doch den Verdacht recht vor das Auge halten können, den Jedermann, von den Prälaten an bis zur geringsten Nonne einstimmig gegen Sie heget! Der H. Cardinal ist kein Jansenist, aber er schonet diese Leute — der H. Cardinal ist kein Jansenist, aber er ist doch von ihnen umlagert — der H. Cardinal ist im Grunde kein Jansenist, aber er ist doch günstig für ihre Cabale gesinnt — der H. Cardinal ist kein Jansenist, aber sie prahlen doch mit ihm, ob sie gleich innerlich mit ihm,

*) Vom 24. October 1708.

ihm sehr unzufrieden sind. — Diefs sind die Reden, Monseigneur, die ich alle Tage höre, und die mir das Herz zerreifsen; mein einziger Trost ist, dafs mir noch Niemand vorgekommen ist, der Sie des Jansenismus beschuldigt, und dafs Jedermann Sie blos defswegen tadelt, dafs Sie Sich nicht laut gegen diese Leute erkläret haben.“

Der Cardinal schrieb aber, wie es immer zu geschehen pflegt, diese Stimmung der Frau von Maintenon gewifsen Vorurtheilen zu, welche man ihr gegen seine Person einzuflöfsen suche, und er beschuldigte den Bischof von Chartres, dafs er sie durch übertriebene Besorgnifse unruhig mache, und doch war es der nämliche Bischof von Chartres, der so lange Zeit mit dem Cardinal von Noailles und Bossueten gegen Fenelon im engen Bunde stand. „Der Jansenismus, sagt der Kanzler von Aguesseau, hatte dieses famöse Triumvirat, welches von dem Quietismus erzeugt worden war, zersprenget.“ Wahr ist es, es that dem Bischofe von Chartres sehr leid, als er sah, dafs der Cardinal von Noailles durch sein zweydeutiges Benehmen und unbescheidene Maafsregeln in der französischen Kirche das Feuer wieder anbliefs, welches man seit 34 Jahren glücklicher Weise gedämpfet hatte; vorzüglich bekümmerte er sich darüber, dafs sein Metropolitan in einem öffentlichen Ausschreiben dem Werke eines sonst unbekannten und blos durch seine heftige Ausfälle gegen die Entscheidungen der

Kir-

Kirche berüchtigten Schriftstellers das prächtigste Lob sprach; indessen hatte er sich aus Achtung für die Person und Würde des Cardinals enthalten, das Buch des P. Quesnel durch eine öffentliche Censur zu beschimpfen, und sich begnüget, sich mündlich über die dem Buche vorgeworfenen Irrthümer zu erklären, und das Lesen desselben einigen Klostergemeinden seines Sprengels zu untersagen. Als in der folgenden Zeit im J. 1708 das Buch der *moralischen Bemerkungen* zu Rom durch ein Decret verdammet wurde, foderte er den Cardinal von Noailles zärtlichst und dringend auf, er möchte doch den Unruhen und Stürmen, die sich von allen Seiten erhoben, zuvorkommen, und durch irgend ein geeignetes Zeugnifs die Besorgnisse seiner Collegen stillen.

Ohne Zweifel liefs der Cardinal es der Frau von Maintenon auf eine ziemlich ungeschickte Weise merken, dafs er ihre Winke und Meinungen blos von dem Einflufse des Bischofes von Chartres herleite; sie gab ihm darüber eine eben so geistreiche als geschmackvolle und wohl abgemessene Antwort: *) „Ich verhehle es gar nicht, Monseigneur, dafs ich viele Achtung für den H. Bischof von Chartres habe; *aber, ehe ich ihn kennen lernte, war ich fähig, meine Meinungen für mich selbst zu fassen, und diese Fähigkeit hat er mir nicht genommen, seit* *dem*

*) Schreiben vom 19. Jäner, 1704.

dem er mit mir bekannt ist. Wollte Gott, er fände es nur allein, daſs Sie zu schonend mit der Parthey umgehen! Ich könnte ihn so in Verdacht haben, daſs er ein wenig zu weit gienge, und sollten Sie darüber anders denken als er, so würde dieses kein Grund seyn, eine alte Freundschaft zu zerreissen.“ — Indeſsen that es ihr doch wehe, daſs ein freundschaftliches Band, welches sie selbst mit so vielem Vergnügen zwischen so schätzbaren und von ihr innigst geliebten Prälaten geknüpft hatte, nun auf einmahl zerreiſsen sollte, nachdem es schon so lange Zeit zwischen ihnen bestanden hatte; sie schrieb daher dem Cardinal von Noailles einen Brief, der ihn hätte rühren müssen, wenn er bey aller mit Rechte an ihm gerühmten natürlichen Sanftmuth nicht auch einen gewiſsen Grad von Hartnäckigkeit und Eigensinn gehabt hätte, den man zuweilen an sanftmüthigen und milden Charakteren bemerket. Sollten wohl Sanftheit und Gleichmuth, die so vielen Zauber für die Gesellschaft haben, oft nur in einer gewiſsen gefälligen Art, sich auszudrücken, und in einer Fertigkeit derselben bestehen, welche uns der öftere Verkehr mit der groſsen Welt erwirbt, ohne daſs er doch uns in Hinsicht unserer Meinungen und Denkart geschmeidiger zu machen im Stande ist?

*) „Das Unglück, welches der Bischof von Chartres

*) Schreiben derselben vom 19. Jäner 1704.

tres hatte, in Ihre Ungnade zu fallen, ist öffentlich bekannt, Monseigneur; er ist davon weit tiefer gerührt, als *ich* es von seiner Heiligkeit erwartet hatte; aber die Ursache, die man davon angiebt, fällt Ihnen nur noch mehr zu Last: bleiben Sie für ihn nicht länger so, wie Sie nun sind, Monseigneur; kein Mann in der Welt liebt, schätzt, und verehret Sie so sehr, als er; ich habe darüber die überzeugendsten Beweise, wie Sie es selbsten wohl wissen: ich weiſs mir keinen andern Grund von Ihrer Abneigung gegen ihn zu denken, als seine lebhaften Aeuſserungen gegen den Jansenismus; aber diese Ursache sollte mir weit mehr leid für Sie, als für ihn thun. Seyen Sie überzeugt, Monseigneur, wenn ich mit so vieler Freyheit spreche, so geschieht es blos aus Eifer für Sie. Nähern Sie sich im Namen Gottes diesem heiligen Bischofe wieder; ich weiſs, wie er gegen Sie gesinnet ist; ich bin ein wohl unterrichteter Zeuge; ich kann unmöglich an diese Entzweyung denken, ohne Ihnen Unrecht zu geben. Söhnen Sie Sich also wieder mit ihm aus, ich beschwöre Sie darum, und sollte es auch nur mir zu Liebe geschehen: ungerechter als Sie gegen ihn sind, kann man schwerlich seyn; er weiſs oft von allem nichts, was Sie ihm Schuld geben; Sie wiſsen sehr wohl, daſs er ein Heiliger und ein sehr sanftmüthiger Heiliger ist, ungeachtet der Schwermuth und der Galle, von welcher Sie so düstere Gemälde aufstellen."

Allein

Allein es gelang ihr nicht, bey dem Cardinal von Noailles jene Nachgiebigkeit zu finden, welche eine solche Freundinn und Wohlthäterinn, wie sie es war, natürlicher Weise sich von seiner Seite versprechen mufste. Sein unbiegsames Beharren bey einer blofsen Benehmungsweise, bey welcher sein Gewifsen gar nicht ins Gedränge kam, läfst uns hinlänglich einsehen, dafs er nicht ganz frey von vorgefafsten Meinungen, und von jenem Eigensinne war, den seine Feinde ihm zum Vorwurfe machten. Vielleicht bedauerte es die Frau von Maintenon bey dieser Gelegenheit, dafs sie so leichterdings ihre ersten Gefühle für F. aufgab, und dagegen ihre Zuneigung und ihr Vertrauen einem Manne schenkte, der ihr nun so übel dafür lohnte. Sie sah hier mehr als jemahls das Hinfällige aller menschlichen Freundschaft ein, die so selten die Glückseligkeit gewähret, welche sie zu versprechen scheint. Diese traurige Erfahrung war nur zu sehr dazu geeignet, jene Schwermuth und Lebenssattheit in ihrem Herzen zu unterhalten, die sie in zahlreichen Briefen durchschimmern läfst.

„Zweifeln Sie nicht, Monseigneur, (so schrieb sie an den Cardinal von Noailles den 31. December 1711) dafs ich Ihnen in meinem ganzen Leben ergeben seyn werde; es wird aber nicht mehr lange währen, bald wird der Tod mich der Gegenwart entziehen, die mich betrübet, und der Zukunft zuführen, die mich in Schrecken setzt. Ich habe meine Tage un-

ter

ter Vergnügungen und Thränen zugebracht; ich hätte glücklich seyn können, wenn ich weniger auf die Menschen gezählet hätte. Dieſs soll kein Vorwurf für *Sie* seyn, Monseigneur, sondern ich suche Trost bey *Ihnen*, indem ich Ihnen die Quelle meiner *Bekümmerniſse* aufdecke.“ *)

Ohne Zweifel glaubte der Cardinal allen seinen Gegnern jetzt überlegen zu seyn, nachdem er sich in einem und dem nämlichen Jahre von zwey Männern befreyet sah, deren Uebergewicht bey dem Könige und der Frau von Maintenon er am meisten fürchtete. Der P. de la Chaise starb im Jäner, und der Bischof von Chartres im September 1709; aber die künftigen Ereigniſse belehrten ihn, daſs dieſs, was er für seinen Vortheil hielt, sein wahres Unglück war. Welch ein betrübter Anblick es auch für den Bischof von Chartres seyn mochte, daſs sich der Cardinal von Noailles einer intriguanten Parthey, die er weder zu lenken, noch im Zaume zu halten muſste, zu einem zu folgsamen Werkzeuge hingab, so ehrte er doch seine Frömmigkeit, schätzte seine Sitten, und war unfähig, es an der Achtung, welche seinem Range und seiner Würde ge-

*) Sie schrieb dem Herzoge von Noailles: „Ich und der Hr. Cardinal zerfallen täglich mehr miteinander; er erlaubt sich Ungerechtigkeiten gegen einen meiner Freunde, die mich empören würden, wenn sie einem meiner Laquayen widerführen.“

gebührten, fehlen zu lassen. Der P. de la Chaise war vielleicht noch sanfter und bescheidener, und, wiewohl er es ohne Zweifel sehr ungerne gesehen hat, daſs der Cardinal von Noailles ohne seinen Einfluſs und wider seinen geheimen Wunsch Erzbischof von Paris geworden ist, so griff er ihn doch niemahls persönlich an, sondern begnügte sich, sich nur selbst gegen das Uebergewicht sicher zu stellen, auf welches der neue Erzbischof von Paris, mächtig dazu von der Frau von Maintenon unterstützt, bey dem Könige hätte Anspruch machen können. Die Ungeschicklichkeit des Cardinals nützte ihm aber in dieser Hinsicht weit mehr, als alle seine eignen klugen und behutsamen Maaſsregeln: aber er hatte zu seinem Nachfolger in der Stelle des königlichen Beichtvaters einen Mann, dessen Charakter sich sehr von dem seinigen unterschied. Alle Denkschriften aus dieser Zeit haben sich über den P. Letellier mit einer solchen Strenge ausgedrücket, daſs es sehr schwer zu glauben ist, daſs er nicht wenigstens einen Theil der Vorwürfe, die man seinem Charakter gemacht hat, sollte verdienet haben. Doch muſs man gestehen, daſs er an den ersten Stöſsen, die man dem Cardinal von Noailles geradezu versetzte, keinen Theil hatte. Als das Werk des P. Quesnel, das er gutgeheissen hatte, und welches die Ursache aller ihm gemachten Verdrüſsigkeiten war, den 13. Julius 1708 zu Rom

ver-

verdammet wurde, war P. Letellier noch nicht am Hofe angestellet.

Die von mehreren Bischöfen gegen dieses Buch schon geführten Beschwerden, und das zu Rom erlassene Urtheil hätten allerdings den Cardinal bewegen sollen, über seine Gutheifsung, mit der er dieses Werk beehret hatte, einige Erklärungen ans Licht treten zu lassen. Freylich legte Rom's Urtheil ihm dazu keine förmliche Verbindlichkeit auf, weil es demselben noch an den kirchlichen und bürgerlichen Formen fehlte, die doch dazu erfoderlich waren, um ihm den Charakter eines gesetzmäfsigen und kanonischen Urtheils zu ertheilen; allein es hätte ihn doch verleiten sollen, um einige kluge und anständige Vorkehrungen zu treffen, durch die seinen wahren Freunden Muth gemacht, die schlimme Absicht seiner Feinde aber vereitelt werden konnte. Wenn er dem gottseligen Geiste, der fast aus allen Blättern dieses Werkes sprach, Beyfall ertheilte, so hatte er sich dadurch keineswegs als Vertheidiger der Irrthümer und gewagten Meinungen hingestellt, welche einem schärfer prüfenden Auge konnten sichtbar werden, und die bey den bekannten Grundsätzen des Verfassers um so verdächtiger und gefahrvoller werden konnten. Dieser einzige Schritt würde ihn hinreichend wegen seiner persönlichen Gesinnungen gerechtfertigt, ihn von allem Verdachte befreyet, und seine Ruhe sowohl,

als

als die der französischen Kirche auf immer sicher gestellet haben.

Aber dieser Prälat hatte, wie man es schon hat bemerken können, neben seinen Tugenden und aufserordentlich schätzbaren Eigenschaften in seinem Charakter jene Mischung von Schwäche und Eigensinn, die nur zu gewöhnlich das Erbe von Männern ist, welche sich mehr durch die Geradheit ihrer Absichten und Gesinnungen, als durch die Richtigkeit und den Umfang ihrer Ideen empfehlen; er verlor alle seine Zeit als Bischof mit gelehrten Streitigkeiten, wobey er, weil er unkluger Weise in seinen Behauptungen zu weit gieng, sich stets gezwungen sah, sie wieder zurück zu nehmen, und die endlich damit endeten, dafs er alle Partheyen gleich mifsvergnügt machte. Nicht ohne Grund stellt ihn uns der Kanzler von Aguesseau dar, „als einen Mann, welcher nur fliehend zu kämpfen pflegt, und in seinem Leben weit mehr schöne Rückzüge, als schöne Vertheidigungen zu Stande gebracht habe."

§. 6. *Von einem Aufsatze Bossuets über die moralischen Bemerkungen des P. Quesnel.*

Er glaubte sich gegen jede Gefahr dadurch zu decken, wenn er sich hinter dem grofsen Namen Bossuets versteckte; aber so grofs und ehrfurchtgebietend auch ein solches Ansehen ist, so konnte es

ihm

ihm doch nur unter der Voraussetzung Schutz gewähren, daſs es ganz deutlich zu seiner Gunst sich erklärte.

Es ist gewiſs, daſs, als bey der Erscheinung des *kirchlichen Problemes* im J. 1699, der Cardinal von Noailles wegen der Vorwürfe, die man ihm wegen der dem Buche der *moralischen Bemerkungen* verstatteten Gutheiſsung machte, in ziemliche Verlegenheit kam, er Bossuet zu Hilfe gerufen hatte; eben damahls ging man damit um, eine neue Auflage dieses Buches zu veranstalten. Es war daher dem Cardinal, so wie den Anhängern des P. Quesnel gleich sehr darum zu thun, die Anklagen zurück zu weisen, die schon gegen das Buch der *moralischen Bemerkungen* laut zu werden begannen; ohnehin hatte er sich unkluger Weise verleiten lassen, dieser neuen Ausgabe durch ein Ausschreiben Ansehen zu verschaffen; man konnte ihn aber wegen dieser Gutheiſsung nicht anders rechtfertigen, als dadurch, daſs man den Verfasser entschuldigte, und seine Ausdrücke so sehr milderte, als es nur immer in einer so kitzlichen Materie möglich war. In diesem Geiste schrieb Bossuet seine Art von Denkschrift, von der hier die Rede ist. Liest man sie aufmerksam, so wird man sehen, daſs er sich weit mehr mit der Rechtfertigung des Cardinals, als mit jener des P. Quesnel beschäftigt: man wird auch bemerken, daſs er nie die Absicht hatte, sie unter seinem Namen, sondern unter jenem der zur Prüfung des Buches

auf-

aufgefoderten *Theologen* ans Licht treten zu lassen, er hatte sogar dieses verdrüſsige Geschäft nur unter gewiſsen Bedingungen übernommen. Er schrieb also einen *Vorbericht*, der aber nicht eher an der Spitze der neuen Ausgabe erscheinen sollte, als bis man hundert und zwanzig Sätze des Textes, die ihm den meisten Tadel zu verdienen schienen, entweder umgeändert, oder verbeſsert hätte; einer groſsen Zahl anderer Sätze, welche ihm bloſs zweydeutig und einer Erklärung bedürftig zu seyn schienen, suchte er, eine günstigere Deutung zu geben. Aber eine solche Arbeit, die man mehr für eine Censur als für eine Gutheiſsung des Werkes ansehen muſste, konnte den Absichten des Verfassers und seinen Anhängern unmöglich entsprechen; man lieſs also die Ausgabe vom J. 1699 erscheinen, hütete sich aber wohl, ihr den *Vorbericht*, um welchen man Bossuet so dringend ersucht hatte, vorzusetzen. Eine so auffallende Unredlichkeit klärte Bossueten über die hinterlistigen Absichten auf, die man bey der an ihn gemachten dringenden Bitte hatte; auch sind unverwerfliche Zeugnisse darüber vorhanden, daſs dieser Prälat sich während der 4 Jahre, die er noch lebte, laut gegen dieses Buch erklärte, so wie man es nämlich hatte erscheinen lassen, ohne die zahlreichen von ihm gefoderten Verbesserungen anzubringen. *)

Den

*) Die Fr. v. Maintenon sagte in der Folge dem H. Herzoge von

Den Entwurf zu diesem *Vorberichte* hatte Bossuet unter seinen Papieren als eine unvollendete und unnütze Arbeit hinterlassen: erst einige Jahre nach seinem Tode gelang es einem nach Meaux verbannten, warmen Freunde des P. Quesnel, sich eine Abschrift davon zu verschaffen, die er zu Tournai unter dem betrügerischen Titel: *Rechtfertigung des Buches der moralischen Bemerkungen von dem seligen Bischofe zu Meaux, Herrn Bossuet*, drucken liefs.

Dieses waren die so leicht zu ersteigenden Verschanzungen, hinter welchen der Cardinal von Noailles die ihm gedrohten Angriffe abschlagen wollte; aber er sah nur zu bald ein, dafs eine so schwache Vertheidigungslinie ihm weder Sicherheit noch Rechtfertigung gewähren konnte.

Ein unvermutheter Vorfall, auf den er viel Gewicht legte, rifs ihn in der Folge auf einmahl zu falschen Maafsregeln hin, die den Ueberrest seines Lebens für allzeit verbitterten. Es verdient wirklich bemerkt zu werden, dafs der Cardinal von Noailles selbst die Constitution Unigenitus auf eine gewisse Weise heraus foderte, und zwar durch die Hitze, mit welcher er sich in eine Privatstreitig-

keit

von Burgund, als er Dauphin geworden war: „Bossuet habe ihr mehrmal erklärt, das neue Testament des P. Quesnel sey so sehr von dem Jansenismus angesteckt, dafs es keiner Verbesserung empfänglich sey.“

keit einliefs, die er bey ihrem Entstehen so leicht hätte ausgleichen, oder unterdrücken können.

§. 7. *Streit der Bischöfe von Rochelle und Luçon.*

Die Bischöfe von Rochelle und Luçon gaben im J. 1711 eine von ihnen gemeinschaftlich abgefafste Pastoral-Instruction heraus, die sich vom 15. Julius 1710 datirte. Diese Pastoral-Instruction verdammte die *moralischen Bemerkungen* des P. Quesnel als ein Buch, welches die Irrlehren Jansens enthalte und erneuere; sie entwickelte die streitigen Fragen mit vieler Weitläufigkeit, und sie konnte für eine dogmatische Abhandlung über die Gnade gelten.

Sobald sie gedruckt, und zu la Rochelle ans Licht getreten war, schickte der Buchdrucker, wie es gewöhnlich ist, eine grofse Menge von Exemplaren seinem Correspondenten zu Paris: dieser, dem es wenig um den Wohlanstand, aber desto mehr um Gewinn zu thun war, liefs das Werk durch eine Menge von Anschlagezetteln auf allen Plätzen und Ecken der Strafsen ankündigen; man legte es sogar, wie man bemerkt haben will, recht darauf an, dafs diese Zettel sogar an die Thore und Wände des erzbischöflichen Pallastes angeheftet wurden. Das Ausschreiben der beyden Bischöfe enthielt ein Verdammungsurtheil über ein Werk,

welches

welches ehemals von dem Cardinal von Noailles war gutgeheiſsen worden, und es konnte wirklich nichts beleidigender seyn, nichts so sehr gegen allen Wohlanstand anstoſsen, als diese empörende Geschäftigkeit, vorausgesetzt jedoch, daſs sie absichtlich war. Die beyden Bischöfe haben es immer betheuert, daſs sie keinen Theil an einem so unverantwortlichen Verfahren hätten. Vielleicht hätte der Cardinal seiner Würde nichts vergeben, wenn er sich mit einer solchen Miſsbilligung begnüget hätte: er hatte bey dieser Gelegenheit von den vorzüglichsten Corporationen seines Sprengels solche Beweise von Anhänglichkeit, Achtung und Theilnahme erhalten, daſs sie ihn hinlänglich wegen eines Schimpfes trösten muſsten, der ganz auf seine Gegner zurück fiel, weil man sie bey der ersten Aufwallung, den diese Sache erregte, wirklich für schuldig gehalten hatte: es lag nur an ihm, eine so glückliche Stimmung ganz zu seinem Vortheile zu benützen. Die Miſsgunst hatte ihm weit beſsere Dienste geleistet, als seine eigne Geschicklichkeit; aber es war nun einmahl das Loos des Cardinal von Noailles, daſs er sich immer selbst im Lichte stand, so sehr und standhaft ihn auch immer das Glück zu begünstigen suchte. Er fing leicht Feuer, und man wuſste dieses noch mehr anzufachen. Die beyden Bischöfe hatten ihre Neffen in dem Seminarium zu Saint-Sulpice, und er warf, ziemlich übereilt, den Verdacht auf sie, daſs sie die Anschla-

gezettel, die ihn so empfindlich beleidigt hatten, hätten anheften lassen.

Vergebens betheuerte ihm der Vorsteher des Seminariums auf die förmlichste Weise, daſs diese zwey Geistlichen, welche stets und unmittelbar unter seinen Augen und seiner Oberaufsicht ständen, an jenen Anschlagezetteln, die so viel Lärmen und Aergerniſs erreget hatten, keinen Theil hätten, noch haben könnten; der Cardinal blieb unerbittlich. In dem ersten Aufwallen seines Unwillens miſsbrauchte er, freylich auf keine für ihn ehrenvolle Weise, seine Gewalt so sehr, daſs er dem General-Superior von Saint-Sulpice befahl, sie aus seinem Seminarium fortzuschicken, ob sie gleich sehr auferbaulich daselbst gelebt hatten. Durch diesen seinem Range so wenig angemessenen Schritt schadete er sich auſserordentlich. Fenelon bemerkte mit Grunde, daſs, da die Seminarien als öffentliche Schulen müſsten betrachtet werden, man Niemand aus denselben verstoſsen dürfe, auſser er müſste persönlich eine so beschimpfende Strafe verdienet haben. — Die beyden Bischöfe, die nun auch ihrerseits in der Person ihrer Neffen beleidigt waren, schrieben an den König, um sich bey ihm unmittelbar über den Cardinal wegen seines Benehmens gegen sie zu beschweren. In ihrer Pastoral-Instruction hatten sie sich gehütet, auch nur den leisesten Verdacht über die Gesinnungen dieses Prälaten zu äuſsern; sie schränkten sich darauf ein, ein Werk zu verdammen,

men, das schon von dem Papste und von mehreren Bischöfen Frankreichs verdammet worden war: aber in ihrem Schreiben an den König überliefsen sie sich der vollen Lebhaftigkeit ihrer vielleicht zu weit getriebenen Empfindlichkeit: „Ohne Scheu sprachen sie darin von dem Cardinal von Noailles wie von einem Begünstiger der Neuerer und Ketzer; sie sagten: Neuerungen in Religionssachen hätten von jeher im Staate nur in so ferne um sich gegriffen, als sie von mächtigen und für ihre Collegen furchtbaren Bischöfen seyen in Schutz genommen worden, und die tiefsten Wunden, die der Kirche unter den heydnischen Kaisern seyen geschlagen worden, rührten von den Bischöfen der kaiserlichen Städte her, welche ihr durch diese Plätze erhaltenes Ansehen mifsbraucht hätten.“

Ohne ihr Vorwifsen und ohne ihre Theilnahme wurde dieses Schreiben bald öffentlich bekannt, denn sie hatten für sich über diesen Schritt das tiefste Stillschweigen beobachtet. Als sie ihr Schreiben an den König dem für dieses Geschäftsfach angestellten Staats-Sekretär einhändigen liefsen, so begnügten sie sich, dem Hrn von la Vrilliére, herkömmlicher Sitte zufolge, eine Abschrift davon zu übersenden, und wahrscheinlich kam durch die Untreue oder Unbescheidenheit des Kanzley-Personals dieses Ministers nun das Schreiben zur Kenntnifs des Publikum. Auch diesen neuen Anfall seiner Gegner konnte der Cardinal noch zu seinem Vor-

theile wenden. Das Schreiben der beyden Bischöfe an den König wurde fast allgemein mifsbilliget; eine so auffallende Klage, die gegen einen durch seine Sitten und Tugenden geachteten und verehrungswürdigen Cardinal an dem Fufse des Thrones erhoben wurde, hatte ganz Paris und den sämmtlichen Hof gegen seine Verläumder empöret. So sehr sich auch die beyden Bischöfe durch alle ihres Amtes würdige Tugenden, durch ihre Liebe, und ihr erbauliches regelmäfsiges Betragen, mit welchem sie ihren Diöcesen vorstanden, auszeichneten, so kannte man sie doch beynahe nicht; sie hatten am Hofe keine Freunde, keine Anverwandten, welche ihnen mit ihrem Credit und Schutze hätten nützlich werden können; und nur zu ihrem gröfsten Nachtheile konnten sie es mit einem Cardinal-Erzbischofe der Hauptstadt aufnehmen, der von einer mächtigen Familie umgeben war, in unmittelbarer und ununterbrochener Berührung mit dem Könige stand; und, was über alles ging, der Freundschaft der alles vermögenden Frau von Maintenon gewifs war. Allein der Cardinal von Noailles hatte, wie wir es schon angedeutet haben, immer das Unglück, dafs er die günstigsten Gelegenheiten, die ihm das Glück nur darbiethen konnte, wider sich selbst kehrte: er gab eine Verordnung gegen die Pastoral-Instruction der Bischöfe von la Rochelle und Luçon heraus; er verboth, diese zu lesen, oder zu vertheilen, und legte ihr Grundsätze einer schlaffen Moral, und

die schon in Bajus und Jansenius verdammten Irrlehren zur Last. Diese so unerwartete Beschuldigung setzte das Publikum einigermaſsen in Erstaunung; es konnte nicht begreifen, wie eine Schrift, die offenbar den Zweck hatte, alles, was der Lehre des Bajus und Jansenius ähnlich sah, streng zu verbannen, selbst von den diesen Männern vorgeworfenen Irrthümern sollte angesteckt seyn. Sollte man nicht die Vermuthung wagen dürfen, daſs die Rathgeber des Cardinals, die selbst wegen zu vieler Begünstigung der neuen Meinungen im Verdacht waren, den Gedanken haben veranlassen wollen, als sey es leicht, den Jansenismus auch in den ihm entgegengesetztesten Schriften zu finden?

Mit einer scheinbaren Schonung wollte der Cardinal sich die Miene geben, als halte er die Pastoral-Instruction nicht für die Arbeit der zwey Bischöfe, deren Namen sie führte, und als sey sie ihnen betrügerisch unterschoben: mit Hilfe dieser Verstellung konnte er sich um so freyer das Vergnügen machen, das Werk mit einer Censur zu belegen, und er ersparte sich zugleich den Vorwurf, daſs er über Acten, die von einer fremden, von der seinigen ganz unabhängigen Jurisdiction ausgeflossen wären, sich eine Gerichtsbarkeit angemaſset hätte.

Dieser strittige Punkt über den Umfang und die Gränze der bischöflichen Jurisdiction veranlaſste einige Schriften, in denen es leicht war, wie es

auch

auch immer bey dergleichen Materien zu geschehen pflegt, Thatsachen den Thatsachen, Authoritäten den Authoritäten, Principien den Folgerungen und Einwendungen, und diese den Principien entgegen zu stellen. Da die kirchliche Polizey zum Theile ein Werk der Zeit und der Umstände ist, da sie nach und nach durch Particulargesetze, und nach Localitäten eingerichtet wurde, so ist es bey dem Mangel eines ersten und allgemeinen Gesetzes niemahls möglich gewesen, die Natur und die Gränzen aller Jurisdictionszweige scharf und genau zu bestimmen. Der Wechsel und die Umänderungen, die mit ihnen vorgenommen wurden, gestatten den gegenseitigen Ansprüchen der Behörden und den gelehrten Forschungen der Kritiker einen weiten Spielraum, und aus letzteren kann man sich mit Waffen sowohl zum Angriffe als zur Vertheidigung gleich gut versehen. Sey diesem indessen, wie ihm wolle, die Verordnung des Cardinals von Noailles gegen seine zwey Collegen machte, daſs ihnen der gröſste Theil der französischen Bischöfe, die in dieser Unternehmung eine Beeinträchtigung ihrer gemeinschaftlichen Rechte erblickten, zu Hilfe eilte: sie wurde sogar am Hofe übel aufgenommen, und die Frau von Maintenon verhehlte es diesem Prälaten nicht, so sehr sie ihm auch zugethan war. „Das Schreiben der Bischöfe, schrieb sie ihm im J. 1711, läſst sich nicht rechtfertigen: Sie hätten wegen der Genugthuung, auf welche Sie antrugen, die Antwort

wort

wort vom Könige selbst vernehmen sollen, aber Sie lassen mittlerer Weile eine Verordnung ergehen. Man sagte ganz laut in dem Saale zu Marly, zeither habe man Mitleid mit Ihnen gehabt, aber nun seyen *Sie nicht* mehr zu entschuldigen. Ihre Verordnung hatte ich schon gelesen, und mir schien es, als gingen Sie glimpflich mit den Bischöfen um; aber man behauptet, daſs dieselben sich sehr beleidigt fühlen würden.“ Der König, der Anfangs sehr geneigt zu seyn schien, dem Cardinal Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nahm wirklich diesen Mangel an Vertrauen auf seine Billigkeit und seinen guten Willen so übel auf, daſs er ihm schreiben lieſs: „Nachdem er einmahl sich selbst Recht verschaffet habe, so könne er sich die Mühe ersparen, nach Marly zu kommen.“

Wenn man sich einen Begriff davon machen will, wie sehr der Cardinal sich selbst vergaſs, und wie äuſserst unklug er sich dem Gefühle seines Unwillens überlieſs, der von gefährlichen Freunden in seinem Busen immer mehr genähret wurde, so darf man nur das folgende Bruchstück eines seiner Briefe an die Fr. v. Maintenon lesen: „Ist es billig, daſs, während die *elendesten aller Prälaten* Ausschreiben ergehen lassen, dieses ein Erzbischof von Paris sich nicht solle herausnehmen dürfen?“ — Es ist niederschlagend, daſs der Feder eines so frommen Prälaten dergleichen Ausdrücke entschlüpften, und zwar gegen andere Prälaten, über welche

er

er sich wohl zu beschweren haben mochte, denen aber doch Niemand Frömmigkeit absprach, und die, wenn sie sogar bey ihren für den Cardinal freylich nicht angenehmen Maſsregeln eines übertriebenen Eifers beschuldigt werden konnten, doch über allen Verdacht ehrgeiziger oder eigennütziger Absichten erhoben waren.

Dieses war die verdrüſsige Lage, iu die er sich hatte hineinreissen lassen, so daſs er nun unfreywillig blos den Eindrücken folgte, die man auf ihn machte. Fenelon *) drängt dieses in wenigen Worten sehr ausdrucksvoll zusammen: „Die Parthey, welche ihn beherrschet, schmeichelt ihm mit eiteln Hoffnungen von Ruhm und höherem Ansehen; sie will lieber ihren Gönner gefährden, als sich von ihm verlassen sehen.“ Aber selbst die Bösartigkeit seiner Feinde verschaffte dem Cardinal auf einmahl eine unerwartete Gelegenheit, alle seine Ungeschicklichkeiten wieder gut zu machen, all sein Benehmen zu rechtfertigen, und alle die lichtscheuen Griffe an den Tag hervorzuziehen, die man sich zu erlauben wagte, um ihn anzuschwärzen, oder wenigstens sein Unrecht zu vergröſsern.

§. 8.

*) In einem Schreiben an den Herzog von Chevreuse den 16. März 1711.

§. 8. *Auffallendes Benehmen des Cardinals von Noailles gegen die Jesuiten.*

Man konnte nie recht dahinter kommen, wie man es anstellte, um dem Cardinal von Noailles ein *offenes Paket* von Papieren in die Hände zu spielen, das Briefe vom Abbé Bochart von Savon an seinen Oheim, den Bischof von Clermont enthielt; diesem gab der Abbé darin Nachricht, er habe mit dem P. Letellier eine Unterredung gehabt, und sey mit ihm übereingekommen, er wolle ihm den Entwurf eines Schreibens an den König überschicken, das er unterzeichnen sollte, und welches die stärksten Klagen über den Cardinal wegen seines Benehmens gegen die Bischöfe von la Rochelle und Luçon führte; diesem Briefe lag noch der Entwurf eines Ausschreibens bey, welches er ihn ebenfalls zu unterzeichnen bath, und worin das Buch des P. Quesnel verdammt wurde. Zu gleicher Zeit machte der Abbé Bochart seinem Oheim zu wissen, daſs eine groſse Zahl anderer Bischöfe bereit sey, ihre nach dem nämlichen Geiste schon abgefaſsten Ausschreiben öffentlich ergehen zu lassen, und daſs der Beichtvater des Königs diese allgemeine Bewegung des bischöflichen Körpers mit seinem ganzen Credit unterstützen würde.

Der Cardinal von Noailles säumte nicht, alle diese Papiere sogleich dem Könige, und dem nunmehrigen Dauphin, dem Herzoge von Burgund, der

den

den Auftrag hatte, den Zwist dieses Prälaten mit den beyden Bischöfen auszugleichen, zu übersenden. Sie machten den tiefsten Eindruck auf das Gemüth beyder, des Königs uud des Prinzen, und es ist nicht zu zweifeln, dafs sie ihm die glänzendeste Genugthuung würden verschaffet haben, wenn er sich nur ganz auf ihre Billigkeit verlassen, und die Wirkungen davon hätte abwarten wollen. Seine bestürzten Feinde besorgten alles, und seine Freunde sprachen laut davon, die Verabschiedung des P. Letellier sey das geringste, was man einem so grausam mifshandelten Cardinal und Erzbischofe zu Paris zur Genugthuung thun könne.

Es ist unbegreiflich, wie dieser Prälat, der stets von der Frau von Maintenon die nützlichsten und seiner Lage vollkommen angemessenen Rathschläge erhalten konnte, den blinden Einlispelungen der ihn belagernden Parthey immer den Vorzug geben mochte. Ohne auf die Genugthuung, die ihm gebührte, und die man ihm zu geben bereit war, zu warten, wagte er einen Schritt, der dem Herzen des Königs sehr empfindlich seyn mufste; und hatte die Unbesonnenheit, einem Acte seiner bischöflichen Gewalt die ganze Form seiner persönlichen Rachsucht aufzudrücken: er entzog auf einmahl dem gröfsten Theile der Jesuiten, welche in dem Sprengel von Paris den Beichtstuhl versahen, alle ihre Vollmacht, und gab von diesem so plötzlichen und so auffallenden Verbothe den Grund an, „sie trügen

eine schlimme Lehre vor, und wiegelten die Heerde gegen ihren Hirten auf.

Aber Fenelon macht in einem besonderen Aufsatze, der sich unter seinen hinterlassenen Papieren befindet, die Bemerkung, und mit ihm machten sie noch eine grofse Menge von Personen, die bey diesen traurigen Streitigkeiten ganz unbefangen waren: „Wie ging es denn zu, dafs diese *schlimme Lehre* dem Cardinal seit 30 Jahren kein Hindernifs war, den Jesuiten Vollmacht zu ertheilen? Und wenn sie die *Heerde gegen den Hirten aufswiegelten*, so foderte eine so schwere Anklage Beweise, die um so leichter müfsten einzuholen seyn, weil ein solcher Frevel nothwendiger Weise Handlungen, Reden und Schriften voraussetzte, welche durch eine gerichtliche Untersuchung oder wenigstens durch offene Darlegung in das helleste Licht konnten gestellet werden.“ Der Cardinal konnte nicht vorwenden, ein Ueberrest von Schonung für eine religiöse Corporation hätte ihm eine solche Zurückhaltung gebothen; die Anklage und die Strafe waren öffentlich, warum sollten es denn nicht auch die Beweise seyn?

Uebrigens wurde der Cardinal von Noailles nicht blos von Fenelon, dessen Aussage vielleicht verdächtig scheinen könnte, sondern selbst von seinen aufrichtigsten Freunden wegen seines folgewidrigen und unklugen Benehmens getadelt. Die Fr. von Maintenon, welche zuverlässig keine Freun-

dinn

dinn der Jesuiten war, schrieb ihm: „Sie werden Sich, Monseigneur, über das, was Sie an mir Güte nennen, niemahls betrügen; ich kann nie aufhören, für meinen Erzbischof Respect, für Ihre Tugenden Achtung, und, wenn ich es sagen darf, für Ihre Person Liebe zu haben. Aber wahr ist es auch, dafs alle diese Empfindungen für mich weiter nichts, als eine Quelle von Unannehmlichkeiten sind; ich werde nicht auf jeden Artikel Ihres Briefes antworten, weil wir miteinander schon hundertmal, wiewohl vergeblich, darüber gesprochen haben. Sie gehen aber über einen Punkt, nämlich jenen, der die Jesuiten betrifft, hinaus; hier glaubt der König keine Gewissensangelegenheit, sondern blofse Rache zu erblicken, welche sie ihm hätten zum Opfer bringen können; mögen Sie Sich nun wirklich an denselben rächen, oder sie nur wegen ihres Mangels an dem Ihnen gebührenden Respecte haben strafen wollen. Ich kann mich nicht entschliefsen, Ihnen zu schmeicheln, und mein Respect erlaubt mir nicht, gerade von der Brust zu reden. — Sie behandeln diese Sache der Jesuiten als eine geistige Sache; der König sieht sie als eine Privatsache, er sieht sie als eine Rache gegen Leute an, von denen Sie Sich beleidigt glaubten, und auch wirklich beleidigt worden sind. Dieses Rachegefühl wünschte ich, dafs Sie es allem dem, was Sie ihm zu verdanken haben, und seiner steten Freundschaft für Sie, zum Opfer bringen möchten: denn wenn

Sie

Sie sagen, sie seyen unfähig, Beicht zu hören, so ist es doch wirklich eine Unmöglichkeit, daſs sie auf einmahl so unfähig sollten geworden seyn: haben sie sich in eine Intrigue gegen Sie eingelassen, so fällt diese nur einigen Individuen zur Last. Sie beschimpfen aber ihre ganze Gesellschaft, und machen ihnen ein Verbrechen daraus, daſs sie sich unschuldig nennen.“

Ich weiſs nicht, ob man den Begriff, den dieser Brief der Fr. v. Maintenon von der Mäſsigung Ludwigs XIV. aufstellt, lebhaft genug beherzigen wird. Diese Mäſsigung war an ihm das bewunderungswürdige Werk der Religion; dieser so mächtige und unumschränkte Fürst respectirt an dem Cardinal von Noailles die Gewalt seines geistlichen Amtes, und während dieser Prälat durch Ausübung seiner kirchlichen Jurisdictionsacte ihn empfindlich kränket, beträgt sich der Monarch nur als Christ; vergiſst, daſs er strafen und Rache nehmen kann, und begnügt sich, blos die Sprache der *Freundschaft* ins Mittel treten zu lassen.

Immer ist der Partheygeist geneigt, den Schritten und Meinungen seiner Gegner eigennützige oder ehrgeizige Absichten beyzumessen: man lieſs es daher auch nicht an Vorspiegelungen fehlen, daſs F. sich von der geheimen Begierde, den Credit der Jesuiten zu schonen, leiten lasse, um sich durch dieselben seine Rückkehr an den Hof, und zu den Staatsgeschäften zu erleichtern; allein er war mit sei-

seiner persönlichen Lage, und mit der Stimmung des Hofes in Hinsicht seiner zu sehr bekannt, als dafs er sich mit einer so eitlen Hoffnung hätte schmeicheln sollen: wir brauchen gar nicht dazu zu setzen, dafs ein Geist, wie der seinige, über so kleinliche Berechnungen vollkommen erhoben war; er kannte jedoch die Gerüchte, die man wegen seiner Verbindung mit den Jesuiten in Umlauf zu bringen suchte. Unter den ungedruckten Briefen, die wir von ihm besitzen, befindet sich einer, den er in dieser Hinsicht an einen seiner Freunde schrieb: er erklärt sich darin so offen und ohne allen Rückhalt, dafs jeder Zweifel an seiner Aufrichtigkeit um so mehr verschwinden mufs, je vollkommener diese Erklärung mit allen Umständen seines öffentlichen und Privatlebens übereinstimmt. „Mag die Parthey immerhin sagen, ich halte mich zu den Jesuiten nur aus Politik! Sie wird nicht ermangeln, eben dieses von allen zu sagen, die ihre Lehre nicht begünstigen. Diese Leute haben den Wahn, es sey gar nicht möglich, dafs man eine andere Sprache führe, als sie, aufser dadurch, dafs man ein Verräther an seinen Gewifsen werde, um einer Gesellschaft, die in Credit stehet, sich gefällig zu machen.“

„Allein billig denkende Personen werden es leicht einsehen, wie sehr ich davon entfernt bin, den Jesuiten aus Politik nachzulaufen: ich bin wahrhaft ihr Freund, wie ich es billig seyn mufs, ich

bin

bin ihnen in Allem, was in meinem Kräften stehet, gefällig, so wie ich es gleichfalls gegen Leute bin, die wider sie cingenommen sind; icb bin so geartet, daſs ich mir gerne die ganze Welt verbindlich *machte*; aber die Jesuiten herrschen nicht in meinem Sprengel, mein Vicariat ist mit Landeskindern besetzt, die mit ihnen in keiner Verbindung stehen, und sollte sich irgend ein Jesuit in meiner Diöcöse einen Fehler in Hinsicht des Dogma oder der Moral zu Schulden kommen lassen, so dürfte ich es ihm vielleicht weit ernstlicher verweisen, weit nachdrücklicher bey seiner Gesellschaft auf seine Bestrafung dringen, als irgend ein anderer Bischof, der in keinem so guten Vernehmen mit ihnen stehet."

Mit Vergnügen sehen wir sogar, daſs F. bey aller günstigen Stimmung für die Jesuiten, es ihnen doch sehr übel nahm, daſs sie durch ihren Credit dem Cardinal von Noailles zu schaden suchten. Gerade in solchen Umständen, wo der Partheygeist nur zu oft die natürlichen Gefühle verläugnet, die Urtheilskraft irre führet, und sich gerne hinter scheinbare Vorwände verstecket, um seinem persönlichen Unmuth freyen Lauf zu lassen, zeigt sich der wahrhaft tugendhafte Mann in seiner Gröſse; er bleibt der Gerechtigkeit und seinen Grundsätzen stets treu, und ist gleich unpartheyisch für seine Feinde wie für seine Freunde. „Mir sollte es leid thun, schrieb er an den Herzog von Chevreuse den

3ten December 1711, wenn die Jesuiten Schuld an der schlimmen Lage des Cardinals von Noailles bey dem Könige wären; ohnehin haben sie sich schon als Leute, die alles zu Boden streckten, was ihnen im Wege stände, nur zu gehäſsig gemacht; dadurch würde aber der Haſs gegen sie noch höher steigen: die Jesuiten müſsen bey dem gegen sie ausgesprochenen Interdicte sich demüthig und ruhig betragen; sie müssen den König ersuchen, er möchte auf ihren guten Ruf und auf ihr Interesse eben keine Rücksicht nehmen, sondern nur auf die Sicherstellung der Glaubenslehre und auf den Umsturz einer Parthey Bedacht nehmen, die dem Staate und der Kirche so gefährlich sey: ein solches Verfahren wird ihnen bey Seiner Majestät und bey dem Publikum Ehre machen. — Sobald das Publikum merkt, daſs hier einzig und allein von der Verweigerung der den Jesuiten entzogenen Vollmacht die Rede ist, so wird es voll Unwillen darüber, daſs eine solche Verweigerung den Cardinal in Ungnade gestürzet hat; es betrachtet ihn als einen Prälaten, der Muth gegen den Hof zeigt, und den die Jesuiten aus Rache unterdrücken. Diese Privatzwistigkeit, bey der nur ein religiöser Orden interessirt ist, darf in gar keinen Betracht kommen; die Jesuiten müſsen mit Demuth und Geduld leiden; nichts kann ihnen mehr Ehre machen; sie haben es nöthig, um diesen Beweis von ihrer Geduld

zu

zu liefern; sie dürfen es keineswegs zugeben, dafs der König über diesen Artikel in Hitze gerathe."

Zuverläfsig wäre es den Jesuiten, sogar ihres eigenen Interesse wegen, zu wünschen gewesen, dafs sie die Weisheit eines solchen Rathes tief beherziget, und ihr Betragen darnach eingerichtet hätten.

§. 9. *Schreiben Fenelons an den Herzog von Chevreuse in Bezug auf den Streit zwischen dem Cardinal und den Jesuiten.*

Mit der nämlichen Mäfsigung und Unpartheylichkeit foderte F. seinen Freund, den Herzog von Beauvilliers auf, dem Cardinal von Noailles eine hilfreiche Hand zu bieten, und auf alle Beschwerden, die sie beyderseits über ihn zu führen hätten, zu vergessen: denn durch einen an den Höfen sehr gewöhnlichen Wechsel der Dinge hatte der Herzog von Beauvilliers das Loos des Cardinals von Noailles in Hinsicht des Jansenismus damahls gerade so in seinen Händen, als es der Cardinal über das seinige bey den quietistischen Händeln hatte. Der König hatte sich vorgenommen, den Zwist dieses Prälaten mit den Bischöfen von la Rochelle und Luçon durch einen gütlichen Vergleich beyzulegen, und hatte dem nunmehrigen Dauphin, dem Hrn Herzoge von Burgund den Auftrag gegeben, den Vermittler dabey zu machen. Dieser junge Prinz

hatte sich zu Gehilfen in diesem Geschäfte den Erzbischof zu Bordeaux, *) den Bischof von Meaux, **) den Kanzler von Pontchartrain, den Herzog von Beauvilliers und H. Voisin, ***) ausersehen. Sobald F. Nachricht von dieser Anordnung hatte, drang er sehr in den Hrn v. Beauvilliers, er möchte alle Erinnerungen, die ihm noch von ihren ehemahligen Mifshelligkeiten könnten übrig geblieben seyn, auf die Seite setzen, und in dem Cardinal nur seinen Oberhirten, nicht aber den Gegner des Erzbischofes von Cambrai vor Augen haben; er stellte ihm vor, dafs er sich blos als Richter und Vermittler in einer schwierigen und delicaten Sache anzusehen habe, und dafs er in dieser doppelten Eigenschaft diese Rücksichten, die ihm selbst das Amt eines Richters nicht erlasse, um so mehr in einer Streitsache zu nehmen habe, die weit mehr durch den Weg der Güte beyzulegen, als durch Ausübung richterlicher Gewalt zu endigen sey.

„Ich bitte Sie, (schrieb Fenelon an den Herzog von Chevreuse den 6. Julius 1711.) sagen Sie dem Hrn.

*) Armand Bazin von Bezons, ernennt zum Erzbischofe von Bordeaux den 29, März 1698.

**) Henrich Thyard von Bissy, seit 1704 Bischof zu Meaux, und im J. 1715 Cardinal.

***) Daniel Franz Voisin, damaliger Kriegsminister, dann Kanzler von Frankreich im J. 1714. gestorben den 2. Februar 1717.

Hrn. von Beauvilliers, meines Bedünkens müsse er in den gegenwärtigen Umständen seinem Oberhirten entgegen kommen, und ihm Verehrung, guten Willen und Eifer beweisen, ohne sich in die Materie einzulassen: dringt aber der Oberhirte darauf, sich mit ihm einzulassen, so kann er ihm die Einwendungen seiner Gegner vortragen, und ihn um Erläuterungen bitten; sanft, schonend und endlich aufrichtig muſs man seyn, um in keine Schmeicheley zu fallen, doch auch sich hüten, Wahrheiten zu sagen, die nur beleidigen würden, ohne zu nützen; dieses sind meine Gedanken.“

Ohne Zweifel paſste ein solches Betragen zu sehr zu den Maximen, und zu der natürlichen Geradheit des Hrn v. Beauvilliers, als daſs F. nöthig gehabt hätte, es ihm vorzuzeichnen; aber konnte es wohl eine Gelegenheit geben, in welcher sich dieſs Gemüth F. nicht ganz so, wie es war, sanft nachsichtsvoll, und über alle niedere Leidenschaften erhoben, hätte zeigen sollen?

§. 10. *Der Dauphin sucht diesen Streit zu vermitteln.*

Der Charakter, den der Hr. Herzog von Burgund im Verlaufe dieses Geschäftes entfaltete, lieſs ganz den würdigen Zögling des Hrn von Beauvilliers und F. erblicken: er zeigte so viele Ueberlegung in seinem ganzen Benehmen, so viele Geduld

bey Auseinandersetzung der Thatsachen, solche Kenntnisse, und einen so aufserordentlichen Scharfsinn bey Fragen, die seinem Alter, Stande und Range fremd waren, dafs selbst diejenigen, die am meisten gegen diesen jungen Prinzen eingenommen waren, sich nicht enthalten konnten, die so frühreifen und überlegenen Geistesstärke an ihm zu bewundern. Er ertheilte einen schiedsrichterlichen Spruch, den in dem ersten Augenblicke die beyden Partheyen mit Ehrfurcht und Erkenntlichkeit sich gefallen liefsen, indem jede derselben ihn als ein ihr günstiges Urtheil betrachtete; ein sehr seltenes Glück bey so gearteten Verhandlungen, wo beyde Theile wegen etwas ungeziemender Begegnifse sich einander Vorwürfe zu machen haben. *) Allein einer

*) Wir haben alle Originalstücke dieser Verhandlung in unsern Händen: unter denselben befinden sich mehrere eigenhändige Briefe des Hrn Herzogs von Burgund, welche neue Beweise von der Klugheit, von den Einsichten und den seltenen Kenntnifsen dieses jungen Prinzen enthalten: die vorzüglichsten Puncte des Bescheids, welchen er zur Beylegung des Zwistes des Cardinals von Noailles mit den Bischöfen von la Rochelle und Luçon ertheilet hatte, bestanden darin: der Cardinal solle das Lesen des Ausschreibens der beyden Bisbhöfe gestatten, und in einer öffentlichen Acte das Buch des P. Quesnel mifsbilligen; dagegen sollten die beyden Bischöfe ihrer Seits einen Brief an den Cardinal von Noailles schreiben, und ihm in demselben wegen alles dessen, was sie gegen ihn bey dem König schriftlich geäussert

einer der Hauptpuncte in dieser Vermittelungsacte enthielt, der Cardinal sollte in einer authentischen Form über das Buch des P. Quesnel eine hinlänglich deutliche Erklärung ausstellen, um dem Publikum zu beweisen, dafs er die Lehre desselben mifsbillige; unglücklicher Weise erlaubte ihm eine übelverstandene Ehre nicht, sich in diese Foderung so leicht und willig zu fügen, als man es gerne gesehen hätte; es fiel ihm zu schwer, Lobsprüche zurück zu nehmen, die er oder Andere unter seinem Namen diesem Werke ertheilet hatten; indefsen ist eine solche Zurücknahme nicht immer ein Widerspruch mit sich selbst. Die Kirchengeschichte liefert uns sehr viele Beyspiele von Büchern, die man endlich verdammte, nachdem man sie vorher lange Zeit mit Beyfalle aufgenommen hatte: diefs konnte also

sert hatten, Genugthuung verschaffen; doch sollte dieses Genugthuungsschreiben dem Cardinal nicht eher eingehändiget werden, als bis er vorher die zwey ersten Bedingnisse erfüllet hätte. Der unvermuthete Tod des Herzogs von Burgung unterbrach die Ausführung dieses Plans, und bey dem schon sehr hohen Alter Ludwigs XIV. wagte es der Cardinal, lieber diese Sache der ungewissen Zukunft auf gutes Glück heimzustellen, als gleich die ihm auferlegte Verbindlichkeit zu erfüllen, weil er in ihr eine Art von Demüthigung für sich erblickte: es gelang ihm, neue Unterhandlungen anzuknüpfen, und sie unbeendet bis zum Tode Ludwigs XIV. hinzuziehen, worauf denn eine ganz neue Wendung aller Angelegenheiten eintrat.

also für den Cardinal kein Grund seyn, so vielen Anstand zu nehmen, und wirklieh werden wir sehen, daſs er eine kurze Weile nachher den Schritt aus eigener Bewegung thun zu müssen glaubte, den er aus Nachgiebigkeit zu machen sich geweigert hatte.

Weit wahrscheinlicher ist es, daſs er bey seiner damahligen bitteren Gemüthsstimmung seinen Feinden das Vergnügen nicht machen wollte, über seine Widersetzlichkeit zu triumphiren. Er erklärte sich gegen den Hrn Herzog von Burgund, er brauche Zeit und Ueberlegung dazu, um zu wiſsen, ob das Buch die ihm vorgeworfenen Irrlehren enthalte; er schmeichelte sich, daſs der natürliche Lauf der Ereigniſse einige ihm günstige Aenderungen herbeyführen könne; ohnehin lag es in seinem Charakter, sich auf die Zukunft zu werfen, um der Gegenwart auszuweichen. Aber die eingetroffenen Aenderungen machten seine Lage nur noch schwieriger und verwickelter. Der Hr. Herzog von Burgund starb den 18. Februar 1712. und der König bestand darauf, der Cardinal sollte einen Entschluſs faſsen; er stellte ihm eine Schrift zu, in welcher er ihm die bloſse Alternative lieſs, entweder die von dem Herzoge von Burgund festgesetzten Bedingniſse zu erfüllen, oder sich dem Urtheile des Papstes zu unterwerfen: es scheint sogar, daſs die in der Schrift des Königs enthaltenen Vorschläge nicht so günstig für den Cardinal lauteten, als die-

je-

jenigen, über welche er mit dem jungen Prinzen übereingekommen zu seyn vorgab. Der Cardinal machte Bemerkungen über diese Schrift, die mehr einer Satyre als einer respectvollen Prüfung gleich sehen: er brach in laute Vorwürfe gegen die Bischöfe von la Rochelle und Luçon aus, weil sie ihr Schreiben an den König öffentlich bekannt gemacht hätten. Er erlaubte sich sogar noch ein weit schwereres Vergehen. Da die beyden Bischöfe sich einer dritten Hand bedienen muſsten, um ihr Schreiben an den König gelangen zu lassen, so konnten sie für die laute Bekanntwerdung, die man demselben verschafft hatte, nicht verantwortlich seyn: auch mochte zwar dieses Schreiben für den Cardinal beleidigend seyn, aber für den König war es in tiefestem Respecte abgefaſset; der Cardinal hatte hingegen die Schrift, welche er beantwortete, aus der Hand des Königs selbst empfangen, und ihm auch unmittelbar seine Antwort eingehändiget. Wenn sie also öffentlich bekannt worden ist, so ward sie es ganz allein durch die Unbescheidenheit des Cardinals selbst, und diese Unbescheidenheit war eine wahre Beleidigung. Wirklich enthielt diese Antwort Bemerkungen, die für den König sehr empfindlich waren, weil sie ihn als das blinde und leidentliche Werkzeug eines fremden Haſses hinstellten; man urtheile, ob ein solcher Schritt Ludwig XIV. nicht äuſserst aufbringen muſste.

Un-

Unter unseren Handschriften finden sich F. Bemerkungen über diese Antwort des Cardinals; sie sind streng, scheinen aber gerecht zu seyn; sein ganzes Betragen war ein Gewebe von Widerspruch und Folgewidrigkeit, das zwar in den feindseligen Schritten seiner Gegner einige Eutschuldigung, aber durchaus keine Rechtfertigung findet.

Als er es dem Könige abschlug, die von dem Hrn Herzoge von Burgund festgesetzten Vergleichspuncte zu unterzeichnen, so erklärte er, er wolle sich lieber an den allenfalsigen Ausspruch des Papstes über das Buch des P. Quesnel halten, und verpflichtete sich dabey förmlich, dafs er sich demselben unterwerfen würde: denn man kann es nicht bemerklich genug machen, dafs der Cardinal selbst zuerst auf jenes Urtheil des Papstes angetragen hat, welches ein Jahr hernach unter dem Titel der Constitution *Unigenitus* herausgekommen ist. *)

Ger-

*) Der Cardinal von Noailles hatte wirklich in seiner Antwort an den König die Erklärung von sich gegeben, „dafs, wenn es der Papst für gut befinden sollte, eine förmliche Censur über das Buch des P. Quesnel zu verhängen, er diese Censur und Constitution mit allem möglichen Respecte anerkennen, und der erste seyn würde, um das Beyspiel der vollkommensten Unterwürfigkeit des Geistes und Herzens zu geben; dafs er sich ein wahres Vergnügen daraus machen würde, den Unterricht, den Seine Heiligkeit ihm geben würde, zu benützen, und es sich für eine Ehre schätzen

Gerne hätte man es Anfangs gesehen, wenn man diese unglückliche Zwistigkeiten, ohne sich nach Rom wenden zu müssen, in Frankreich hätte beylegen können. Der Cardinal konnte sich durch einige einfache und leichte Erklärungen aus aller Verlegenheit ziehen, ohne daſs er seiner Ehre oder seinen Grundsätzen dabey etwas vergeben hätte; aber er hielt es für weniger erniedrigend, wenn er sich der Entscheidung seines Obern unterwerfen, als wenn er für sich selbst von seinen erstern Schritten zurück kommen würde. Alle diese Widersprü-

tzen würde, über so wichtige und delicate Materien, sich richtig auszudrücken. — Nichts sey daher schicklicher, als das Urtheil des Papstes abzuwarten, dem er sich ganz unterwerfen werde; der Papst sey sein Oberer, und es müſse ehrenvoll für ihn seyn, sich seinen Entscheidungen zu unterwerfen. — Unter anderen Beweggründen, welche er in seiner Antwort an den König für seine Weigerung, den P. Quesnel selbst zu verdammen, anführte, war auch dieser: „Er könne ihn nicht verdammen, ohne einzeln die Sätze zu bezeichnen, welche nach seinem Dafürhalten eine Censur verdienten; gegenwärtig sey aber der Pepst mit einem Ausheben dieser Sätze beschäftiget. Würde aber er (der Cardinal von Noailles) seinem Verdammungsurtheile einige Sätze mehr oder weniger einverleiben, würde er andere ausheben, als solche, die nach dem Urtheile des Papstes eine Censur verdienten, so würde er ihm zu nahe treten, und langwierige Streitigkeiten bey unruhigen Köpfen veranlassen."

sprüche der Eigenliebe lassen sich nicht anders als durch die Folgewidrigkeit des menschlichen Geistes erklären; indeſsen hatten sie sehr betrübte Wirkungen für die Ruhe der Kirche und des Staates; sie brachten Streitigkeiten ohne Ende, und einen 50jährigen ärgerlichen Federkrieg hervor. So miſsvergnügt Ludwig XIV. mit dem Benehmen und mit allen Schriften des Cardinals von Noailles war, so ging er doch nicht weiter, als daſs er ihm die Merkmahle seines besonderen Zutrauens, das er ihm zu schenken gewohnt war, entzog: er vermied es sogar, dieser Frostigkeit den Charakter einer öffentlichen Ungnade zu geben, und die ganze Familie von Noailles genoſs unausgesetzt an dem Hoſe die nämliche Gunst und Auszeichnung, in deren Besitze sie seit so langer Zeit stand.

§. 11. *Edles Benehmen Fenelons gegen den Cardinal von Noailles.*

Aber die Marschallinn von Noailles konnte sich nicht ganz der Besorgnisse über die Gefahren entschlagen, von denen ihre Familie bedroht werden konnte, wenn die Feinde ihres Schwagers seine Ungeschicklichkeit und seinen Starrsinn dazu zu benützen suchten, um das Maaſs des Unwillens bey dem Könige voll zu machen. Sie hatte sich öfters mit F. während seines Aufenthaltes zu Versailles unterhalten; die Ungnade des Erzbischofes von Cam-

Cambrai, und die darauf erfolgten Ereignisse hatten nicht gänzlich jene wechselseitige Höflichkeit und Aufmerksamkeit unterbrochen, die man nach der Sitte der grofsen Welt und der Höfe, ungeachtet aller eifersüchtigen Bestrebungen des Ehrgeizes und der Eigenliebe, sich einander zu bezeigen stets beflifsen ist. F. hatte wirklich Grund, sich über den Marschall von Noailles zu beschweren, welcher darauf ausgegangen war, es recht laut zu sagen, *dafs der Telemach ein wahres Majestätsverbrechen gegen den König sey;* aber er glaubte, er dürfe die Marschallinn nicht das Unrecht ihres Gemahles entgelten lassen, und sie ihrer Seits hatte ohne Ziererey jede Gelegenheit, die sich ihr nur immer darboth, ergriffen, um die unzweydeutigsten Beweise ihrer Hochschätzung an ihn gelangen zu lassen; vorzüglich war es ihr die gröfste Herzensangelegenheit, zwischen ihm und dem Cardinal eine Aussöhnung oder wenigstens eine Annäherung zu bewirken; aber dieses hatte aufserordentliche Schwierigkeiten. Der Cardinal hatte sich gegen F. während seiner Mifshelligkeiten mit Bossuet zu stark herausgelassen, als dafs er sich nicht für beleidiget hätte halten sollen; und, wenn er gleich in seinen Schriften und Anklagen nicht so viele Hitze und Bitterkeit blicken liefs, als Bossuet, so kann man doch sagen, dafs er vielleicht zum Falle F. durch seinen Credit bey der Fr. von Maintenon mehr beygetragen hat, als Bossuet selbst durch sein Genie und seine Be-

redsamkeit. Nachdem F. verdammet worden war, und er durch seine Unterwerfung jede Ursache zu fernerer Anfeindung und Eifersucht weggeräumet hatte, so hatte ihm der Cardinal von Noailles nicht den geringsten Beweis von Theilnahme und Zufriedenheit über sein der ganzen französischen Kirche so ehrenvolles Betragen gegeben; man hat hingegen gesehen, wie sehr sich der Bischof von Chartres, obschon er mit Bossuet und dem Cardinal an der gegen das Buch des Erzbischofes von Cambrai erhobenen Klage Theil genommen hatte, bestrebte, um ihm seine Freude und Bewunderung auszudrücken. Der Cardinal war also immer frostig und zurückhaltend gegen ihn geblieben, *und* 12 *Jahre*, (wie aus Fenelons Briefen erhellet), *waren verstrichen, ohne dafs er nur bey einer einzigen Gelegenheit ihm ein Merkmahl gegeben hätte, dafs er sich seiner erinnere*; im Gegentheile schien er jede Gelegenheit *gesucht zu haben*, um die öffentliche Meinung wider ihn aufzuwiegeln. Wir haben es schon angeführt, wie er, obgleich vergeblich, einen Versuch machte, die Versammlung der Geistlichkeit im J. 1705 gegen F. aufzureizen. Die Lage der Dinge hatte sich unterdessen ganz geändert; verbannet und in Ungnade hatte F. es dahin gebracht, dafs er der allgemeinsten und rühmlichsten Achtung genofs; dagegen war die Gunst des Cardinals merklich gesunken, und der Verdacht, dafs er in Verbindungen mit der jansenistischen Parthey stehe, hatte ihn in

eine

eine Reihe falscher Maaſsregeln verwickelt, aus denen er sich nicht mehr mit Vortheile zu ziehen wuſste. Die Marschallinn von Noailles, zu ihrer Zeit eine der scharfsinnigsten Kennerinnen des Hofes, sah einen gewaltigen Sturm gegen ihren Schwager heranziehen; sie hatte im J. 1708 ihren Gemahl verlohren, und F. hatte sich beeifert, sich gegen sie einer Pflicht zu entledigen, die er ihr aus wahrem Gefühle von Theilnahme und wegen des Andenkens an ihre alten Verbindungen natürlich zu leisten geneigt war. Dieſs hielt sie für eine günstige Gelegenheit, um eine Annäherung zwischen F. und dem Cardinal von Noailles einzuleiten. Als sie ihm ihr Antwortschreiben überschickte, lieſs sie ihm zugleich durch einen gemeinschaftlichen Freund (den Abbé von Salians) beybringen, nichts könne ihr eine gröſsere Freude machen, als wenn F. ihrem Sohne und ihrem Schwager sein Beyleid über ein Unglück schriftlich ausdrücken wollte, das denselben eben so, als ihr selbst, zu Herzen ging. Er machte gar keine Schwierigkeit, dem jungen Herzoge von Noailles über den Tod seines Vaters des Marschalles einen Trauerbrief zu schreiben, aber was den Cardinal anbelangt, so glaubte er, der Marschallinn nicht willfahren zu müssen. Die Beweggründe zu dieser Weigerung und zu seiner Zurückhaltung enthält seine Antwort an den Abbé v. Salians. Man erblickt in derselben jenes richtige Maaſs von Vernunft, Festigkeit, und selbst von einem

nem

nem edeln, wohl angebrachten Stolze, den er immer mit aller einer solchen Dame, als es die Marschallinn von Noailles war, gebührenden Aufmerksamkeit und Feinheit zu paaren wuſste: man bemerkt sogar in diesem Briefe etwas gefühlvolles und delicates, das sein Herz allen seinen Schriften einzuhauchen wuſste. „Immer stehet es Leuten, die im Glücke sind, wohl an, Anderen zuvorzukommen; Leute aber, die im Unglücke sind, müssen zurückhaltend und nicht zudringlich seyn: wenn ich den Hrn Cardinal von Noailles meiner vergeſsen laſse, so folge ich blos seiner Richtung, und bleibe in der Lage, in welche er mich, sich gegenüber gestellt hat.“

Aus einem zweyten Briefe, den er an den Abbé von Salians schrieb, sieht man, wie sehr der Marschallinn und dem Herzoge von Noailles diese Annäherung am Herzen lag; sie schränkten ihren Wunsch blos darauf ein, F. möchte seinen Brief an sie so einrichten, daſs es dem Cardinal von Noailles leicht würde, ihm zuerst einige Schritte entgegen zu kommen. Dieser zweyte Versuch hatte keinen glücklichern Erfolg, als der erste. Fenelon wollte, „daſs, bey ihrer Wiedervereinigung, über den Weg, den sie beyde in Hinsicht der Angelegenheiten der Religion einzuschlagen gedachten, nichts schwankend und zweydeutig dürfe gelassen werden; die geringste Ungewiſsheit über einen so delicaten Punct würde ihre Herzen, statt sie zu einigen,

gen, nur noch mehr erbittern: alles, was nur auf leere Höflichkeiten hinauslaufe, ohne einen dauerhaften Grund herzustellen, sey in seinen Augen Nichts." — In diesem zweyten Briefe wird man die nämliche Feinheit, den nämlichen würdevollen Ton, und jene religiöse Losreissung von allen irdischen Dingen gewahr, die so sehr zu seinem Alter und seiner Lage paſste: — „Die Welt, mein theurer Abbé, rechne ich für Nichts, und es ist zu spät, wenn ich jetzt erst anfangen wollte, ein Politiker zu werden; ich bin alt, schwächlich, kenne die Menschen zu gut, und bin zufrieden, wenn ich fern von ihrem Drängen und Treiben ruhig sterben kann." So wenig auch der Marschallinn von Noailles ihre ersten Versuche gelungen waren, so hatte sich doch immer in ihrem Herzen der lebhafteste Wunsch nach der Wiedervereinigung der beyden Prälaten erhalten: aber, so lange der H. Herzog von Burgund lebte, fand sie es nicht für gut, neue Schritte in dieser Hinsicht zu thun. Ein richtiges und feines Ehrgefühl lieſs sie besorgen, man möchte dieselben ihrem Blicke in die Zukunft, und der geheimen Begierde zuschreiben, ihrer Familie die dereinstige Unterstützung Fenelons zu gewinnen: alle diese kaum bemerkbaren Schattirungen sind in ihrem Briefe, den sie ihm von 27. May 1712 schrieb, mehr berühret, als kräftig ausgedrückt; mit vieler Kunst und Klugheit läſst sie in demselben die Beschwerden wahrnehmen, welche der Car-

dinal

dinal auch seiner Seits über ihn zu führen Ursache haben dürfte. Doch wischt sie über so delicate Puncte sehr leise hinweg, um Erläuterungen, die ihr den Weg zur Bewirkung einer gegenseitigen Annäherung bahnen sollten, nicht die Gestalt von Gegenvorwürfen zu geben.

Den 27. May 1712. schrieb sie F.: „Der Augenblick, den ich so lange gewünscht habe, ist nun Monseigneur, für mich gekommen: ich will mich mit Flammändischer Ehrlichkeit *) des Hrn Abbé von Polignac **) bedienen, um mich ohne Rückhalt gegen Sie zu erklären: ich habe zuerst die Ehre, Sie zu versichern, dafs ich von Ihren Briefen nicht den geringsten Gebrauch bey dem Hrn Cardinal von Noailles gemacht habe, obgleich sie allerdings hinreichend seyn sollten, ihn mit Ihren Gesinnungen gegen seine Person zufrieden zu stellen, wenn nicht gewifse Eindrücke in ihm lebendig wären, welche ich ohne Ihre Beyhilfe unmöglich tilgen kann. Bey aller meiner gränzenlosen Begierde, sie miteinander auszusöhnen, bleibt mir doch zu viel Klugheit und Zartgefühl übrig, als dafs ich Ei-

*) Die Marschallinn von Noailles war eine gebohrne v. Bournonville, welche Familie ursprünglich aus Flandern ist.

**) In der Folge Cardinal v. Polignac, und damalhs bevollmächtigter Gesandter des Königs auf dem Congresse zu Utrecht mit dem Marschall von Huzelles und H. Ménager.

Einen von ihnen in Verlegenheit setzen möchte; So wie ich ihn von Seite seiner Denkart und seines Herzens kenne, bin ich versichert, dafs ich bey ihm keine Schwierigkeit antreffen würde, wenn Sie mir nur irgend ein Mittel an die Hand geben wollten, die ihm beygebrachte Meinung zu tilgen, als seyen Sie einer der Haupturheber aller Verdriefslichkeiten, die man ihm seit langer Zeit zu machen suchte. Man hat ihn versichert, als hätten Sie Theil an der öffentlichen Anklage, die gegen ihn und den Hrn Bischof zu Chalons erhoben worden ist; *) dieses sey auch der Fall in Betreffe des Ausschreibens der Bischöfe, **) indem diese keinen Schritt, ohne mit Ihnen einverstanden zu seyn, gethan hätten. Ich ersuche Sie, Monseigneur, mir über diese Puncte eine Erläuterung oder nur eine Antwor durch *Ja* oder *Nein* zu geben, weil ich meine Behauptungen nach der Antwort, welche Sie mir gefälligst ertheilen werden, gerne einrichten möchte."

„In diese Sache mischten sich viele Leute ein, die vielleicht von Ihnen lange nicht so gute Freun-

de

*) Hier ist die Rede von einer öffentlichen Anklage gegen die Theologie des Hrn Habert, welchen der Cardinal von Noailles und sein Bruder der Bischof von Chalons in Schutz genommen hatten.

**) Der Bischöfe von la Rochelle und Luçon.

de sind, als Sie glauben; *) doch die Beweggründe zu ihrem Betragen wollen wir in einer mündlichen Unterhaltung auseinandersetzen, weil es sich in einem Briefe nicht thun läſst.„

„Sogleich, als die Briefe der zwey Bischöfe bekannt zu werden anfingen, habe ich den Hrn von Chevreuse ersucht, sich in dieser Sache zu verwenden, weil ich alles schon wuſste, was von der öffentlichen Anklage gesprochen ward, und wohl einsah, daſs auch Ihr Name hier würde eingemischet werden: ich konnte aber nur die kalte Antwort aus ihm herausbringen: *er habe andere Dinge zu thun, und von dieser Sache wisse er Nichts*; und diese Sprache führte er beständig, ob ich gleich alles erfahren habe, was er von Tage zu Tage zu thun hatte.“

„Wohl Hundertmahl kam mir der Gedanke, an Sie zu schreiben, aber ich konnte mich nicht bereden, daſs meine Vorstellungen gut würden aufgenommen werden, und ich muſste sogar fürchten, daſs Leute, denen eine Wiedervereinigung zwischen uns nicht lieb ist, mir eigennützige Absichten bey denselben aufbürden möchten: zum Unglücke für Sie und uns bestehet der Grund zu dieser Furcht nicht mehr. **) Ich ziehe den Vortheil daraus,

*) Die Marschallinn von Noailles deutet hier auf die Jesuiten.

**) Der H. Herzog von Burgund war am 18. Februar 1712 gestorben.

raus, daſs ich ohne Besorgniſs, mich einem Verdachte auszusetzen, mein Herz vor Ihnen aufschliessen kann: vielleicht hätte ich es schon früher thun dürfen; denn wenn Sie die Meinung, die Sie von mir hatten, nicht vergessen haben, so muſs es Ihnen auch einfallen, daſs ich viel zu stolz bin, als daſs ich sclavisch um Gunst betteln sollte. Sie tadelten mich so gar darüber, daſs ich mich zu sehr meinem eignen Herzen überlieſse: ich habe mich weder in diesem noch in dem andern Stücke gebeſsert; was ich liebe, liebe ich ganz und wahrhaft, und ich kenne kein süſseres und solideres Gut in dem Leben. Wenn Ihnen eine Person von solcher Denkart es mehr als eine andere zu verdienen scheint, Ihre Freundinn zu seyn, so können Sie auch versichert seyn, daſs sie sich als Freundinn bis zum letzten Hauche ihres Lebens beweisen wird.“

Dieser Brief veranlaſste bey F. einen sehr harten Kampf zwischen der Freundschaft, die er für die Marschallinn von Noailles fühlte, und zwischen der Treue, die er seinen Grundsätzen schuldig war. Man wird aus seiner Antwort sehen, wie nöthig er es fand, alle seine Ausdrücke wohl zu studieren und genau abzuwägen. Ueber ein so edles Benehmen konnte er nicht ungerührt bleiben; noch weniger konnte er ungerecht gegen eine ausgezeichnete Dame handeln, mit der er von jeher zufrieden zu seyn, alle Ursache hatte.

Es widersprach ganz seinem Character, zur Verstellung seine Zuflucht zu nehmen. Er war keineswegs der Ankläger der Theologie des Hrn Habert, den der Cardinal v. Noailles in Schutz nahm; doch ist es ausgemacht, daſs er von dieser Sache, die bedeutendes Aufsehen gemacht hatte, genau unterrichtet war, und daſs er sogar Willens war, darüber zu schreiben, und persönlich aufzutreten, wenn es nöthig seyn sollte. Was die Ausschreiben der Bischöfe von la Rochelle und Luçon betrifft, so ist es gewiſs, daſs er nicht eher in Kenntniſs davon gesetzet wurde, als bis sie schon öffentlich erschienen waren; aber eben so gewiſs ist es auch, daſs er das Benehmen des Cardinals von Noailles in Hinsicht derselben miſsbilliget hatte.

Endlich muſste er besorgen, daſs, wenn er die Hand nicht biethen würde zu einer Wiedervereinigung zwischen zwey Bischöfen, zwey Mitgliedern der französischen Kirche, die in derselben zur damahligen Zeit nach der allgemeinen Meinung wegen ihrer Tugenden und ihres Ansehens die erste Stelle einnahmen, daraus noch eine Art von öffentlichem Aergerniſse entstehen dürfte. Allen diesen Klippen ist F., wie es uns dünkt, in seiner Antwort glücklich ausgewichen: freymüthig und wahr beantwortet er alle Einreden der Marschallinn, aber dazu läſst er es nicht kommen, daſs er der Rücksicht auf den geselligen Umgang die Freyheit seiner Denkart oder die Unabhängigkeit seines Betra-

tragens zum Opfer bringen sollte, besonders bey Sachen, die mit Grundsätzen des Gewissens und mit seinen Amtspflichten wesentlich zusammenhiengen.

Dieser letztere Punct war ohne Zweifel auch die Ursache, warum F. sich nicht zu einer Annäherung verstand, weil diese keinen Nutzen gewähren, und nicht aufrichtig und dauerhaft seyn konnte, so lange die Meinungen so sehr von einander abwichen: von persönlicher Achtung konnte hier die Rede nicht seyn, indem F. unfähig war, es an derselben fehlen zu lassen. Der Leser mag selbst beurtheilen, ob er in seiner Antwort sich über seine Handlungsweise und seine Grundsätze rechtfertiget: diese Antwort datirt sich vom 7. Junius 1712.

„Innig empfinde ich, Madame, die Gröſse des Eifers, mit dem Sie unermüdet an einem Ihrer würdigen Werke arbeiten: ich schäme mich sogar, daſs ich Ihnen bey der zuvorkommenden Güte, mit welcher Sie die ersten Schritte zu mir thaten, etwas späte antworte. Weil Sie es durchaus wollen, so will ich über die vorzüglichsten Puncte Ihres letzteren Briefes, mit dem Sie mich beehrten, mein Herz öffnen; aber ich befürchte, daſs man mir für die Vergangenheit über die Thatsachen nicht glauben, und mit meinen Entschlieſsungen für die Zukunft nicht zufrieden seyn werde.

1) „Wiewohl Sie mich, Madame versichern, *daſs Sie den Hrn Cardinal von Seite seines Kopfes und Herzens hinlänglich kennen, um gewiſs zu seyn,*

daſs

dafs er uns in Hinsicht Ihres guten Vorhabens keine Schwierigkeit machen werde, so sehe ich doch voraus, dafs Sie schwerlich seine Abneigung gegen mich besiegen werden. Sie benachrichtigen mich, *man habe ihm beygebracht, ich sey einer der Haupturheber aller Verdriefslichkeiten, die man ihm seit langer Zeit zu machen suche*; aber Sie wifsen, Madame, dafs ich gar nicht im Stande bin, *der Urheber* von irgend einer Sache zu seyn, und dafs es mir ganz am Vermögen fehlet, einem in so hohem Ansehen stehenden Manne *Verdriefslichkeiten* zu machen. Hätte ich Gelegenheit, es zu thun, so würde Niemand weniger, als ich dazu den Willen haben; er würde der erste, und wo möglich der einzige seyn, mit dem ich sprechen würde, um ihm jede *Verdriefslichkeit* zu ersparen: er würde an mir nur Offenheit, Ehrfurcht, Eifer und Schonung für seine Person gewahr werden, auch dann noch, wo ich für das Beste unsers gemeinschaftlichen Amtes anders, als er, denken zu müssen glaubte; aber in meiner gegenwärtigen Lage weifs ich von dem, was ihm begegnet, nichts mehr, als was öffentliche Nachrichten sagen.

2) Sie sagen mir, Madame, *man habe ihn versichert, ich hätte Theil an der öffentlichen Anklage, welche gegen ihn und den Hrn Bischof zu Chalons sey erhoben worden.* Diese Anklage rührt weder im Ganzen noch zum Theile von mir her; der Ankläger konnte wohl aus meinen Schriften einige Be-

weise

weise und Ausdrücke entlehnen, aber dafür bin ich keineswegs verantwortlich. Hätte ich ein Werk gegen den Hrn Cardinal von Noailles geschrieben, so würde ich gleich im Eingange mich als den Verfasser nennen; so würde ich, wenn ich anderer Meinung als er seyn sollte, doch mich immer der ehrfurchtvollesten Ausdrücke gegen seine Person bedienen, um an meinem Gewifsen kein Verräther zu werden; meinen Namen zu nennen, würde ich gar keine Scheu tragen. Wahr ist's, mir war es bekannt, dafs ein Theologe in einer Schrift die *Theologie* eines Doctors zu Paris, mit Namen Habert, den ich aber nicht kenne, öffentlich angeklagt hatte; aber nie fiel es mir ein, dafs das, was gegen diesen Doctor geschah, von dem Hrn Cardinal von Noailles so könnte angesehen werden, *als sey es gegen ihn und den Bischof zu Chalons geschehen*; im Gegentheile war ich der Meinung, dafs eine öffentliche Anklage, welche gegen den Hrn Habert vor diesen zwey Richtern auf Gerechtigkeit drang, keineswegs gegen sie gerichtet seyn könnte; in der That, warum sollte sich der Hr. Cardinal von Noailles mit Hrn Habert verwechseln lassen, und sich ein Buch beylegen, das er nicht geschrieben, nicht gutgeheissen hat? Ich gestehe, dafs ich dieses Buch für sehr gefährlich halte; ich finde in demselben ganz den Jansenistischen Lehrbegriff, nur mit erkünstelten Milderungen, durch welche sich aber sein Gift um so mehr einschleicht; obwohl ich also keinen Theil an

der öffentlichen Anklage habe, so scheue ich mich doch nicht, zu sagen, daſs ich sie für bündig und sehr nothwendig gehalten habe. Der Herr Cardinal betrage sich nur stets als Richter des angeklagten Buches, und mache sich nicht durch die Begünstigung desselben zur Parthey, so wird die erhobene Anklage keinesweges ihm gelten. Ueberhaupt, wenn das Buch böse ist, sollte er denn wohl durch Begünstigung desselben verhindern wollen, daſs es mit keiner Censur belegt werde, und daſs es folglich den Grund zur Verführung der Studierenden lege? Ich gestehe, daſs der Ankläger, der, was den Grund seiner Anklage betrifft, eine gute Sache vertheidigte, in Hinsicht der Form etwas zu weit gegangen ist; er hat sich einiger nicht wohl abgemessener Ausdrücke bedienet; er hätte sie weglassen sollen, und sie waren für seinen Zweck ganz unnütze. Wäre mir das Werk vor seiner Herausgabe bekannt gewesen, so würde ich auf diese Wegschneidung gedrungen haben; ich würde sogar darauf bestanden seyn, daſs an die Stelle dieser Ausdrücke andere gesetzt werden sollten, die tiefen Respect und Zutrauen für den Eifer der beyden Richter gegen die Neuerung geäuſsert hätten. Aber, Madame, darf ich es wagen, alles was ich denke, ohne Rückhalt zu sagen? Nichts scheint mir eines groſsen und frommen Cardinals mehr würdig zu seyn, als daſs er einige übel gewählte Ausdrücke für Nichts achte; er könnte die Form vergeſsen,

und

und gerade auf die Hauptsache eingehen; könnte über die seiner Person gebührende Schonung wegsehen, und desto mehr eilen, der in Gefahr schwebenden Glaubenslehre alles zum Opfer zu bringen.

„Sie sagen mir ferner, Madame, *man habe den Hrn Cardinal von Noailles versichert, daſs ich auch Antheil an dem Ausschreiben der zwey Bischöfe hätte, und daſs in dieser Sache kein Schritt geschehen sey, als mit meinem Einverständniſse.* Nein, ich hatte keinen Antheil an diesem Ausschreiben genommen; hätte ich Theil daran, so würde ich es geradezu gestehen; die zwey Bischöfe haben mich nicht über dieses Werk zu Rath gezogen; es gab kein Einverständniſs zwischen ihnen und mir; ich habe diese Schrift nicht eher als das Publikum, und zwar erst nach ihrer Herausgabe gesehen; ich fing sogar sie erst alsdann zu lesen an, als sie schon Aufsehen gemacht hatte, meine Geschäfte hatten mir die nöthige Zeit dazu geraubet. Aus allen diesen Thatsachen läſst sich der Schluſs ziehen, daſs der Hr. Cardinal von Noailles seiner eignen Ruhe wegen, wohl auf seiner Hut gegen Leute seyn müsse, die ihn durch grundlose Nachrichten zu erbittern streben. Dieſs sind also, Madame, die zwey Puncte, über welche Sie mir eine kurze Antwort durch *Ja* oder *Nein* abfoderten; ich habe es gethan: nun muſs ich Ihnen noch Auskunft geben, wie ich mich für die Zukunft zu verhalten gedenke. Ich gestehe, daſs ich der in dem Buche des P. Quesnel, welches

von den Bischöfen verdammet worden ist, vorkommenden Lehre, so wie auch der *Theologie* des Hrn Habert, gegen die man eine Anklage erhoben hat, ganz entgegen bin: da ich Willens bin, stets mit der gewiſsenhaftesten Ehrlichkeit zu Werke zu gehen, so muſs ich Ihnen, Madame, voraussagen, daſs ich es für eine Gewiſsenspflicht halte, auf jeden Fall, in dem ich immer den Fortschritten dieser Neuerungen entgegen arbeiten kann, meine vollkommene Freyheit beyzubehalten; keine menschliche Rücksicht reicht hin, mir bey der dringenden Gefahr des Glaubens die Hände zu binden.

„Ich wage es nicht zu hoffen, daſs der Hr. Cardinal sich mir aufrichtig nähern werde, so lange er sehen wird, daſs ich bey meinen, den seinigen so entgegen laufenden Gesinnungen beharre, und stets, wo es nöthig ist, bereit stehe, mich den Leuten, die er schätzet, entgegen zu setzen: er wird immer glauben, ich sey mit seinen Feinden *einverstanden*, um ihm *Verdrieſslichkeiten* zu machen; es wird ihn sogar alles, was ich nach seiner Einbildung wider ihn mag gethan haben, noch tiefer nach einer Wiedervereinigung kränken, als es geschehen wird, wenn diese in den gegenwärtigen Umständen nicht zu Stande kömmt. Sie werden also auf einen unsicheren Grund bauen; jede Erläuterung wird sogar fruchtlos seyn, weil ich nimmermehr mich mit meinen Meinungen nach den seinigen richten, nie dasjenige dulden werde, was er gutheiſsen wird. Muſs

ich

ich nicht, Madame, diese unangenehme *Wendung* voraussehen, und Sie als redlicher Mann darauf aufmerksam machen?

„Bey allem dem ist es mir nie eingefallen, den Hrn Cardinal gerade zu, oder auf Umwegen anzugreifen; von einem solchen Gedanken war ich niemahls weiter entfernt, als in gegenwärtigen Umständen; ich beobachte seit langer Zeit ein tiefes Stillschweigen, und ich schiebe sogar meine Antwort auf das, was P. Quesnel gegen mich geschrieben hat, immer auf, weil ich besorge, irgend ein scheelsichtiger Leser möchte in denselben einige Züge gewahr zu werden sich einbilden, die wider denjenigen, den ich verehre, könnten gedeutet werden. Dem ungeachtet kann ich mir doch mit gutem Gewifsen die Hände nicht binden, noch hoffen, dafs ich ein schon krankes Herz nicht verwunden werde, wenn ich nach meinen Ansichten gegen die seinigen schreiben werde, ob ich gleich nichts gegen seine Person schreibe. Wenn Sie es also auch über ihn gewinnen würden, dafs er einige Schritte machte, um mir seine Freundschaft wieder zu schenken, so würde doch wider meinen Willen sein altes Mifsvergnügen bald wieder aufleben. Freylich würde ich in meinem Benehmen die Beweise von Ehrfurcht, und aller seiner Person gebührenden Aufmerksamkeit und Schonung auf den höchsten Grad treiben; ich kenne nichts hartes und bitteres, was ich mir nicht wollte gefallen lafsen, um der

Welt

Welt nicht das Schauspiel eines öffentlichen Streites zwischen dem Hrn Cardinal von Noailles und mir zu geben; aber wenn ich auch einen solchen Auftritt verhüten würde, so wird es doch immer beleidigend für ihn bleiben, wenn ich eine Lehre widerlege, die er für rein hält, und die von Schriftstellern', welche von ihm geschätzet werden, sich herschreibet. Die Welt wird diesen Widerstreit unserer Gesinnungen wahrnehmen, und diejenigen, die seine Annäherung zu mir nicht gerne sehen, würden sich der Gespräche des Publikums bedienen, um ihn übel zu stimmen. Sollte man also nicht lieber warten, bis der Sturm sich leget, um alsdann etwas Sicheres und Dauerhaftes zu Stande zu bringen, und so Ihnen die Mifsgriffe, die ich besorge, zu ersparen? Haben Sie, Madame, wenn es Ihnen beliebt, die Güte, darüber nachzudenken.

„Bis dahin werde ich mit der aufrichtigsten Ungeduld allem entgegensehen, was nur immer zu wünschen ist: ferne davon, dafs ich *einer der Haupturheber der Verdriefslichkeiten* seyn sollte, wünsche ich vielmehr, dem Hrn Cardinal von Noailles vollkommene Ruhe verschaffen zu können. Es ist nicht einmahl nöthig, dafs unsere Wiedervereinigung von meiner Seite erst beginne; sie ist alle Tage an den Füfsen des Altars meine innigste Angelegenheit. Gott kennt alle Wünsche, die ich ihm für denjenigen vortrage, der glaubet, ich arbeite ihm stets entgegen: ich werde von nun an mich noch weit

mehr

mehr für sein Bestes beeifern, als ich es je gethan habe.

„Ich weiſs, man schildert mich als einen Mann, der alles auf das höchste treibe; aber ich wage zu behaupten, daſs man mich übel kennet; ich verwerfe keine der Meinungen, welche in den alten Schulen vertheidigt werden; ich widersetze mich nur denjenigen, welche die Jansenistische Parthey beynahe erst in unsern Tagen eingeführt hat, und mit denen man keine Nachsicht haben kann, wenn man nicht mit den Entscheidungen der Kirche will spielen lassen: übrigens ist es mir nur um Friede und Einigkeit zu thun.

„Ich verstehe nicht, was Sie, Madame, mit den Worten sagen wollen: *es haben sich viele Leute in diese Sache gemischt, die lange nicht so gute Freunde von Ihnen sind, als Sie es glauben.* Ich halte mich an die Sache, ohne etwas von Menschen zu erwarten; ich suche aufrichtig gegen sie zu seyn, und weiſs mich zu trösten, wenn sie es nicht gegen mich sind: ein Mensch ohne irdische Absichten wird weit weniger hintergangen, als ein Anderer. Verzeihen Sie mir, Madame, diesen langen und düsteren Brief! Aus der Art, mit der ich mein Herz vor Ihnen ausgieſse, können Sie abnehmen, mit welchem Eifer und mit welcher Ehrfurcht ich Ihnen alle noch übrigen Tage meines Lebens ergeben seyn werde.“

Man

Man muſs dem feinen Ehrgefühle der Marschallinn von Noailles alles Lob darüber sprechen, daſs sie bey F. nicht eher neue Versuche machte, als nachdem der Hr. Herzog von Burgund gestorben war; sie muſste allerdings darauf sehen, wie sie es auch in ihrem Briefe zu verstehen gab, daſs man ihr so rechtschaffenes Bestreben nicht einer unedlen Absicht von Eigennutze und Ehrgeize, oder ihrem Hinblicke auf die Zukunft zuschreiben konnte; aber darin hatte sie F. übel beurtheilt, daſs sie glaubte, er werde, nachdem er seine einzige und vorzüglichste Stütze verloren hatte, sich nun weit biegsamer für Zumuthungen finden laſsen, die er aus Gründen von einer höheren Ordnung zu verwerfen, oder denen er wenigstens auszuweichen sich schon lange gedrungen fühlte; der Augenblick war auch nicht glücklich gewählt, um F. zu bereden, daſs es dem Hrn Cardinal von Noailles mit einer Wiedervereinigung aufrichtiger Ernst sey. Dieser Prälat hatte sich noch ganz frisch eine äuſserst beleidigende Aeusserung von feindseliger Stimmung gegen den Erzbischof von Cambrai erlaubet. Der Aufsatz, den der Cardinal von dem Könige erhalten hatte, sagte aus: „der Wille Sr. Majestät gehe dahin, er sollte sich gegen den Jansenismus so deutlich und stark erklären, daſs fernerhin Niemand mehr einen gegründeten Verdacht deſswegen auf ihn haben könne. Höchst Sie wünschten zugleich,

daſs

dafs der Cardinal sein darüber zu erlafsendes Ausschreiben Ihnen mittheilen möchte, damit Sie über dafselbe von einsichtigen und uneigennützigen Männern ein Gutachten einholen könnten.“ Der Cardinal hatte dem Könige eine Antwort überreichet, aber in derselben alles abgeschlagen, was man von ihm verlangte, und beging dabey, was weit beleidigender seyn mufste, noch die unverzeihliche Unbesonnenheit, dafs er diese Antwort, welche ihm der König im geheimen Vertrauen abzuverlangen die Gnade hatte, bekannt machte, oder machen liefs; endlich erlaubte er sich durch eine Unbescheidenheit, die alle Gränzen überstieg, den König *über die Auswahl derjenigen einsichtigen und uneigennützigen Männer, deren Gutachten Seine Majestät einzuholen Willens waren*, auszuspähen. Er gab zu verstehen, diese Männer seyen ohne Zweifel der Bischof zu Meaux (Bissy), und der Pfarrer von Saint-Sulpice (Lachétardie), und setzte bitter hinzu: Wenn man sein Ausschreiben dem Bischofe zu Meaux mittheilen würde, so sey es eben so viel, als wenn man es den Jesuiten oder dem Erzbischofe von Cambrai in die Hände gebe.“ — Glaubte der Cardinal das aufrichtig, was er sagte, so mufs man blos daraus schliefsen, dafs er die Menschen und Umstände sehr unrichtig beurtheilte; diefs hiefs sie wirklich ganz und gar nicht kennen, wenn man voraussetzte, dafs der Bischof zu Meaux Lust ha-

ben

ben könnte, einen dritten an einer Verhandlung, die ihn in unmittelbare Verbindung mit dem Könige setzte, Theil nehmen zu lassen, und noch dazu einen dritten, der, wie der Erzbischof von Cambrai, dem Könige gar keine angenehme Person war. Wagte aber der Cardinal von Noailles nur deſswegen diese Vermuthung, um bey dieser Gelegenheit vor dem Könige und dem Publikum den Erzbischof von Cambrai als seinen persönlichen Feind anzugeben, so muſste dieſs freylich für F. der rechtlichste Grund seyn, miſstrauisch auf die Aufrichtigkeit der ersten Anerbiethungen zu seyn, welche die Marschallinn von Noailles in seinem Namen zu machen übernommen hatte: man wird sich auch deſswegen gar nicht wundern, wenn sie so vielen Widerstand fand, denselben eine gute Aufnahme zu verschaffen. Der Cardinal von Noailles hatte bey seiner Weigerung, die dem Buche des P. Quesnel gestattete Gutheiſsung zurück zu nehmen, die Erklärung von sich gegeben, daſs er sich lieber dem Urtheile des Papstes unterwerfen wolle: zu Folge dieses geäuſserten Wunsches hatte also Ludwig XIV. bey dem Papste Clemens XI. angehalten, eine Entscheidung zu ertheilen. Die Untersuchung des Buches des P. Quesnel zog sich zu Rom in die Länge, und über ein Jahr hinaus: erst den 8. September 1713 gab der Papst die famöse Constitution Unigenitus heraus, welche die Ursache oder der

Vor-

Vorwand zu so vielen Unruhen war. Da sie eine sehr kurze Zeit vor Fenelons Tode erschienen war, so behalten wir es uns vor, bey diesem Zeitabschnitte alle seine letzten bischöflichen Handlungen, in sofern sie auf die allgemeinen Angelegenheiten der *französischen* Kirche sich beziehen, zu beschreiben.

Ende des sechsten Buches.

Siebentes Buch.

§. 1. *Auszüge aus den Briefen und politischen Denkwürdigkeiten Fenelons, den spanischen Successionskrieg, und die Zusammenkunft des Herzogs von Burgund mit ihm betreffend.*

Die neuen Verhältnifse, unter welchen wir nun Fenelon betrachten werden, hatten bis jetzt dem Publikum nicht vor die Augen gestellt werden können; gerechte Rücksichten hatten den Geschichtschreibern des Erzbischofs von Cambrai nicht erlaubt, von einer Menge handschriftlicher Papiere, die ihnen zu Gebothe standen, Gebrauch zu machen. Diese Rücksichten sind nicht mehr vorhanden; ja es ist selbst heutzutage um so nothwendiger, die ganze Weisheit der politischen Grundsätze Fenelon's in ihr wahres Licht zu setzen, da sich seine Bewunderer und seine Tadler in dem Gegenstande ihrer Lobeserhebungen und in den Beweggründen ihres Tadels gleich sehr geirrt zu haben scheinen. Beyde haben die Politik Fenelon's nach ja-

jener des Telemach beurtheilt. Sie sahen nicht ein, oder wollten nicht einsehen, dafs ein Werk, defsen einziger Zweck war, einem jungen Prinzen tugendhafte Gesinnungen und Grundsätze der Gerechtigkeit einzuflöfsen, kein Codex politischer Gesetze, und eben so wenig ein Plan zu einer auf unsere neue Staatsformen passenden Verwaltung war.

Aus diesem Versehen flofsen die übertriebenen Lobeserhebungen, welche der Philanthropie Fenelon's von einigen Schriftstellern ertheilt wurden, die sich mit seinem Namen zu schmücken suchten, um alle bestehenden Einrichtungen zu verschreyen, so wie die ungegründeten Vorurtheile derjenigen, welche in Telemach nur die Träumereyen einer glänzenden Einbildungskraft finden wollten. Allein wie konnte man annehmen, dafs F. die Absicht gehabt habe, dem Oberhaupte einer Nation von 20 Millionen Menschen, dem Enkel Ludwigs XIV., dem Nachfolger eines Fürsten, welcher dem königlichen Ansehen so viel Gewicht und Glanz ertheilt hatte, als Muster einer Regierung, die Gesetze und Polizeyverordnungen der kleinen Colonie von Salent aufzustellen? Er wufste zu gut, dafs die Sitten, Gewohnheiten und alten Einrichtungen eines grofsen Reichs der Einführung so kindischer und gefährlicher, und seiner Denkart und seinen Wünschen gar nicht zusagender Neuerungen stets im Wege würden gestanden seyn. Telemach war für das

Herz und für den Geist des Herzogs von Burgund geschrieben, und die Art, mit welcher dieser junge Prinz die Moral dieses schönen Werkes aufgefaſst hatte, beweis't hinlänglich, daſs er den Geist, der es schuf, beſser gefasset hatte, als diejenigen, welche F. wegen etwas, woran er nie gedacht hat, loben, oder wegen etwas, was er nie gelehrt hat, tadeln wollten; mit einem Worte, die Tugenden, die Talente und Grundsätze des Herzogs von Burgund, die glänzenden Hoffnungen, welche er erregte, das Bedauern, welches seinem Tode folgte, sind der schönste Commentar über Telemach, und vertheidigen das Andenken F. gegen eine unüberlegte Bewunderung eben so sehr, als gegen ungerechte Vorwürfe.

Als F. den Befehl erhielt, den Hof zu verlassen, hatte noch kein auffallendes Unglück das lange Glück Ludwig's XIV. unterbrochen. Es ist wahr, kostspielige Kriege, und ein vielleicht übertriebener Aufwand hatten dazu beygetragen, Frankreich in Schulden zu stürzen. Colbert hatte keinen Nachfolger gehabt, der fähig gewesen wäre, die Contributionen, welche zu tragen die Völker nicht mehr im Stande waren, durch die Industrie, durch den Handel, und durch die Hilfsmittel eines erfinderischen Geistes zu ersetzen; allein der Tractat von Riswyck (im J. 1697.) muſste die Hoffnung erwecken, daſs der Friede Frankreich alle jene mächtige Mittel zur Glückseligkeit wieder verschaffen würde, welche es seiner glücklichen Lage verdankt.

Die

Die Vorsehung hat es ihrer Gunst gewürdigt, indem sie es unter das günstigste Klima und in eine Lage versetzet hat, wodurch es im Stande ist, alle die Vortheile sich zuzueignen, durch welche es dem Verstande und der Industrie möglich ist, die Wohlthaten der Natur zu erhöhen: ein glücklicher Vorzug, welcher ihm ausschliefslich anzugehören scheint, und welcher alle diejenigen, die berufen sind, es zu beherrschen, erinnern muſs, daſs der Geist der Gerechtigkeit, der Ordnung und Mäfsigung hinreicht, um es auf den höchsten Punct der Macht und des Glückes zu erheben!

Man konnte sich mit um so gröſserer Zuversicht der tröstenden Hoffnung, welche der Friede von Riswyck der Nation gab, überlaſsen, da Ludwig XIV., durch Alter und Religion auf gesündere Grundsätze zurückgebracht, das Irrige seiner alten Ideen von Aufwand und Pracht eingesehen hatte; alle seine Absichten gingen damahls auf Herstellung der Ordnung in seinen Finanzen durch eine weise Sparsamkeit. Es gefiel der undurchdringlichen Vorsehung nicht, die wohlthätigen Absichten des Monarchen mit Erfolge zu krönen. Spanien gab sich an Frankreich hin, obwohl Ludwig XIV. diesen Zuwachs von Gröſse in seiner Familie weder gewünscht, noch gesucht hatte, ja er hatte sich selbst bemüht, dem langwierigen Elende eines Krieges, welchen diese reiche Erbschaft wieder entzünden muſste, durch Theilungs-Verträge, welche mit

Weis-

Weisheit entworfen, und mit Gewandtheit unterhandelt waren, zuvorzukommen.

Ereignisse, welche man weder vorhersehen, noch verhindern konnte, vereitelten alle Berechnungen der Politik, und in demselben Augenblicke, wo ein feyerliches Testament alle Kronen Spaniens und Indiens zu den Füfsen seines Enkels niederlegte, trug Ludwig XIV. Bedenken, diefs glänzende Geschenk anzunehmen. Reife Berathschlagungen und unwiderstehliche *) Gründe mufsten ihm die traurige Ueberzeugung verschaffen, dafs er der Nothwendigkeit des Krieges selbst durch das Anerbiethen, sich mit *einem* Theile dieser durch Verträge ihm zugesicherten Erbschaft zu begnügen, nicht entgehen konnte. In dieser merkwürdigen Berathschlagung war Herr von Beauvilliers der Meinung, die spanische Erbschaft auszuschlagen, und sich an den Theilungs-Vertrag zu halten. Der Herzog von Burgund war derselben Meinung: allein ihre Meinung war mehr der Wunsch zweyer tugendhafter Seelen, welche gerührt waren von den Leiden des Volkes und den noch gröfsern Uebeln, welche Frankreich bedrohten, als ein auf wahre Ueberzeugung gegründeter Vorschlag. Von Ludwigen XIV. stand im Buche des Schicksals geschrieben, dafs der einzige Krieg, welchen er *nicht* führen wollte, ein gerechter und unvermeidlicher Krieg sey, und dafs er

*) Siehe die Memoires de Torcy.

er gerade in diesem Kriege Unglücksfälle erleben sollte, welche Frankreich an den Rand des Verderbens brachten. Eben dieser Krieg veranlaſste eine Menge von Briefen und Denkschriften, die wir ganz von der Hand F. geschrieben, besitzen.

Wie ferne auch F. für seine Person vom Ehrgeize war, so lebte dennoch in Bezug auf den Hof in ihm noch immer die höchste Theilnahme für die Person des jungen Prinzen, seines Zöglings. Seine vertrauten Verhältniſse mit den Herzogen von Beauvilliers und Chevreuse, wovon der erste Staatsminister, und der zweyte durch das Zutrauen seines Schwagers in das Geheimniſs der Staats-Geschäfte eingemischt war, setzten ihn in den Stand, einen Einfluſs auszuüben, der um so nützlicher war, da ihn nur die reinsten und uneigennützigsten Absichten erzeugen konnten. Uebrigens wurde Flandern das Haupt-Theater des Krieges, und der Ruhm F. war so groſs, daſs sich die französischen und die feindlichen Generale um das Verdienst stritten, ihm ihre Aufmerksamkeit, ein Zutrauen und eine Hochachtung zu erweisen, welche für ihn in seiner Verbannung weit schmeichelhafter waren, als wenn er sie zu Versailles genoſsen hätte. Man begreift demnach, daſs dieser Theil der politischen Correspondenz F. nicht verwechselt werden muſs mit jenem Haufen von Denkschriften, Plänen, Projecten, welche Menschen über öffentliche Geschäfte wagen, ohne einmahl die Agenten und die Triebfe-

fe-

dern davon zu kennen. Schon allein die Fragmente von Denkschriften, welche wir hier vorzubringen haben, werden hinreichend seyn, um ihre ganze Wichtigkeit für diese Epoche unserer Geschichte fühlbar zu machen.

Selbst von der Zeit an, wo Ludwig XIV. das Testament Carl's II. für seinen Enkel angenommen hatte, mufste er noch eine Zeit hindurch hoffen, nicht zu einem allgemeinen Kriege gegen ganz Europa fortgerifsen zu werden; wenigstens konnte er annehmen, dafs er nur gegen das Haus Oesterreich, defsen Ansprüche und Kräfte ihm nicht sehr furchtbar zu seyn schienen, zu kämpfen haben würde. In dieser Zuversicht mufste er sich noch mehr bestärken, als England und Holland zur Anerkennung Philipps V. als Königs von Spanien eingewilligt hatten. Indem auf solche Art diese beyden Mächte selbst die von ihnen vorgeschlagenen und garantirten Theilungsverträge aufhuben, schienen sie zu gestehen, dafs Ludwig XIV. nicht umhin gekonnt habe, dem Wunsche der spanischen Nation und ihre letzten Königs Folge zu leisten; allein man hatte bald Ursache, zu glauben, dafs diese verstellte Anerkennung nur dazu gedient habe, um deu schlimmsten Plänen gegen Frankreich einen Schleyer umzuwerfen.

Eben in dieser Zwischenperiode war es, dafs F. eilte, dem Herzoge von Beauvilliers eine sehr

aus-

ausführliche Denkschrift *) zukommen zu lassen, wovon wir das eigenhändig geschriebene Original, datirt vom 28ten Aug. 1701 besitzen.

In dieser Periode konnte man nicht mehr daran zweifeln, daſs England und Holland mit dem Hause Oesterreich schon jene Allianz verabredet hatten, welche im folgenden Jahre ganz Europa gegen Ludwig XIV. verband. F. schlägt mehrere Mittel vor, um zu versuchen, das Ungewitter, während es noch Zeit dazu war, abzuwenden.

Er stellt zuerst als Grundsatz auf, daſs Ludwig XIV., der mit der spanischen Nation eingegangenen Verbindlichkeit, niemahls seine Einwilligung zur geringsten Zersplitterung der von seinem Enkel erhaltenen Erbschaft zu ertheilen, treu bleiben müſse; er wünscht aber, daſs Ludwig XIV. damit den Anfang machen möge, alle Mächte Europen's zu überzeugen, daſs er die Absicht nicht habe, Frankreich zu vergröſsern. Diese Meinung, einmahl fest begründet, werde dem Cabinet von Versailles mehr Kraft und Mittel an die Hand geben, um alle Vorschläge abzuweisen, welche dahin zielten, seine Einwilligung zur Aufopferung einiger Theile der spanischen Monarchie zu Gunsten jeder andern Macht zu bewirken.

Hie-

*) Précis d'un Mémoire de Fenelon sur la succession d'Espagne, du 28. Août 1701. (Manuscript).

Hierauf schildert er den damahligen Zustand Frankreichs, und mustert die Gründe, auf welche die Feinde Frankreichs ihre Hoffnungen bauen konnten. Sie schmeichelten sich nämlich, daſs Frankreich, erschöpft durch die vorhergegangenen Kriege, den Krieg nicht wolle; das Ruhe und Friede ihm schlechthin nothwendig seyen; daſs es, gezwungen, seine Armeen weit von seinen Gränzen zu entfernen, sich vollends an Truppen und Geld erschöpfen würde; daſs die Niederländer und Mayländer, an die schlaffe Regierung Spaniens gewöhnt, sich nur mit Mühe die raschen und unbedingten Formen der französischen Regierung würden gefallen lassen; daſs Frankreich genöthigt, *einen leblosen Körper* (ein solcher war damahls Spanien), zu vertheidigen, unter dem Uebermaſse seiner eigenen Anstrengung, und der Unthätigkeit der Maſse, welche er zu erhalten übernommen hatte, unterliegen würde; daſs, je gelehriger sich Philipp V. für die Eingebungen des Königs, seines Groſsvaters, zeigen würde, die eifersüchtigen und argwöhnischen Spanier um so weniger dazu einwilligen würden, sich durch das Cabinet von Versailles beherrschen zu lassen.

Um alle diese Schwierigkeiten, welche nur zu wahr und zu fühlbar waren, zu entfernen, schlägt F. vor:

1) Die Holländer, bey welchen die Furcht, daſs sich Frankreich in den Besitz der spanischen Nieder-

derlande setzen möge, die einzige Ursache zu Besorgnissen, und der einzige Grund zu einer Verbindung gegen Frankreich war, durchaus zu befriedigen: er zeigt, zu welcher Höhe von Macht sich die Holländer durch ihren Handel und Reichthum erhoben hatten, wodurch sie im Stande waren, alle Feinde Frankreichs zu besolden; er macht aufmerksam darauf, wie die Freyheit Europen's an die Unabhängigkeit von Holland gebunden zu seyn schien, eine Unabhängigkeit, von der es nicht mehr versichert seyn konnte, wenn Frankreich, trotz aller gegebener Versicherungen, auf die Besitznahme der spanischen Niederlande Anspruch machte.

2) Er empfiehlt, die Eifersucht der Spanier nicht zu reitzen, indem man sich das Ansehen gebe, sie wie Kinder zu regieren. Dadurch würde man sie nur muthlos und schwierig machen; dadurch würde man dem Könige Wilhelm nur einen scheinbaren Vorwand zur Behauptung geben, daſs Frankreich und Spanien in denselben Händen vereinigt wären. Er macht eine fürchterliche, ja selbst etwas übertriebene Schilderung von den Gefahren, welche für Philipp V. und seine Familie aus diesem Gelüsten, die Spanier durch Franzosen beherrschen zu laſsen, entstehen konnten; daſs es am edelsten und am sichersten gehandelt sey, sich ihre Zuneigung zu verschaffen, und darauf zu denken, jede Erniedrigung derselben dadurch, daſs man bey ihnen, wie es schon geschehen war, französische Mini-

nister und Generale, ja selbst eine französische Ehrendame an ihrem Hofe aufstelle, zu entfernen. Die Folge der Ereignifse zeigte, wie viel Unglück und Verwirrung man erspart haben würde, wenn man sich zu Versailles ganz von der Weisheit dieses Raths überzeugt hätte. Er setzte hinzu, dafs man sich bemühen müsse, zwischen Frankreich und Spanien eine Uebereinstimmung, gegründet auf das Zutrauen, auf die gegenseitige Achtung, und auf die Ueberzeugung von dem wahren Interefse beyder Völker, zu Stande zu bringen; vorzüglich aber müsse man seine Aufmerksamkeit darauf richten, die Spanier nichts von jenen bey dem französischen Charakter gewöhnlichen Fehlern, wodurch sie sich den Ausländern so unerträglich machen, merken zu lafsen.

3) Fenelon tadelt die Uebereilung, mit welcher man aus Holland den Grafen d'Avaux, welcher daselbst die Functionen eines aufserordentlichen Gesandten versah, zurückberufen hat. Er macht alle Folgen dieser falschen Maafsregel fühlbar, wodurch man den Feinden Frankreichs die völlige Freyheit liefs, sich der Entschliefsungen Hollands zu versichern, und ihnen eine ihrer Leidenschaft und ihrem Interefse angemefsene Richtung zu geben.

4) Er macht den Vorschlag, alle Kräfte Frankreichs aufzubiethen. um die Festsetzung der Kaiserlichen in Italien, im Mayländischen zu verhindern; er glaubt, dafs diefs der einzige Punct sey, wo man den Krieg mit Nachdrucke und Erfolge füh-

führen könne, ohne die Eifersucht Englands und Hollands aufzuschrecken; daſs dieſs das sicherste Mittel seyn würde, diese beyden Nationen zu überzeugen, daſs Frankreich keinen Vergröſserungs-Plan habe, und daſs es weit entfernt sey, die Unabhängigkeit Hollands zu bedrohen; daſs diese beyden Nationen, wenn sie auf solche Art wegen des Ehrgeizes Frankreichs beruhigt seyn, und kein anderes Intereſse mehr haben würden, als jenes ihres Handels, welcher stets durch den Krieg gefährdet wird, auch weniger geneigt seyn würden, den Haſs und die Politik des Königs Wilhelm zu unterstützen; daſs man, wegen der damahls sehr schwankenden Gesundheit dieses Fürsten, wünschen müſse, daſs England und Holland, wenn er sterben sollte, noch nicht in eine Allianz mit dem Hause Oesterreich verflochten wären.

Endlich empfiehlt er, daſs man suchen solle, sich der Neutralität der Fürsten Deutschlands durch alle mögliche Mittel, selbst durch sehr reichliche Subsidien, zu versichern; in Deutschland nur ein einziges Truppen-Corps zu unterhalten, um die neutralen Fürsten zu unterstützen, und die Bewegungen des Kaisers zu beobachten. Er erinnert, daſs man bey Verleihung dieser Subsidien, soviel als möglich, die groſsen Nachtheile, welche daraus entstehen können, vermeiden, nämlich daſs man nicht ein unendliches Herausziehen des baaren Geldes aus Frankreich begünstigen, daſs man die Fürsten, welche man besoldet, nicht zum Wunsche der Verlänge-

gerung des Krieges vermögen, und die nicht besoldeten zu dem Gedanken verleiten müsse, durch Bedrohung des Abfalles und Ueberganges zum Feinde sich nothwendig zu machen. Um diesen Ungelegenheiten zu entgehen, ladet F. das Ministerium ein, nur dem Mächtigsten Subsidien zu bewilligen, und nur solche Summen, deren Nutzen oder Nothwendigkeit ganz klar bewiesen seyn wird, zuzugestehen.

Nach diesen allgemeinen Grund-Ansichten, hält F., um den Anfang damit zu machen, in Europa die Meinung von der uneigennützigen Politik Frankreichs sicher zu begründen, es für nothwendig, daſs die französischen Truppen die spanischen Niederlande räumten, und daſs der König von Spanien die Bewachung derselben Wallonen- oder Schweizer-Truppen anvertraue, welche unmittelbar unter den Befehlen Philipps V. stehen, und von Ludwig XIV. heimlich besoldet würden; daſs Frankreich dieſs Anerbiethen machen könnte, unter der Bedingung, daſs Holland auf seiner Seite sich verpflichte, in keine Verbindung mit dem Kaiser zu treten; daſs aber dieser Vorschlag nur auf eine würdige und zweckmäſsige Art, und so gemacht würde, daſs es nicht den Schein habe, als wolle man den durch Zurückberufung des Grafen von Avaux begangenen Fehler wieder gut machen. Daſs selbst alsdann, wenn dieſs Anerbiethen nicht angenommen würde, man sich demungeachtet damit beschäftigen

müſse,

müſse, die Truppen des Königs, welche in den spanischen Niederlanden sind, in die französischen zurückzurufen. Daraus würden sich zwey Vortheile ergeben; erstens würde man wieder etwas Leben und Handel in das französische Flandern bringen; und zweytens würde man die Holländer beruhigen, indem man aufhören würde, sie durch jene ins Unermeſsliche gehende Anhäufung von Soldaten, Generalen und Munition, und durch Zurüstungen, welche nicht zu berechnende Summen kosteten, zu schrecken. Gänzlich würde man die Holländer gewinnen können, wenn man ihnen durch den König von Spanien den Austausch des französischen Geldern gegen Mastrich oder irgend einen andern Platz vorschlagen lieſse; dieſs würde keine Zerstückelung, sondern nur ein einfacher Tausch seyn.

F. bemerkte mit Grunde, daſs man bis dahin zu viel oder zu wenig gethan habe, daſs man gleich Anfangs die Holländer darniederwerfen, oder ihnen kein Miſstrauen hätte einflöſsen sollen. Er kam auf den Beweis zurück, daſs man sich vorzüglich den Krieg in Italien müsse angelegen seyn lassen, um die Kaiserlichen aus den Mayländischen zu verjagen, sie nach Deutschland zurück zu treiben, und so das Kriegstheater in das Land der Feinde selbst zu verlegen.

Jemehr man diese Denkschrift lieſ't, desto mehr wird man überzeugt, daſs die darin enthaltenen

Rath-

Rathschläge die nützlichsten, die der Lage der Sache angemessensten waren. Es ist sogar ziemlich wahrscheinlich, daſs Herr von Beauvilliers, indem er sie als seine eigene Ideen darlegte, es dahin gebracht haben würde, ihnen den Beyfall des Königs und seiner Minister zu verschaffen, wenn nicht kurze Zeit nachher Ludwig XIV. den unverzeihlichen Fehler begangen hätte, den Sohn Jacobs II. *) trotz aller durch den Friedenstractat von Riswyck übernommener Verbindlichkeiten, als König von England anzuerkennen. Diese unpolitische Groſsmuth empörte England gegen ihn, verwickelte die ganze Nation mit in den Haſs Wilhelms III., und riſs sie, so wie das von demselben, wie von seinem unumschränkten Gebiether abhängige Holland, zu den weitaussehenden Plänen mit fort, welche er gegen Frankreich entworfen hatte. Der Tod dieses Monarchen, der bald auf diese Begebenheit folgte, **) änderte nichts in den Gesinnungen Englands und Hollands, und sie verbanden sich mit dem Kaiser, um Frankreich den Krieg zu erklären.

In einer so kritischen Lage, welche den Sachen eine neue Gestalt gab, glaubte F. an den Hrn von Beauvilliers eine zweyte Denkschrift erlaſsen zu müſsen. Die 4 ersten Blätter dieser Denkschrift,

ganz

*) Jacob II. starb den 16. Sept. 1701.

**) Wilhelm III. starb den 19. März 1702.

ganz von der Hand F. geschrieben, fehlen in den uns anvertrauten Manuscripten; allein es ist gewifs, dafs sie im Anfange des Jahrs 1702 abgefafst wurde, in der Epoche, wo der König von Spanien sich nach Italien begeben sollte, um daselbst die vereinigten Armeen zu commandiren, und ehe sich der Herzog von Savoyen gegen Frankreich erklärte.

Man sieht daraus, wie sehr F. den ehrsüchtigen Charakter des Herzogs Victor Amadäus fürchtete, und man kann die Beschaffenheit dieser Besorgnifse nach den Vorsichts-Mafsregeln, welche er für die Sicherheit der Person und das Leben des Königs von Spanien empfiehlt, beurtheilen.

Man mufs glauben, dafs Victor Amadäus unfähig war, ein Verbrechen zu begehen; allein er rechtfertigte bald zum Theile den Verdacht F., indem er den König, mit dem er sich verbunden hatte, verrieth, und die Waffen gegen seine beyde Tochtermänner ergriff.

F. war Lehrer Philipps V. gewesen: dieser junge König, welcher so wenig Thätigkeit auf dem Throne zeigte, zeichnete sich am Tage der Schlacht durch eine heldenmüthige Unerschrockenheit aus. F. hatte diese Seite seines Charakters, von seiner Kindheit her, aufgefafst: „Ich kenne das Feuer des jungen Königs, schrieb er; er ist, sobald er sich einmahl bey einer Gelegenheit eingelafsen hat, und in Hitze gerathen ist, im Stande, sich ohne Mafs blos zu stellen, nicht mehr vor sich zu schauen,

Bayerische Staatsbibliothek München

und, trotz aller Vorstellungen, alles zu wagen. Urtheilen Sie daraus, wie leicht es boshaften und arglistigen Leuten seyn wird, ihn anzuspornen, um ihn zu verderben.“ Fast wäre wenige Monathe nach dem Datum dieser Denkschrift das, was F. befürchtet zu haben schien, wirklich eingetroffen. Philipp V. blieb während des ganzen Treffens von Luzara *) dem Feuer einer feindlichen Batterie ausgesetzt, ohne auf seinem Gesichte den geringsten Ausdruck von Unruhe oder Verlegenheit merken zu lassen.

Wenn man bey Durchlesung dieser Denkschrift F. an die Stelle kommt, wo die verschiedenen zum Commando der Armee in Vorschlag gebrachten französischen Generäle gemustert werden, so bemerkt man mit Wehmuth, wie selten die guten Generäle, das heisst solche, welche die allgemeine Achtung der Offiziere und Soldaten genossen, geworden waren, ungeachtet der immerwährenden Kriege, welche die ganze Regierungszeit Ludwigs XIV. ausfüllten. Es war in eben dieser Epoche, da Madame von Maintenon an den Herzog von Noailles schrieb: „Wir haben Höflinge, aber auch nicht *einen* Feldherrn.“ Die Urtheile F. über einige derselben werden vielleicht hart scheinen: allein wenn man mit Aufmerksamkeit die Denkschriften der Zeitgenossen zu Rathe zieht, so wird man finden, dass sie durchaus gerecht sind. Ja man muss sich

selbst

*) Den 15. Aug. 1702.

selbst über den Scharfsinn wundern, mit welchem F. in der tiefen Zurückgezogenheit, in welcher er den gröſsten Theil seines Lebens zugebracht hatte, die Tugenden, die guten Eigenschäften und Mängel so vieler Männer, mit denen er vermöge seines Standes und seiner Beschäftigungen nur wenig Verkehr zu haben schien, zu beurtheilen gewuſst hatte. Unter seinen Urtheilen findet sich kein einziges, welches die Geschichte und die Nachwelt nicht bestätigt hätten.

F. zeigt in dieser Denkschrift ein lebhaftes Verlangen, den jungen Prinzen von Conti auf eine seiner Geburt würdige Art angestellt zu sehen. Die glänzendsten Thaten, groſse Talente und die öffentliche Stimme hatten ihn schon längst zum Commando der Armeen berufen, wovon er aber stets ausgeschlossen ward, weil Ludwig XII. vermöge seiner lebhaften Empfindlichkeit einen einzigen gegen die Pflicht des Gehorsams begangenen Fehler nicht vergessen konnte.

Er empfiehlt mit vieler Sorgfalt, man wolle verhindern, daſs dem Herzoge von Burgund der Herr von Vendôme bey derselben Armee an die Seite möge gegeben werden. Alle Unglücksfälle des Feldzugs von Lille im J. 1708 bewiesen in der Folge, wie richtig F. vorhergesehen hatte. Man muſs jedoch nicht glauben, als wenn F. der Tapferkeit des Herzogs von Vendome und seinem natürlichen Genie am Tage einer Schlacht nicht Gerech-

tigkeit habe widerfahren lafsen; allein, wie F. es in der Denkschrift, wovon wir hier einen Auszug liefern, bemerkte: „Man hatte von seinem unbiegsamen, eigensinnigen und allzukühnen Geiste alles zu befürchten.“

F. drang vorzüglich mit Lebhaftigkeit auf die Anstellung des Marschall's von Catinat, dessen Abwesenheit von den Armeen sich in der Folge so grausam für den Ruhm Frankreichs fühlbar machte, und den man aus strafbarer Hartnäckigkeit in einer Unthätigkeit liefs, welche weit schimpflicher für die Ehre des französischen Namens war, als für diesen grofsen Mann selbst. Man sieht aus der Art, wie sich F. in dieser Denkschrift und in einigen von seinen Briefen ausdrückt, die tiefe Achtung, welche er für den Marschall von Catinat hatte. Wirklich hatten diese beyden tugendhaften Seelen, trotz des Contrastes, der in ihren Manieren und ihrem äufsern Betragen herrschte, viele auffallende Aehnlichkeiten miteinander.

Durch eine traurige Uebereinstimmung hatten beyde das Unglück, auf ihren Wegen mächtigen Feinden, welche ihren Einflufs fürchteten, zu begegnen; beyde endigten ihre Laufbahn im Ruhestande, ohne Zweifel weniger beklagenswerth, als der Fürst, den man falsch berichtet, und in seiner vorgefafsten Meinung bestärket hatte.

F. sah mit Schmerzen voraus, dafs, während man die Dienste Catinats vernachläfsigte, man

der

der *Furcht*, den Marschall von Villeroy *zu betrüben*, nachgeben, und das Schicksal der Armeen und das Wohl Frankreichs einer kahlen Rücksicht aufopfern würde. Diefs traf denn auch wirklich ein, obwohl die Unvorsichtigkeit, mit welcher er sich zu Cremona hatte überfallen lafsen, hinlänglich bewiesen hatte, dafs er weder die Talente eines General's, noch das Zutrauen der Soldaten hatte.

Der Punct aber, auf welchem F. mit dem gröfsten Nachdrucke bestand, war die Unschicklichkeit und die Art von Beleidigung, welche man begehen würde, wenn man den Herzog von Burgund in einer schimpflichen Unthätigkeit zu Versailles liefse, während sein Bruder, der König von Spanien, an der Spitze einer Armee in Italien wäre, während die Zeitungen meldeten, dafs der Kaiser seinen Sohn, den römischen König, an den Rhein schicke, um daselbst zu commandiren, und während Wilhelm III., obwohl schon am Rande des Grabes, sich noch schmeichle, im Stande zu seyn, die Fackel des Kriegs in die Niederlande zu tragen. Er kam auf die Foderung zurück, dafs man den Herrn von Catinat dem Herzoge von Burgund beym Commando der Armee an die Seite geben möge. Catinat war unter allen lebenden Generälen der einzige, auf welchen F. sein volles Vertrauen setzte. „Bey dem gegenwärtigen Mangel an tauglichen Männern darf man den Marschall Catinat nicht hintansetzen.

Selbst,

Selbst, wenn er viele Fehler *) begangen hätte, was ich nicht weifs, so müfste man mittelst einer Vergleichung mit Andern darüber urtheilen, und er wird leider! in dieser Rücksicht stets nur zu schätzenswerth erscheinen."

F. hatte das Vergnügen nicht, seine Wünsche ganz erfüllt zu sehen. Zwar gab Ludwig XIV. wirklich im J. 1702 dem Herzoge von Burgund das Commando einer Armee; allein Catinat war nicht so glücklich, eine Anstellung zu erhalten.

Man bemerkt in allen Briefen F. das Interefse, womit er in seiner tiefen Zurückgezogenheit über das ganze Detail des Benehmens des Herzogs von Burgund wachte. Auf dem Haupte dieses jungen Prinzen ruheten alle seine Hoffnungen für das Wohl Frankreichs, und alle Anweisungen, welche er ihm durch den Hrn von Beauvilliers übermachte, athmen die Zärtlichkeit eines Vaters, und die Aufrichtigkeit eines treuen und tugendhaften Freundes.

„Ich liebe fortdauernd den Herzog von Burgund, schrieb F. dem Hrn von Beauvilliers, **) obwohl er höchst auffallende Fehler hat; ich beschwöre Sie, Sie wollen Ihre Freundschaft für ihn nie erkalten lafsen; dulden Sie ihn, ohne ihm zu schmei-

cheln

*) Die Höflinge hatten die Unglücksfälle des italiänischen Feldzuges von 1701 dem Fehlern des Marschalls von Catinat zugeschrieben.

**) Den 30. Nov. 1699.

cheln; warnen Sie ihn, ohne ihn verdriefslich zu machen; begnügen Sie Sich mit den Gelegenheiten und Veranlassungen, welche die Vorsehung darbiethet, und welche man treu benützen mufs; sagen Sie ihm die Wahrheiten, welche man wünscht, dafs sie ihm von Ihnen möchten gesagt werden; allein sagen Sie ihm dieselben mit wenigen Worten, mit Sanftmuth, mit Achtung und mit Zärtlichkeit. *Es ist eine Schickung der Vorsehung, dafs er sein Vertrauen denjenigen nicht schenkte, welche es dazu mifsbrauchet haben würden, um Sie zu stürzen.* Gott gebe, dafs er ihnen nicht entgehe, dafs er, wenn er einige Fehler machen sollte, bey Ihnen ein offenes Herz, wie einen Hafen im Schiffbruche, finde. *Flöfsen Sie ihm eine sanfte, gefällige, einfache, pünctliche, feste Frömmigkeit ein, ohne rauh oder zu ängstlich wegen Kleinigkeiten zu seyn; nur der Unvollkommene fodert die Vollkommenheit mit Härte.*"

Ludwig XIV. ertheilte 1702 dem Herzoge von Burgund das Commando über die Armee in Flandern, und beauftragte den Marschall von Boufflers, ihn dabey durch seinen Unterricht und sein Beyspiel zu leiten. Der junge Prinz mufste, um sich an den Ort seiner Bestimmung zu begeben, nothwendig durch Cambrai kommen; inständig bath er den König, seinen Grofsvater, um die Erlaubnifs, bey seiner Durchreise seinen alten Lehrmeister besuchen zu dürfen; Ludwig XIV. bewilligte sie ihm, aber unter einer Bedingung, welche die ganze Hef-

tig-

tigkeit seiner ersten Ungnade gegen F., so wie die Meinung, welche er von dem Einflusse deſselben auf seinen jungen Zögling hatte, errathen lieſs. Der Herzog von Burgund gab F. sogleich Nachricht von der erhaltenen Erlaubniſs, und der ihr hinzugefügten Einschränkung.

Peronne den 25. April 1702.

„Da ich mich so nahe bey Ihnen befinde, so kann ich nicht umhin, Ihnen meine Freude darüber, so wie über die vom Könige erhaltene Erlaubniſs, Sie bey meiner Durchreise besuchen zu dürfen, zu bezeugen; *der König hat jedoch die Bedingung hinzugefügt, daſs ich Sie nicht unter 4 Augen sprechen solle.* Ich werde diesem Befehle gehorchem, und gleichwohl Sie nach Gefallen unterhalten können, denn Saumery wird zu meiner Seite seyn, und also *bey unserer ersten Zusammenkunft nach einer 5jährigen Trennung die dritte Person vorstellen.* Ich sage Ihnen genug von ihm, wenn ich ihn Ihnen nenne, und Sie kennen ihn mehr als ich, als einen Mann, auf den man sich ganz verlaſsen kann, und der noch dazu ein guter Freund von Ihnen ist. Ich bitte Sie daher, Sie wollen Sich gegen 8 oder halb 9 Uhr bey dem Hause, wo ich die Pferde wechseln werde, einfinden. Sollten Sie etwa aus allzugroſser Bescheidenheit nach Cateau sich begeben haben, so bestimme ich Ihnen eine Zusammenkunft bey meiner Rückkehr, mit der Versicherung, daſs nie etwas die aufrichtige Freundschaft,

wel-

welche ich für Sie habe, vermindern konnte, noch jemahls vermindern wird."

Ludwig.

Nicht ohne Grund war der Herzog von Burgund wegen der feinen Behutsamkeit F. etwas mifstrauisch geworden, und hatte weifslich geahndet, derselbe dürfte sich von Cambrai im Augenblicke seiner Ankunft daselbst entfernen, um nicht ihn und sich selbst beym Könige zu compromittiren. Er hatte in der That alle Anstalten getroffen, um bey der Durchreise des Herzogs von Burgund nicht in Cambrai zu seyn, und er war im Begriffe, abzureisen, als ihm ein Courier das Schreiben des jungen Prinzen überbrachte. Wir finden diesen Umstand bemerkt in einem lateinischen Briefe *) des Abbé von Chanterac an den Car-

*) Dux Burgundiae, indolis egregiae, perspicacis ingenii, et sincerae in Deum pietatis princeps, magistrum plurimi facit et constantissime amat. Cum autem profecturus esset in Belgium, regem avum exoravit, ut sibi liceret, hunc in itinere videre et alloqui; annuit rex, suâptè naturâ benignus, et solâ adversariorum instigatione malè affectus in Praesulem. Sed timuit Princeps, ne Antistes in perlustrandis suae dioeceseos parochiis frequens, tum temporis Cameraco forsan abesset, neque frustra; namque jamjam proficiscebatur. Subito Cameracum advenit nuncius, quem Princeps ex itinere jam incepto Veredanis (Péronne) celerrimê praemiserat, ut epistolam propriâ manu scriptam ad Archiepiscopum ferret.

Cardinal Gabrieli. Diese Zusammenkunft war kurz und gezwungen wegen der anwesenden Militär- und Magistrats-Personen, welche sich aus Ehrfurcht und Pflicht in dem Hause, wo der Herzog von Burgund abgestiegen war, versammelt hatten. Der junge Prinz wollte den erhaltenen Befehlen nicht entgegen handeln, und getraute sich nicht, sich eine besondere Unterredung mit F. zu erlauben. Dieser Zwang verursachte bey ihm eine Art von Zurückhaltung, welche alle Zuschauer zu betrüben schien; nur erst in dem Augenblicke, als der Erzbischof von Cambrai dem Herzoge von Burgund die Serviette zum Händewaschen reichte, sprach der junge Prinz so laut, daſs es Jedermann verstehen konnte, zu F. diese merkwürdigen Worte: „*Ich weiſs, was ich Ihnen zu verdanken habe, Sie wissen, was ich Ihnen bin.*"

Der Feldzug von 1702 war ohne alle wichtige Ereignisse, obwohl der Herzog von Burgund den be-

ret. Vetabat regius discipulus, ne Praesul verecundius abscederet. Asseverabat dulcissimis vocibus, se illius videndi desiderio flagrare. Transiit, vidit et allocutus est, sed parcè ac palam, ne recrudescerent adversariorum irae. Hoc nuncium, longè latèque sparsum jucundissimè audivit et Belgium, et Lutetia et Gallia omnis. Singuli quippe cordati homines id optimè factum praedicant, et summae Principis laudi ducunt. Soli adversarii hoc indigno animo tulisse videntur.

berühmten Marlboroug zu bekämpfen hatte. Dieser General hatte eben das Commando der alliirten Armee übernommen, und die erste Probe seines kriegerischen Talentes abgelegt, welches ihn so schnell zum Range der grofsen Feldherrn erhob. „Indefsen der Herzog von Burgund bewies, nach dem Zeugnifse eines ausgezeichneten *) bey dieser Armee angestellten Offiziers, *in diesem ersten Feldzuge alle Tapferkeit, Festigkeit und Gewandtheit, welche man gewöhnlich nur durch eine langjährige Erfahrung erwirbt*; er entzückte Offiziere und Soldaten durch seine Aufmerksamkeit für sie, und durch seine liebreiche Manieren, welche von den mannigfaltigsten Arten von Beweisen seiner Liebe begleitet waren."

Ein noch bedeutenderer Zeuge als der Marquis von Quincey, nämlich der Marschall von Berwick bemerkt in seinen *Denkschriften*, indem er von einer ausgezeichneten Unternehmung, wo der Herzog von Burgund an der Spitze seiner Armee die Feinde zwey Stunden weit bis an die Wälle von Nimwegen verfolgte, spricht: „dafs dieser Tag eben so glänzend als einzig war; denn, sagt er, es ist beyspiellos, dafs eine Armee eine andere zwey Stunden weit jagte, und sie auf einem durch einen festen Platz gedeckten Wege, fast ohne Schwerdtstreich, über den Haufen warf."

Lud-

*) Mémoires militaires du Marquis de Quincey.

Ludwig XIV. bemerkte, daſs sich die Feinde am Ende dieses Feldzugs nur mit Belagerungen abgaben, welche nichts Entscheidendes versprachen, und seinem Enkel keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen, darbothen: daher glaubte er, ihn gegen die ersten Tage des Septembers nach Versailles zurückrufen zu müssen. Der Herzog von Burgund fürchtete die Eifersucht der Feinde F. neuerdings rege zu machen, und beym Könige, seinem Groſsvater, Argwohn zu erregen, wenn er bey seiner Durchreise zu Cambrai eine zweyte Zusammenkunft mit F. zu suchen schien; er schrieb ihm von Mecheln aus den 6ten Sept. 1702.

„Es ist mir unmöglich, so nahe bey Ihnen vorbeyzureisen, ohne Ihnen das Leidwesen zu bezeugen, welches ich darüber empfinde, daſs ich von der Erlaubniſs keinen Gebrauch machen, und Sie nicht wieder sprechen kann, wie ich es doch gehofft hatte. Dieses Schreiben wird Ihnen durch eine sichere Hand zugestellt werden; ertheilen Sie dem Ueberbringer keine schriftliche Antwort, und *wenn Sie mir schreiben, so laſsen Sie mir Ihr Schreiben durch den Herrn von Beauvilliers, ohne Adreſse zukommen.*

„Ich bitte Sie, Sie wollen von der Fortdauer meiner Freundschaft für Sie überzeugt seyn, welche gewiſs nicht lebhafter seyn kann, und allzeit so beschaffen war, woran Sie hoffentlich nicht zweifeln werden. Auch bitte ich, Sie wollen stets in

Ih-

Ihrem Gebethe meiner gedenken. *Vielleicht wird es noch besser seyn, dafs ich Sie am Vorabende oder am Tage selbst, wo ich in Versailles ankommen werde, nicht sehe; ganz anders verhält sich die Sache, wenn man einige Zeit in der Ferne vom Hofe sich aufhalten mufs, und die Ideen mehr verwischt sind.* Leben Sie wohl, mein lieber Erzbischof: es ist wohl nicht nöthig, dafs ich Ihnen die Geheimhaltung dieses Schreibens empfehle, und Sie der zarten Freundschaft versichere, welche ich in den Augen Gottes stets beybehalten werde gegen einen Mann, dem ich so viel zu verdanken habe." Ludwig.

Man sieht hieraus, wie sehr der Herzog von Burgund die ungünstigen Deutungen, welche man den unschuldigsten Beweisen seines Interefse für den Erzbischof von Cambrai hätte geben können, fürchtete: F. erhielt dieses Schreiben zu spät, und da er benachrichtigt wurde, dafs der Prinz an der Post zu Cambrai absteigen werde, so begab er sich dahin, um eine Pflicht zu erfüllen, welche ihm schon der Anstand allein, unabhängig von allen andern Gründen dazu, vorgeschrieben haben würde. Diesen Umstand erfahren wir durch einen Brief F. an den Hrn von Beauvilliers.

*) „Ich habe unsern theuern Prinzen auf einen Au-

*) Brief von Fenelon an den Hrn von Beauvilliers den 7. Sept. 1702.

Augenblick gesehen; er schien mir stärker geworden zu seyn, eine gesündere Farbe zu haben, und recht munter zu seyn; er hat mir in wenigen Worten die gröſste Güte bezeigt. *Er hat viel gewagt dadurch, daſs er mich vor sich lieſs; mich dünket, all das, was er für mich thut, rühre mich nur wegen seiner, und wegen des guten Herzens, welches er dadurch zeigt.* Er hatte mir von Mecheln aus durch Herrn von Denonville ein Schreiben zugeschickt, dieser übergab mir es erst nach der Durchreise des Prinzen. *Ich werde hierüber das tiefste Stillschweigen beobachten.* Ich kann unmöglich so viele Beweise seiner Güte empfangen, ohne ihm darüber meine Dankbarkeit dadurch zu bezeugen, daſs ich ihm das Benehmen, welches er zu beobachten hat, vorzeichne, und ihm stets das, was er nach meinem Dafürhalten Gott zu verdanken hat, ins Gedächtniſs zurückrufe. Sie müſsen Ihre Treue verdoppeln, um ihn ohne Furchtsamkeit, aber auch ganz natürlich und ungezwungen zu unterstützen."

§. 2. *Briefe Fenelons an Beauvilliers, den Herzog von Burgund betreffend.*

Die Art, wie sich der Herzog von Burgund während des Feldzugs von 1702 betragen hatte, hat ihm die allgemeine Achtung erworben; er hatte bey allen ihm vorgekommenen Gelegenheiten gezeigt, daſs man die Tugenden eines Soldaten recht

gut

gut mit den strengen Tugenden der Religion vereinigen kann; mit einem Worte, er hatte seine verächtlichen Tadler zum Schweigen gebracht, welche sich bemühten, ihn als einen Prinzen zu schildern, deſsen Geist und Charakter durch die kleinlichen Uebungen einer kindischen und übertriebenen Andacht gelähmt worden wären.

F. fürchtete, er möchte sich durch diese zweydeutigen Zeugniſse eines falschen Enthusiasmus verführen laſsen; er schrieb an den Hrn von Beauvilliers:

„Sorgen Sie noch mehr für das Innere des Herzogs von Burgund, als für sein Aeuſseres, damit ihn der natürliche Geschmack, die Lebhaftigkeit seiner Leidenschaften, und der Strom der Welt nicht mit sich fortreiſsen. Ich rechne es ihm nicht so hoch an, die Welt, welche gegen ihn war, verachtet zu haben, als ich es ihm anrechnen würde, abgesondert von der Welt zu leben, wenn ihm die Welt Beyfall zuruft, und ernstlich nach seiner Gunst strebt; man muſs Gutes thun für die Welt, ohne zu fest an ihr zu hängen, ein Ziel, welches man freylich ohne Unterstützung von der mächtigen Hand Gottes nicht erreicht. Was schmeichelt der Eigenliebe mehr, als der Gedanke, daſs man zwar in der Eigenschaft eines so groſsen Fürsten das Tageslicht erblicket habe, dennoch aber die Achtung des Publikums nur seinem guten Betragen und seinen Talenten verdanke, nicht anders, als wenn

man

man ein bloſser Privatmann wäre? Aber welches Unglück, wenn man sich auf dieſs schwache Rohr stützte? Der eitlen Menschen Achtung ist selbst eitel, und verliert sich in einem Tage. Wenn dieser Prinz seinem eigenen Herzen überlassen wäre, ferne von Gott und der Gnade, die er gefunden hat, so würde für ihn alles vertrocknen, und die Welt selbst, welche ihn zur Vergessenheit Gottes verleitet hätte, würde Gott als Werkzeug dienen, um sich wegen seiner Undankbarkeit zu rächen. Ich wollte lieber sterben, als jemahls eine so bejammernswerthe Nachricht erfahren; es ist gewiſs, daſs, wenn er Gott aus den Augen läſst, er in einen Zustand verfallen würde, in welchem er sich dann bald auch gegen die Welt verfehlen, und dieser bald zum Eckel seyn würde."

§. 3. Der Herzog von Burgund als Generalissimus beyder Armeen in Deutschland. Fenelons Instructionen für denselben.

Man erwartete, daſs der Herzog von Burgund auch im J. 1703, so wie im vorhergehenden, die Armee von Flandern befehligen würde, allein man hielt es für rathsamer, ihn zum Generalissimus der Armee in Deutschland zu ernennen. Diese Anordnung war vorzüglich deſswegen überraschend, weil diese Armee sehr schwach war, meistens aus frischgeworbenen Truppen bestand, und also nicht

hin-

hinreichende Mittel darzubiethen schien, um eine wichtige Unternehmung zu wagen. Man glaubte ziemlich allgemein, daſs der geheime Beweggrund dieser veränderten Bestimmung der gewesen sey, dadurch jene Verhältniſse von Zutrauen nnd inniger Vertraulichkeit zwischen dem Herzoge von Burgund und F. zu unterbrechen, welche sie, ferne von der strengen Aufsicht des Hofes, während des Aufenthaltes des jungen Prinzen in den Niederlanden, leicht unterhalten konnten.

Zum Glücke für den Herzog von Burgund gab man ihm den Marschall von Vauban an die Seite, um ihn in seinen militärischen Operationen zu unterstützen; er allein konnte den Abgang einer stärkern Armee ersetzen. Auch war dieser Feldzug gleich ehrenvoll durch die wichtige Eroberung von Alt-Breysach, so wie durch die Art von Kühnheit, mit welcher der junge Fürst sich allen Gefahren aussetzte. Alt-Breysach hatte zu Frankreich gehört, und der Marschall Vauban hatte es durch die Befestigungen, womit er es umgeben hatte, dahin gebracht, seine Eroberung fast unmöglich zu machen. Der Marschall von Vauban war damahls herbeygerufen worden, um zur Vernichtung der durch sein Genie geschaffenen Wälle die Hülfsmittel seines Genies anzuwenden. Eben bey dieser Gelegenheit sagte er dem Herzoge von Burgund: „Monseigneur, man weiſs nicht, ob Sie Städte, von mir

befestigt, zu erobern wissen; Sie werden es uns bald lehren."

Während der Belagerung von Alt-Breysach fand der Herzog von Burgund Gelegenheit, zu zeigen, daſs die religiösen Grundsätze, welche F. so tief in sein Herz gegraben hatte, stets Sanftmuth, Nachsicht und Menschlichkeit athmeten. Ein feindlicher Spion, welcher sich in das Lager geschlichen hatte, wurde entdeckt und angehalten; der junge Prinz glaubte, daſs man ihm in Betracht einiger besondern Umstände ohne nachtheilige Folgen das Leben schenken könne. Man wollte ihn von dieser gnädigen Handlung abhalten, indem man ihm die Bemerkung machte, daſs dieser Spion ein Hugenott sey: *Eben deſswegen*, versetzte er lächelnd, *hat er Zeit nöthig, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, und sich zu bekehren.*

Alt-Breysach wurde den 23. Sept. 1703 genommen, 14 Tage nachdem man die Laufgraben eröffnet hatte, und der Herzog von Burgund bath den König um die Erlaubniſs, die Belagerung von Landau unternehmen zu dürfen; allein Ludwig XIV., welcher vernommen hatte, dals der junge Prinz sich mit Verwegenheit bey der Belagerung von Alt-Breysach den Gefahren ausgesetzt habe, fürchtete, er möchte bey jener von Landau zu unvorsichtig seinen Ruhm aufs Spiel setzen, da es noch weit gewagter war, Landau zu belagern, und ein glücklicher Erfolg, indem die Jahrszeit schon zu weit

vor-

vorgerückt war, zu ungewiſs schien; er erhielt also Befehl, nach Versailles zurückzukehren, und dem Marschall von Tallard das Commando der Armee und die Leitung der Belagerung von Landau zu übergeben.

Fenelon, des Trostes den Herzog von Burgund in Flandern zu sehen, beraubt, lieſs ihm durch den Herrn von Beauvilliers seine Gesinnungen und Anweisungen über das von ihm bey der Armee in Deutschland zu beobachtende Benehmen zukommen. Man findet in denselben stets die Gesinnung und die Sprache eines Vaters wieder, selbst in den Rathschlägen, welche er ihm giebt, Sorgfalt und Aufmerksamkeit auf Sachen zu wenden, die bey Privat-Personen unbedeutend seyn können, aber oft so wichtigen Einfluſs auf den guten Ruf der den Augen und der Kritik des Publikums unaufhörlich ausgesetzten Fürsten sind.

„Wenn der H. Herzog von Burgund bey der Armee seyn wird, so darf er mit Recht über der Tafel sein Miſsfallen an dem übermäſsigen Weintrinken zu erkennen geben, doch wird es sehr zweckmäſsig seyn, wenn er jenen längeren Aufenthalt am Tische, und jenen freyen gesellschaftlichen Ton, der im letzten Feldzuge alle Offiziere an seiner Tafel so sehr entzückte, fernerhin fortbestehen läſst; auch ist es zu rathen, daſs er diesem leutseligen Wesen in anderen Stunden des Umgangs treu bleibe; unter dem natürlichen Vorwande, daſs er

sich zurück ziehen müſse, um an den Hof zu schreiben, wird er stets einsame Stunden für Besorgung wichtigerer Dinge gewinnen.“

„Sollten bey der Armee einige Unordnungen in den Sitten einreiſsen, so kann er allgemeine mit guten Gründen unterstützte Befehle ergehen laſsen, um denselben mit Nachdrucke zu steuern; doch muſs er sich nicht auf einzelne Puncte einlaſsen, man würde ihn beschuldigen, er falle aus Aengstlichkeit in das Kleinliche und in übertriebene Strenge; er muſs sogar diesen Befehlen die Wendung geben, als seyen sie zur Festhaltung der Mannszucht bey der Armee durchaus nothwendig.“

„Er hüte sich, den Hrn Marschall von Villeroy, *) der sich gerne ein Ansehen giebt, und ein Freund von Vergnügen und Gesellschaft ist, unwillig zu machen; er kann ihm Achtung, Freundschaft, sogar Zutrauen und Zuneigung bezeigen: so wird er, wenn er bey seiner Frömmigkeit ein munteres und geselliges Wesen blicken läſst, nicht nur ihn, sondern durch ihn auch das Publikum gewinnen, bey welchem der Marschall in Credit steht.“

„Endlich beschwöre ich Sie, stets darauf Bedacht zu nehmen, daſs unser junger Prinz seine Ge-

*) Man glaubte damahls, der Marschall von Villeroy würde mit dem Hrn Herzoge von Burgund bey der Armee in Deutschland angestellt werden, allein der Marschall von Tallard erhielt diese Anstellung.

Gesundheit schone, daſs er sich bey der Armee alle unnöthige Strapazen erspare, daſs er schlafe, gut eſse, und stets vor Gott mit dem Frieden eines guten Gewiſsens wandle."

In so rührende und umständliche Vorschriften läſst sich F. ein, um dem Hrn Herzoge von Burgund jene allgemeine Wohlgewogenheit zu verschaffen, um welche sich nur zu viele Prinzen oft wenig bekümmern, weil sie gegen den Ruhm, sie zu gewinnen, so wie gegen die Freude, sie dauerhaft zu genieſsen, ganz gleichgiltig sind.

Der Herzog von Burgund richtete sich treu nach F. Rathe, und die Zuneigung der ganzen Armee belohnte ihn dafür. Dieses Zeugniſs hat ihm ein Mann ertheilet, der alles sehr streng zu beurtheilen gewohnt war. „Der Hr. Herzog von Burgund, schreibt Hr. von Saint-Simon, erwarb sich während des Feldzuges in Deutschland viele Ehre durch seine Anstrengung, sein Ausdauern bey den Geschäften, und seine ungekünstelte und natürliche Tapferkeit, bey der er es nicht auf Glanz anlegte, sondern vermöge welcher er sich überall einfand, wo er nöthig war, ohne auf die Gefahr Rücksicht zu nehmen; seine Freygebigkeit, seine Sorgfalt für die Verwundeten, und seine Gesprächigkeit gewannen ihm das Herz der ganzen Armee; er verlieſs diese mit Wehmuth auf Befehl des Königs, um an den Hof zurückzukehren, bey wel-

chem

chem er den 22. Sept. zu Fontainebleau *) eintraf.“

§. 4. *Brief des Herzogs von Burgund an Fenelon.*

Gleich auf die Eroberung von Alt-Breysach lassen wir einen merkwürdigen Brief des Herzogs von Burgund an F. folgen; man wird aus demselben sehen, wie die nämlichen Grundsätze, die ihm so viele Nachsicht und Güte gegen andere einflöſsten, ihn strenge gegen sich selbst machten. In dem Zeitpuncte, wo er von dem Feldzuge in Deutschland mit so vielem verdienten Ruhme bedecket zurückkam; in dem Augenblicke, wo ihn der König, sein Groſsvater zärtlichst empfangen hatte, und der ganze Hof nach dem Beyspiele des Monarchen sich beeiferte, ihm eine vielleicht übertriebene Bewunderung zu erkennen zn geben, zieht sich der junge Prinz in die Stille seines Wohnzimmers zurück, um in den Busen seines tugendhaften Lehrers seine Bekümmerniſse, seine Unruhen und seine Gewiſsensbedenklichkeiten frey und offen auszugieſsen.

„Die Gegend, in welcher ich mich dieses Jahr aufhielt, erlaubt mir nicht die im vorigen Jahre mit Ihnen verabredete Zusammenkunft; allein es biethet sich mir eine günstige Gelegenheit an, Ihnen auf meinem gewöhnlichen Wege zu schreiben, auf welchem Sie auch Ihre Rückantwort an mich werden ge-

*) Mémoires. Tom. I. pag. 316.

gelangen lassen. Mein Entschluss, nur Gott anzugehören, erhält sich, und nimmt sogar an Festigkeit zu; aber er findet noch manches Hinderniss in einer Menge von Fehlern und Zerstreuungen; verdoppeln Sie also, ich bitte darum, Ihr Gebeth für mich; ich bedarf desselben mehr als jemahls, weil ich stets so schwach und unvollkommen bin, wie ich es auch täglich mehr einsehe; indessen halte ich diese Erkenntniss für eine Gnade Gottes, der mich immer unterstützet, und mich nicht gänzlich verlässt, obwohl ich oft nur Kaltsinn und Trägheit an mir gewahr werde, die ich mit Beystand seiner Gnade zu überwinden suchen muss; auch hatte ich eine Zeitlang Gewissenszweifel, die mich manchmal sehr beunruhigten; diess wäre also ohngefähr der Zustand, in dem ich mich gegenwärtig befinde; stehen Sie mir also bey mit Ihrem Rathe und Gebethe. *Was Sie betrifft, mein lieber Erzbischof, so schliesse ich Sie alle Tage namentlich in das meinige ein, obgleich dieses, wie Sie leicht begreifen werden, nicht gar laut geschieht.* Danken Sie dem Himmel auch für den glücklichen Erfolg, den er uns verliehen hat, und bitten Sie ihn um die Fortsetzung seines Schutzes, dessen wir bey gegenwärtiger Lage der Dinge so sehr bedürfen. *Ich will Ihnen nichts davon sagen, wie ich gegen Sie gesinnet bin: ich bin immer der nämliche, und ich wünschte recht sehr, dass es nicht von der Reise oder Nichtreise nach Flandern abhängen möchte, ob ich Sie bey mir sehen, oder nicht*

sehen werde; alles dieses wird aber geschehen, sobald Gott es will. Ist der Abbé von Langeron zu Cambrai, so sagen Sie ihm etwas schönes von mir, doch empfehlen Sie ihm dabey, alles geheim zu halten.“

Aus diesen so einfachen und natürlichen Zügen kann man es sich erklären, warum man immer mit so vieler Rührung eines Prinzen sich erinnert, welcher in den Jahren der Leidenschaften unter dem so lebhaften Genuſse der Reize einer von ihm angebetheten Gemahlinn, und mitten unter allen ihn umgebenden Verführungen niemahls die zärtliche Zuneigung für seinen Lehrer verlor, obgleich dieser seit 6 Jahren ihm entriſsen, und seinem Groſsvater so verhaſst war, daſs er selbst nicht einmahl seinen Namen in dessen Gegenwart auszusprechen wagte. Was muſs man sich für einen Begriff von dem Herzen und dem Charakter eines Prinzen, der einer so treuen und heldenmüthigen Freundschaft fähig war, und von dem tugendhaften Erzieher machen, der einen solchen Zögling gebildet hatte?

§. 5. *Fenelons Instructionen für den Herzog von Burgund.*

Der Herzog von Burgund war fünf Jahre am Hofe, ohne bey den Armeen angestellt zu seyn: die verlornen Schlachten bey Höchstett im J. 1704, bey Ramillies und Turin im J. 1706 hatten Ludwigen XIV. den Muth niedergeschlagen, und er ge-

getraute sich nicht mehr, den Ruhm seines Enkels gegen Feinde, welche das Glück eben so stolz als unternehmend gemacht hatte, auf das Spiel zu setzen. Es kommen aber in den Briefen, welche F. während dieser 5 Jahre an die HH. von Chevreuse und Beauvilliers schrieb, solche besondere Umstände vor, daſs sie gänzlich verdienen, öffentlich bekannt zu werden; man wird daraus sehen, daſs der Unterricht und die Grundsätze F. ganz für den Rang, in welchem die Vorsehung den Herzog von Burgund hatte gebohren werden lassen; für den Thron, den er einst einnehmen sollte, und für die Tugenden, durch welche groſse Männer und groſse Fürsten gebildet werden, berechnet waren; es wird sich aber auch daraus ergeben, ob seine Erzieher den Vorwurf verdienten, daſs sie ihm einen Hang zu kleinlichen Uebungen und Maximen einer unvernünftigen und abergläubischen Andächteley beygebracht hätten. Dem Herzoge von Burgund selbst schrieb F. jene groſse Verhaltungsregel vor: „*Nicht in einer ängstigen Beobachtung kleinlicher Förmlichkeiten, sondern in den jedem Stande eigenthümlichen Tugenden besteht die Religion; ein groſser Prinz muſs Gott nicht auf dieselbe Art dienen, wie ein Einsiedler oder bloſser Privatmann.*"

Doch F. lieſs es bey seiner Sorgsamkeit und Wachsamkeit nicht blos bey unbestimmten und allgemeinen Maximen bewenden; aus der tiefen Zurückgezogenheit zu Cambrai heraus leitete er alle Ge-

Gedanken, Empfindungen, Bewegungen und Handlungen des jungen Prinzen; die HH. von Beauvilliers und Chevreuse berichteten ihm treu und unpartheyisch alles, was man an dem Betragen des Herzogs von Burgund lobens- oder tadelnswürdig fand, und von Cambrai aus kamen nach Versailles Warnungen, Unterweisungen, Vorwürfe oder Aufmunterungen zurück. Ein verwiesener, geächteter am Hofe verhaſster Erzbischof war das Orakel des Thronerben: Ludwig XIV. konnte zwar dem Herzoge von Burgund das süſse Vergnügen untersagen, mit F. umzugehen, aber mit aller seiner Macht konnte er es nicht verwehren, daſs der Herzog von Burgund stets mit seiner ganzen Seele an F. hieng; man wird sogleich sehen, ob dieser eines so groſsen Zutrauens, so groſser Anhänglichkeit und Hingebung würdig war.

*) „Ich bin entzückt über alles, was ich von dem Herzoge von Burgund sagen höre; leiten Sie die Sache so ein, daſs man ihn am Hofe eben so bezaubernd finde, als er es bey der Armee war; ich weiſs, daſs hier unvermeidliche Verschiedenheiten eintreten; allein er muſs sich in dieser doppelten Lage so gleich bleiben, als möglich; Sie müſsen daher durchaus dem Herzoge von Burgund hilfreiche Hände biethen, damit er nicht in seinen alten Zustand zurück fällt; man hat ihm darüber man-

*) Brief Fenelons an den Hrn v. Beauvilliers im J. 1703.

manches beyzubringen, nur muſs dieses auf eine sanfte und seinen jedesmahligen Bedürfnifsen angemefsene Weise geschehen.“

„Man sollte auf einen Mittelweg denken, damit er weder zu oft, noch zu selten die Fr. von Maintenon besuchte; nie darf er sich gegen sie irgend eine Abneigung merken lafsen; *er muſs ihr sogar, wie sie sich auch immer benehmen mag, Achtung und Aufmerksamkeit bezeigen, weil sie der König seines Vertrauens würdiget*; es ist daher sehr schicklich, dafs er sich von Zeit zu Zeit auf eine verbindliche und achtungsvolle Weise bey ihr einfinde, ohne irgend eine Aenderung zu verrathen; doch darf er nicht stille und in sich selbst vertieft in einem Winkel stehen, wie ein Kind, oder wie ein armseliger, wunderlicher Mensch, den sie keiner Unterhaltung würdiget; hier ist der Platz nicht, um seine Träumereyen, sein Mifsvergnügen, seine Launen blicken zu lafsen. Will er dergleichen Gedanken zu gewifsen Stunden nachhängen, so thue er es heimlich in seinem Cabinete; kurz, er muſs ein gewifses würdevolles Wesen annehmen, und auch andere daran gewöhnen. Der Augenblick seiner Zurückkunft von der Armee schickt sich am besten dazu, um in einer so vortheilhaften Haltung zu erscheinen; eine so schöne Gelegenheit wird, wenn er sie unbenützt läfst, lange nicht wiederkehren. Jemehr Geistesstärke, Gleichmuth und Vernunft er von sich wird blicken lafsen, desto gefälli-

liger wird ihn die Fr. v. Maintenon behandeln, und andere werden sich nach ihr richten; wo nicht, so wird alles, wodurch er sich bey der Armee auszeichnete, im Vorzimmer der Fr. v. Maintenon vergefsen werden, und man wird ihn immer mehr heruntersetzen.“

Aus diesem Briefe scheint es durchzuschimmern, dafs die Fr. von Maintenon für den Herzog von Burgund mehr Abneigung als Zuneigung fühlte; weit mifstrauischer als Ludwig XIV. konnte sie es sich nicht verhehlen, dafs der Erzbischof zu Cambrai noch sein ganzes Zutrauen und seine Liebe besafs; diefs machte sie vielleicht eifersüchtig, und liefs sie nicht ohne eine gewifse innere Unruhe in die Zukunft blicken.

„Der Herzog von Burgund, fährt F. fort, ist mit vielen Leuten bey der Armee sehr freundschaftlich umgegangen; das Eis ist also in Hinsicht ihrer gebrochen, er hat nun blos darauf zu sehen, dafs er zu Versailles mit den nämlichen Personen gerade beynahe auf die nämliche Art, wie bey der Armee, umgehe. Kann er denn glauben oder einwenden, es sey ihm unmöglich, sich fernerhin so zu benehmen, wie er sich schon so lange und mit so glücklichem Erfolge benommen hat? Nur mufs man auf zwey Puncte dabey sehen, einmahl, dafs er sich in Hinsicht seines offenen und verbindlichen Tones gerade so nach den Hofleuten richte, wie er es mit den Offizieren bey der Armee gethan hat;

und

und dann, daſs Sie ihm von Zeit zu Zeit die Augen öffnen über den verschiedenen Charactere der Leute, die ihn umgeben, und über das, was ehemahls in der Welt geschah, und jetzt noch darin geschieht, damit er nicht in böse Gesellschaft gerathe, und, wenn er im allgemeinen sich gnädig gegen Jedermann bezeigt, er doch das Verdienst jedes Einzelnen zu würdigen wiſse; ich setze dabey voraus, daſs er sich stets gewiſse Stunden vorbehalten wird, um zu bethen, zu lesen, und sich immer gründlichere Einsichten in die Staatsgeschäfte zu verschaffen."

„Ich glaube, der Herzog von Burgund sollte, jedoch ohne Zudringlichkeit, den König an seine Person gewöhnen, und jede Gelegenheit ergreifen, um sein Zutrauen zu gewinnen, mag es nun geschehen, um in den Staatsrath zu kommen, oder um einem bejahrten Fürsten unter die Arme zu greifen; seine Bescheidenheit, seine tiefe Ehrfurcht, seine Zurückhaltung und Verschwiegenheit dürften ihm vielleicht den Weg dazu in gewiſsen Augenblicken bahnen, wo der König nicht weiſs, wem er sich anvertrauen soll. In diesem Falle müſsten Sie freylich keinen Schritt thun, der Sie irgend einer Zudringlichkeit verdächtig machen könnte; allein Sie müſsten doch mit einer ungezwungenen, offenen und freundlichen Miene, so oft als möglich, um ihn herum seyn, damit er so Gelegenheit hätte, Ihnen sein Zutrauen zu schenken."

Nie-

Niemand kannte den aufbrausenden Character des Herzoges von Burgund und die Heftigkeit seiner Leidenschaften beſser, als F., es gehörte die ganze Kunst und Geschicklichkeit eines solchen Erziehers dazu, um den Ungestüm eines so feurigen und herrschsüchtigen Kopfes zu brechen; selbst alle diese Kunst und Geschicklichkeit würde nicht hinreichend gewesen seyn, um einen jungen Prinzen bey einem so überspannten Gefühle von seiner Gröſse und Macht, der Herrschaft der Vernunft zu unterwerfen, wenn nicht F. zu seiner Unterstützung das Ansehen der Religion herbeygerufen hätte; durch diese so wirksame Triebfeder war es ihm gelungen, die Gewalt seiner stürmischen Neigungen zu bezähmen; man muſs es gestehen, der Herzog von Burgund muſste zu einem Heiligen erzogen werden, wenn er anders nicht die Geiſsel und der Tyrann seiner Unterthanen werden sollte. Aber unter allen Leidenschaften, zu welchen der Keim in seinem Herzen lag, fand sich eine, deren fürchterliches Feuer ihn zu den schrecklichsten Ausschweifungen verleiten konnte; selbst die Religion, so sehr es ihr auch geglücket hatte, um sie innerhalb der gesetzlichen Schranken zu erhalten, hatte es doch nie bewirken können, um die allzugroſse Heftigkeit derselben zu mäſsigen; die Fr. v. Maintenon schrieb den 11. July 1706 an den Herzog v. Noailles: „Der Herzog von Burgund schwärmt, denn anders kann man sich über ihn wegen der

Lei-

Leidenschaft für seine Gemahlinn nicht ausdrücken, und ich glaube nicht, daſs man je eine Leidenschaft dieser Art wahrgenommen hat, die für den sie erregenden Gegenstand und für die Zuschauer so viel unangenehmes hatte; ich spreche hier nicht als eine wider ihn eingenommene Person, denn niemahls hatte ich mehr Ursache, seinetwegen mit mir selbst zufrieden zu seyn."

Es scheint, die gar zu leidenschaftliche Anhänglichkeit, welche der Herzog von Burgund öffentlich für seine Gemahlinn, die Herzoginn von Burgund blicken lieſs, habe auf den ganzen Hof den nämlichen Eindruck, wie auf die Fr. v. Maintenon gemacht; F. erfuhr dieses, und schrieb dem Hrn von Chevreuse: „Man sagt, die groſse Liebe, welche der Herzog für seine Gemahlinn, die Herzoginn von Burgund habe, gründe sich nicht auf Vernunft, auf Achtung, auf Tugend und auf Grundsätze der Religion, sondern sie sey das Werk der Leidenschaft, der Schwäche und der Einbildung, so daſs er das, was an und für sich gut ist, auf eine üble Weise thut; so höre ich wenigstens verschiedene Leute sprechen. Ich weiſs nicht, was an der Sache ist, und wünsche von ganzem Herzen, daſs alles falsch seyn möge; doch glaubte ich, es Ihnen in geheim anvertrauen zu müſsen. Wenn gleich der gute Herzog (von Beauvilliers) es auf sich genommen hat, ihn ganz auszubilden, so ist es Ihnen deſswegen nicht erlaſsen, Ihre Sorgfalt mit der seini-

gen

gen zu vereinigen; gehen Sie einstimmig zu Werke, so können Sie, einer nach dem andern, ihm alles beybringen, was Ihnen der Anstand zu fodern scheinet; man erschöpft sich weniger, wenn man einander ablöset, um die Wahrheit zu sagen."

F. schrieb geradezu an den Hrn von Beauvilliers einen Brief, den er ohne einige Bedenklichkeit dem Herzoge von Burgund vorlegen konnte, um ihn über die Gefahren einer solchen Art von Trunkenheit, mit welcher er sich einer obgleich gesetzlichen Leidenschaft hingab, aufzuklären; er weiſs sich aber bey seinen Vorstellungen mit aller der Zurückhaltung auszudrücken, wie sie sich für einen Mann von seinem Stande über einen solchen Gegenstand schicket.

„Nähren Sie, erhalten Sie die zärtlichen Gefühle des jungen Prinzen für die Fr. Herzoginn von Burgund, und vermeiden Sie es sorgfältig, ihm Kaltsinn einzuflöſsen: aber stellen Sie ihm alles vor, was Gott auch bey der rechtmäſsigsten Freundschaft verlanget, und was seine Gesundheit, seine Ruhe, sein guter Ruf, endlich der Nutzen der noch so jungen Prinzeſsinn selbst von ihm fodern."

Allein eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen die pünctlichsten Anweisungen, welche F. über einen noch wichtigern Gegenstand ausarbeitete, um sie durch den Hrn von Beauvilliers an den Herzog von Burgund gelangen zu laſsen; man wird daraus sehen, ob die demselben beygebrachten

Re-

Religionsgrundsätze, und die ihm vorgeschriebenen Verhaltungsregeln nicht eben so aufgeklärt als vernünftig waren, und ob es möglich ist, an ihnen die leiseste Spur von jenen angegebenen Kleinlichkeiten, und jener überspannten Frömmigkeit gewahr zu werden, die man der ihm gegebenen Erziehung zur Last legte.

„Ich höre, daſs der Herzog von Burgund seine frommen Uebungen vermehret; mir macht es immer groſse Freude, wenn ich so die Gnade über sein Herz herrschen sehe; was läſst sich nicht erwarten, wenn bey ihm die Begierde, Gott zu gefallen, über alle Leidenschaften der Jugend, und über die verführerischen Reize der verdorbenen Welt sieget? Ich danke Gott dafür, daſs er ihm den Muth verliehen hat, sich nicht des Evangeliums zu schämen; für einen Prinzen seines Ranges bleibt es immer nothwendig, öffentlich dergleichen Werke zu verrichten, durch welche die übrigen Menschen aufgemuntert werden, Gott, den sie anbethen, stets mehr zu verherrlichen."

„Allein man giebt vor, der Herzog von Burgund gehe in seinen andächtigen Uebungen weiter, als nöthig sey, um kein Aergerniſs zu geben, und um als ein auferbaulicher Christ zu leben. *Man ist beunruhiget wegen seiner Strenge gegen gewiſse Vergnügungen; man bildet sich sogar ein, er wolle Andere dadurch tadeln, und sie nach seinen ängstlichen Ansichten modeln.* Man erzählet, er habe die

Frau Herzoginn von Burgund dazu anhalten wollen, die Fasten eben so strenge, wie er, zu halten, und sich eben so während dieser Zeit alles Besuches der Schauspiele zu enthalten. Man setzt hinzu, er schränke sich immer mehr in Hinsicht des Spielens ein, und sey fast immer für sich allein; endlich soll er es sogar dem Hrn Dauphin abgeschlagen haben, ihn während der Fastenzeit in die Oper zu begleiten.“

„Bey Anhörung solcher Gespräche fiel mir gleich die Uebertreibungssucht der Welt ein, welcher ein regelmäſsiger Wandel zuwider ist, und die diesen noch weit mehr an den Groſsen als an Privatleuten fürchtet, weil er bey jenen für sie bedeutendere Folgen hat. Oft nennt man in der Welt dasjenige schon übertrieben, was doch zur ächten Frömmigkeit kaum hinreichend ist; *doch befürchtete ich auch andererseits, der Prinz möchte etwas zu sehr äuſserlichen Uebungen nachhängen, welche eben nicht durchaus nothwendig sind.* Hier lege ich Ihnen meine Gedanken darüber vor, die ich aber nicht für ganz vollkommen ausgeben will:

1) „Ich halte dafür, der Herzog von Burgund sollte seiner Frau Gemahlinn keinen Zwang anthun, er sollte sich dabey beruhigen, was sein Arzt über die Art, wie sie fasten soll, entscheidet; überhaupt sollte man sich in allen dergleichen Dingen an Männer wenden, die vermöge ihrer Stellen und ihres Amtes zur Ertheilung eines entscheidenden

Ur-

Urtheils geeigenschaftet sind; man ist so frey in seinem Gewiſsen, leistet dem Wohlanstande Genüge, und entgehet dem unangenehmen Verdachte, als wolle man sich zu einem strengen Sittenrichter aufwerfen. Will der Prinz seiner Gemahlinn Liebe zur Frömmigkeit einflöſsen, so muſs er ihr dieselbe angenehm und liebenswürdig machen; muſs alles dornichte von derselben trennen; muſs sie an seiner eignen Person den Werth und die Annehmlichkeit einer einfachen und ungeschminkten Tugend wahrnehmen laſsen; muſs in allen Dingen, bey denen dem Wesentlichen nichts vergeben wird, voll munterer Güte und Nachsicht gegen sie seyn; muſs endlich sich ihr anpaſsen, und darf nichts mit ihr übereilen: man hat, wenn man einem Andern die Hand biethet, blos darauf zu sehen, daſs man nicht selbst falle."

2) „Er muſs seine gottesfürchtige Denkart nur in solchen Fällen laut vor dem Publikum äuſsern, wo es die Pflicht erfodert, und wo das Ansehen gesetzlicher Vorschriften leiden würde, wenn er sich nicht nach denselben öffentlich richten würde; z. B. er muſs der h. Meſse ehrerbiethig und voll Geistessammlung beywohnen; muſs seiner Andacht frey und so oft abwarten, als es ihm zur Beförderung seiner geistigen Vollkommenheit dienlich ist; muſs sich aller Spöttereyen, aller zu freyer Gespräche enthalten, und dazu auch seine Untergebenen durch ein ernsthaftes und zurückhaltendes Wesen an-

anhalten; durch alles dieses wird er sich in ein grofses Ansehen setzen. Will er aber seiner Andacht aufser den hohen Festtagen pflegen, so kann er Zeit und Ort so wählen, dafs er dabey den ausspähenden Blicken der Hofleute entzogen wird. Uebrigens braucht er nicht auf Darlegung seiner Denkart zu sinnen; man kennt diese ohnehin; ein regelmäfsiges Beobachten der allgemeinen Pflichten, und ein Zurückhalten in Hinsicht des Bösen werden vollkommen zum Behufe der nöthigen Auferbauung hinreichen."

3) „In allem, was er, ohne zu sündigen, thun kann, darf er sich, meiner Meinung nach, in den Willen des H. Dauphin fügen. Wären die Schauspiele so beschaffen, dafs Niemand sich bey denselben, ohne Gott zu beleidigen einfinden könnte, so dürfte man in denselben niemahls, weder zur Canavals-Zeit, noch in der Fasten und der Charwoche, erscheinen; gut bleibt es zwar immer, wenn der Prinz sich entschliefst, wenigstens während der zu Bufsübungen und zum Gebethe bestimmten Zeit nicht in das Schauspiel zu gehen; *allein eine wohlangebrachte Nachgiebigkeit bleibt stets eine liebenswürdige Tugend, und wenn sie auch zuweilen von dem Buchstaben der Vorschrift abweichet, so ist sie um so mehr dem Geiste derselben angemessen. Niemahls zur Fastenzeit aus eigner Wahl in das Theater zu gehen, und es doch zur nämlichen Zeit zu thun, um dem Hrn Dauphin gefällig zu seyn, wenn er es vorschlägt,*

diefs

diefs scheint mir die beste Verhaltungsweise zu seyn.“

F. verfolgte jeden Schritt des Prinzen, der so viele Furcht und so viele Hoffnung erregte, mit so unausgesetzter Theilnahme, dafs er sich zuweilen äufserst strenge über einige Schwachheiten herausliefs, welche dieses bewunderungswürdige Werk seiner zärtlichsten Sorgfalt und Bemühung etwas entstellten; jemehr ihm die Geistesgröfse und der erhabene Character desselben bekannt war, desto mehr misfielen ihm einige leichte Flecken, welche den Glanz so vieler Tugenden verdunkelten.

„Der kleine Prinz raisonnirt zu viel und thut zu wenig, schrieb F. an den Herzog von Chevreuse den 5. Jan. 1711, seine ernsthaftesten Geschäfte haben keinen bestimmten Zweck, und laufen auf unfruchtbare Entschliefsungen hinaus; man mufs mit Menschen umgehen, sie studieren, sich mit ihnen unterhalten, ohne sich von ihnen beherrschen zu lafsen; man mufs lernen, eine nachdrückliche Sprache zu führen, und sich ein sanftes Uebergewicht zu verschaffen; kindische Vergnügungen engen den Geist ein, schwächen den Muth, setzen den Menschen herunter, und sind der göttlichen Anordnung zuwider.“

„Ich bin entzückt darüber, heifst es in einem anderen Briefe an denselben vom 30. July 1710., dafs Sie mit dem jungen Prinzen zufrieden sind; ich meiner Seits werde es nicht eher seyn, als bis

ich sehe, dafs er sich fest und ungezwungen benimmt, und mit einem angenehmen und Ehrfurcht einflöfsenden Nachdrucke zu sprechen versteht, sonst setzt er sich immer in den Augen der Welt herunter, wie ein Mann, der bey der Reife seines Alters noch die Schwachheit eines Kindes hat."

„So lange er kein Bedürfnifs fühlt, fest und kraftvoll sich zu zeigen, so wird er in keinem Stücke es weit bringen; es ist Zeit, Mann zu seyn. An dem Orte, wo er sich dermahlen aufhält, führt man ein Leben voll Weichlichkeit, Unthätigkeit, Furchtsamkeit und Zerstreuung; dem Könige und dem Dauphin wird er dadurch erst seine ächte Unterwürfigkeit beweisen, wenn er sich ihnen als einen Mann wird zu erkennen geben, der reifes Urtheil mit Thätigkeit und Festigkeit verbindet, ihr wahres Interesse zu Herzen nimmt, und dasselbe durch seine weisen Rathschläge und durch eine kräftige Handlungsweise zu stützen vermag. — Klein mag er sich immer vor den Augen Gottes seyn, aber grofs erscheine er vor den Menschen; ihm steht es zu, der Welt für die mit der öffentlichen Gewalt gepaarte Tugend, Liebe, Furcht und Achtung einzuflöfsen. Ach, für den König, die königliche Familie, und unsern jungen Prinzen, der für mich eine ganze Welt ist, gäbe ich gerne mein Leben hin!"

„Fast hätte ich vergefsen, Ihnen zu sagen, dafs ein von Versailles hier angekommener Mann be-

haup-

hauptet, der Herzog von Burgund habe sich verlauten lassen, all unser gegenwärtiges Leiden käme von Gott, der uns für unsere frühere Vergehungen züchtigen wolle. Sind dem Prinzen wirklich solche Ausdrücke entwischet, so hat er die Ehre des Königes nicht genug geschont; mit Recht hält man sich über eine Andacht auf, welche auf einen Tadel seines Grossvaters hinansläuft."

Bey Durchlesung dieser Briefe sollte man kaum glauben, dass F. mit der äussersten Behutsamkeit zu Werke gehen musste, um an den Herzog von Burgund so vernünftige Vorstellungen gelangen zu lassen. Während er gegen diesen Prinzen die ernste Sprache der Wahrheit führte, während er ihm ohne Unterlass die gewissenhafteste Unterwürfigkeit für den König, und die grösste Sorgfalt empfahl, um sich bey ihm beliebt zu machen, während er es ängstlich vermied, mit ihm von Staatsangelegenheiten, von Hofintriguen, von den Unternehmungen der Minister, und von den Ungerechtigkeiten der Fr. v. Maintenon gegen seine Person zu sprechen, sah er sich genöthigt, über diesen tugendhaften Briefwechsel den Schleyer des tiefesten Geheimnisses zu werfen, gleich als wäre hier die Sprache von einer anzuzettelnden Verschwörung gegen den Staat gewesen. Man hat schon bemerken können, mit welch einer ausserordentlichen Behutsamkeit der Herzog von Burgund es sich erlaubte, bey sehr seltenen Gelegenheiten an F. zu schreiben, und wie

ihm dazu die Reisen zur Armee dienen mußten; auch wird man sich erinnern, wie innigst und sorgfältig ihm der Prinz anempfahl, über die in geheim von ihm erhaltenen Briefe das tiefeste Stillschweigen zu beobachten: so sehr kannte er den Widerwillen seines Großvaters gegen F., und so fest war er überzeugt, daß er vor den Augen desselben sich keines größeren Unrechts schuldig machen könne, als wenn er zu bedauern schiene, daß er nicht mehr mit F. umgehen und seines Rathes sich bedienen könne. Doch kömmt in einem Briefe des Herzogs von Chevreuse eine, wo möglich, noch mehr auffallende Probe von dem äußersten Mißtrauen vor, welches man einem sonst durch seine große Eigenschaften so verehrungswürdigen Könige beyzubringen wußte. Als der Herzog von Chevreuse von einer Reise nach Chaulnes, wo er mit F. gesprochen hatte, an den Hof zurückgekommen war, so ließ er mehrere Tage verstreichen, ehe er es wagte, dem Herzoge von Burgund persönlich aufzuwarten: so sehr fürchtete er, den Verdacht zu erregen, als habe er dem Prinzen Briefe oder Anweisungen von F. mitgebracht.

Der Herzog von Burgund hatte von 1703 bis 1708 bey der Armee keine Anstellung mehr; denn von einer Reise nach Toulon im J. 1707, um diese von seinem Schwiegervater dem Herzog von Savoyen belagerte Stadt zu entsetzen, kann keine Sprache seyn, weil derselbe die Belagerung schon aufgeho-

ben

ben hatte, und über den Var zurückgegangen war, als der Prinz in der Provence anlangte.

§. 6. *Edles Benehmen Fenelons gegen den Bischof von Saint-Omer.*

In dieser kritischen Lage both die Vorsehung F. eine Gelegenheit dar, sich an dem Bischofe von Saint-Omer wegen defsen unwürdigen Benehmens auf eine edle und rühmliche Weise zu rächen. Der klägliche Zustand Frankreichs im J. 1708, die Unglücksfälle seiner Armeen, und der gänzliche Mangel am Gelde hatten es der Regierung unmöglich gemacht, der Besatzung von Saint-Omer ihren Sold pünctlich und regelmäfsig auszuzahlen, was doch zur Aufrechthaltung der Mannszucht so nothwendig ist; mifsvergnügt darüber erlaubten sich die Truppen subordinationswidrige Schritte, und solche Ausschweifungen, welche zu einer Zeit, wo Hennegau, Flandern und Artois den siegreichen Heeren der Feinde offen standen, äufserst bedenklich waren. Wie es scheint, so war der Bischof von Saint-Omer, der, dem Hofe und den Feinden F. zu gefallen, vorher auf eine so ungebührliche Weise sich beeifert hatte, um F. seine Leiden und sein Verdammungsurtheil zu erschweren, ein blos leidentlicher Zuschauer bey den in seiner bischöflichen Stadt ausgebrochenen aufrührischen Bewegungen; er hatte darauf vergefsen, dafs es auch für Bischöfe

Tä-

Tage des Kampfes, und solche Tage gebe, in welchen sie ihr Vermögen, ja selbst ihr Leben aufopfern müſsen, um ihre Heerde vor einem groſsen Unglück, oder vor einem groſsen Vergehen zu bewahren; unglücklicher Weise fühlte er nicht, daſs es weit rühmlicher für ihn gewesen seyn würde, Aufrührer durch eine edelmüthige Handlung zu ihrer Pflicht zurück zu führen, als auf eine so unredliche und unbillige Weise die erbaulichen Ausdrücke in dem Ausschreiben seines Metropolitans zu tadeln. F. that nun selbst für die Stadt Saint-Omer, was ihr Bischof nicht that, und doch hätte thun sollen; voll gerechter Besorgniſse über das Loos einer so bedeutenden Stadt, verlor er die kostbaren Augenblicke nicht damit, um an den Hof zu schreiben, oder um Inhabern der öffentlichen Gewalt dringende Vorstellungen zu machen, deren Eifer vielleicht wegen des Mangels an Hilfsmitteln fruchtlos hätte seyn können; die Natur des Uebels zeigte ihm die Natur des Heilmittels an; die Empörung der Besatzung von Saint-Omer konnte, ehe sich die Regierung das nöthige Geld hätte verschaffen können, zu Folgen führen, welche nicht mehr gut zu machen waren. Fenelonen gewährte das Vertrauen auf seine Tugend einen Credit, der einen unumschränkten und allgewaltigen Monarchen fehlte; er beraubte sich alles Silbers, über welches er frey verfügen konnte, und erhielt auf blos von ihm unterzeichnete Schuldscheine alles nöthige Geld, um

den

den Sold der Besatzung von Saint-Omer auszahlen zu können; er sendete dieses sogleich in diese Stadt, und der Aufstand war zu Ende: — gewifs ein schöner Zug in der Lebensgeschichte Fenelons! doch wufste er ihn noch zu verschönern. Man darf annehmen, dafs unter ähnlichen Umständen jeder edeldenkende einer eben so rühmlichen Grofsmuth, wie F. fähig gewesen wäre; allein nur ihm war es eigen, sie vergefsen zu lafsen. Wir besitzen eine grofse Menge seiner Briefe, die gerade in dieser Zeit geschrieben, und an seine theuersten Freunde gerichtet sind, und doch entwischt ihm in denselben nicht eine einzige Sylbe über eine Aufopferung, auf welche so viele andere mit Recht stolz seyn zu dürfen, würden geglaubt haben. Mit einer so herrlichen Handlungsweise, die sonst kein Geschichtschreiber berühret hat, machte uns ein eigenhändiger Brief des Cardinals von Bouillon bekannt; man wird freylich an diesem Briefe den reinen, leichten und eleganten Styl F. vermifsen, aber wegen der Empfindsamkeit, mit welcher er von einer so schönen Handlung seines Freundes spricht, geht man gerne über einige etwas unedle und zu gemeine Ausdrücke hinaus.

„Zu lebhaft bin ich gerührt, und zu stark drängen sich meine Gedanken über die Grofsmuth, die, wie ich so eben höre, Sie bewiesen haben, (wie es Ihnen nämlich gelungen ist, die Besatzung von Saint-Omer zu beruhigen, und sie zu ihrer Pflicht

zu-

zurückzuführen), als daſs ich es nur noch einen Augenblick verschieben könnte, Ihnen dazu Glück zu wünschen, daſs Sie eine so natürliche Gelegenheit hatten, durch eine gute, edle, christliche, und eines ergrauten französischen Prälaten so würdige That sich einiger Maſsen zu rächen, und zugleich durch Ihr tugendhaftes Beyspiel auf die einzige von dem Evangelium erlaubte Art, Rache zu nehmen, hinzudeuten. Was Sie gethan haben, dieſs hätte in einer solchen Lage vor allen Anderen ein Mitbruder thun sollen, der aber in einer für Sie, Ihre Diener und Freunde sehr traurigen Zeit sich in Hinsicht Ihrer auf eine so auffallende Weise benommen hat, daſs er den Unwillen jedes ehrlichen Mannes, der in seinen Grundsätzen nicht so veränderlich ist, wie das Glück, gegen sich erregen muſste. Ich gestehe Ihnen offenherzig, ich kenne für ein edles und groſsmüthiges Herz kein süſseres Vergnügen, als wenn man an seinen Feinden, und allen denjenigen, die auf eine höchst unwürdige Weise nur darauf dachten, uns Böses zu thun, sich auf solche Art rächet, das heiſst, daſs man vor ihren Augen Gutes, und sogar deſsen um so mehr in einer Zeit thut, in der diese nämlichen Personen es unterlaſsen, ob sie gleich in ihrem Gewiſsen verpflichtet sind, so gut zu handeln. Ich bin überzeugt, daſs diese That, die für Sie so rühmlich seyn wird, und Ihnen selbst in diesem Leben reichlich sollte belohnet werden, Ihnen nicht schwer gefal-

len ist, ja ich glaube sogar, daſs Sie zu den Füſsen Ihres Crucifixes bemühet sind, das innere Gefühl von Selbstgefälligkeit und Freude zu ersticken, welches bey Ihnen rege ward, als Sie nach dem Grundsatze einer erlaubten, und einem edlen und groſsen Herzen, dergleichen das Ihrige ist, so natürlichen Rache handelten: denn wenn ich nichts kenne, was selbst der vollkommensten menschlichen Natur mehr zuwider ist, als aufrichtig zu verzeihen, und denen Gutes zu thun, die uns am meisten Uebels thun, so scheint mir anderer Seits für ein edles und groſsmüthiges Herz nichts so süſs zu seyn, als wenn man sich in den Stand gesetzt sieht, an denjenigen, die uns übel wollen, und alles Leid zufügen, Rache zu nehmen, und diese doch auf keine andere Weise ausübet, als daſs man ihnen Wohlthaten erzeiget, und zwar solche, die sie gar nicht erwarten, weil ihrem Herzen eine solche Handlungsweise etwas zu fremdes ist."

Der Cardinal von Bouillon hatte sich geirret, als er glaubte, eine so schöne Handlung F. *müſste ihm noch in diesem Leben belohnet werden.* Der Erzbischof von Cambrai bemühte sich, den Ruf davon gleich in dem ersten Augenblicke zu ersticken; er wollte Ludwigen XIV. bey so vielem anderen Unglücke das peinliche Gefühl ersparen, welches eine so auffallende Meuterey unter seinen Truppen in ihm hätte erregen müſsen; man kann sich wohl einbilden, daſs der Minister dieses feine Benehmen F.

voll-

vollkommen unterstützte, und sich sehr hütete, dem Könige Nachricht von einem Vorfalle zu geben, welcher die Schuld davon auf seine Unvorsichtigkeit oder Ungeschicklichkeit werfen konnte.

§. 7. *Feldzug von Lille im J.* 1708.

Allein der Feldzug von 1708 versetzte den Herzog von Burgund in die fürchterlichste und gewaltsamste Krise, in welcher sich ein Prinz seines Ranges und Charakters je befinden konnte; hier hatte er Gelegenheit, alle jene schweren Tugenden zu üben, zu welchen ihm F. Anleitung gegeben hatte. Nie hatte vielleicht die Religion einen so ausgezeichneten Sieg über die Leidenschaften erhalten; nie hatte er es aber auch nöthiger, von F. unterstützt zu werden; und die Vorsehung, der die äufserste Noth bekannt war, in welche er würde versetzt werden, verschaffte ihm das Glück, sich mit seinem weisen Erzieher leichter in Briefen unterhalten zu können.

Man hatte Nachricht erhalten, dafs der Hauptschauplatz des Krieges in die Niederlande sollte verleget werden, und dafs der Prinz Eugen mit dem Herzoge von Marlboroug den Kern der verbündeten Truppen dahin zusammenziehen würde. Der Herzog von Burgund wurde zum obersten Feldherrn einer 100,000 Mann starken Armee in Flandern ernennt; der Herzog von Vendome und der

Marschall von Matignon waren angewiesen, unter ihm das Commando zu führen; allein der Name eines obersten Feldherrn war für den jungen Prinzen nur ein leerer Ehrentitel, den man seiner Geburt zugestand; in der That selbst aber mufste er der vom Könige erhaltenen Instruction zu Folge sich ganz nach den Anordnungen des Herzogs von Vendome fügen.

Bey aller der unglücklichen und noch so frischen Erfahrung von den Gefahren und Nachtheilen, welche aus einem getheilten Commando entstehen, konnte das Cabinet zu Versailles immer noch nicht von einem Systeme abgehen, welches in einem wirklichen Feldzuge beynahe unausführbar ist.

Vermöge eines sehr merkwürdigen Ereignifses ward in dem Treffen bey Turin im J. 1706 der Muth und das Genie des Herzogs von Orleans durch die zu weit getriebene Behutsamkeit des Marschalls von Marsin gehemmt, welcher bey der Armee, für deren Obergeneral der Herzog galt, alle Gewalt in Händen hatte, und während des Feldzuges von 1708 stand der Herzog von Burgund, der eben so unerschrocken, aber weit vorsichtiger als der Herzog von Orleans war, unter der Leitung des Herzogs von Vendome, welcher durch seine oft verwegene und alles stets auf das Spiel setzende Herzhaftigkeit fähig war, eine ganze Armee, die letzte und einzige Schutzwehre Frankreichs, an den Rand des Verderbens zu führen.

Der Name des Herzogs von Vendome hat sich neben jenen der grofsen Feldherrn erhalten, welche Frankreich so viele Ehre, und das Jahrhundert Ludwigs XIV. so berühmt gemacht haben; er hatte auch einen grofsen Theil jener glänzenden Eigenschaften, welche den Helden ausmachen, einen unerschrockenen Muth, einen sichern und schnellen Blick, eine gränzenlose Begierde nach Ruhm und Ehrenstellen, und das Zutrauen der Soldaten durch eine Art von populärer Vertraulichkeit, welche sie entzückte, und am Tage einer Schlacht antrieb, aller Gefahr zu trotzen; vor allen hatte er den entscheidenden Vortheil, dafs er das Urtheil seiner Zeitgenofsen, und die Meinung der Nachwelt ganz und fest für sich gewann, weil er, so zu sagen, in den Armen des Sieges starb, nachdem er Philipp V. wieder auf den Thron Spaniens *) eingesetzt hatte. Allein mit so grofsen Eigenschaften verband er grofse Fehler selbst in Hinsicht des Kriegesfaches, und man kann, ohne eben von Hrn v. Saint-Simon, der vielleicht zu sehr gegen ihn eingenommen ist, die harte von ihm gemachte Schilderung zu entlehnen, ihm ohne Zweifel selbst mit seinen Bewunderern **) vorwerfen: „dafs er seine Plane nicht immer hinreichend überdacht, und sich zu we-

*) In der Schlacht bey Villa-Viciosa, die er den 10. Dez. 1710. gewann.

**) Siècle de Louis XIV. de Voltaire.

wenig auf die einzelnen Theile derselben eingelafsen hat; dafs er die Kriegszucht habe verfallen lafsen; dafs er den besten Theil seiner Zeit der Tafel und dem Schlafe widmete; dafs er öfters erst um 4 Uhr Nachmittags das Bett verliefs, und sich durch diese unbegreifliche Sorglosigkeit mehr als einmahl der Gefahr aussetzte, von dem Feinde aufgehoben zu werden."

Diese Meinung mufste sich ziemlich allgemein festgesetzt haben, weil F. schon zwey Jahre vor dem Feldzuge 1708, also zu einer Zeit, wo man nicht vermuthen konnte, dafs ihn das Benehmen des Herzogs von Vendome gegen den Herzog von Burgund etwas bitter gestimmt habe, das nämliche Urtheil über ihn fällte.

„Der Herzog von Vendome, so drückt er sich in einem Briefe an den Herzog von Chevreuse von 12. Nov. 1706 aus, ist träge, mag nicht auf das Einzelne sich einlafsen, hält alles stets für möglich, ohne sich viel rathen zu lafsen, und die Mittel dazu wohl zu überdenken; grofse Hilfsquellen findet er zwar in seiner Herzhaftigkeit, und in dem richtigen Blicke, mit dem er alles zum Gewinne der Schlacht nöthige schnell übersehen soll, allein er ist auch gar wohl im Stande, aus allzugrofser Sicherheit dieselbe zu verlieren. Was würde alsdann die Folge seyn? Unerträglich ist ihm die Ueberlegenheit der Feinde über sich; er schämt sich, und ärgert sich darüber im höchsten Grade; die Feinde

werden die wichtigsten Plätze vor seinen Augen wegnehmen, um unsere Gränzlinie zu durchbrechen, und in das Königreich einzudringen, oder sie werden ihn zu einer Schlacht verleiten, und gerade dieſs will er: aber verliert er sie, so setzt er ganz Frankreich auf das Spiel. Dieſs sollte man reif beherzigen, und nicht alles seinem Ungestüm überlaſsen; einen andern Carl V. hätte man nöthig, um Bertrand du Gueselin in Schranken zu halten. Es kömmt nicht darauf an, ob der Hr. von Vendome einen Feldzug thut, sondern ob der Staat dabey gewinnt."

So schrieb F. im J. 1706, und man glaubt die Geschichte des Feldzuges von 1708 zu lesen. Jedoch vorausgesetzt, der Herzog von Vendome habe nicht alle die Fehler, die man ihm vorwirft, gehabt, so hätte man ihn doch unter allen Generälen seiner Zeit am wenigsten wählen sollen, um ihn dem Herzoge von Burgund im Commando einer und der nämlichen Armee an die Seite zu geben; er gehörte zu einer mächtigen Cabale, die blos darauf ausging, um den Herzog und die Herzoginn von Burgund, so wie alle, die ihnen ergeben waren, zu kränken. Man muſs es nur sagen, der Dauphin, Sohn Ludwigs XIV., und Vater unsers jungen Prinzen, hatte die Schwachheit, eifersüchtig auf die groſsen Eigenschaften seines Sohnes zu seyn; er glaubte, in demselben einen Tadel seines sorgelosen und unthätigen Lebens zu erblicken; ein Schwarm

von

von Höflingen, die er sich zum Umgange gewählt hatte, merkte diese traurige Stimmung nur zu gut, und suchte sie, so viel als möglich, zu nähren. Unglücklicher Weise war es ihnen gelungen, zwischen Vater und Sohn eine Trennung zu bewirken, und schon zum voraus alles zu beseitigen, was dieselben wieder einander näher bringen konnte, wenn der Tod des Königs, der bey seinem hohen Alter nicht gar ferne seyn konnte, den Thronerben ganz ihrer Gewalt überlafsen würde; ohnehin fürchteten alle die, welche diesen Hof ausmachten, sich vor den strengen Grundsätzen des Herzogs von Burgund, und vor dem Einflufse seiner tugendhaften Freunde, die natürlicher Weise sich seines Vertrauens mufsten zu erfreuen haben. Der Herzog von Vendome spielte wegen seines Ranges, wegen seiner grofsen Talente, und seines Glückes am Hofe des Dauphins die erste und thätigste Rolle, und sein weitaussehender Ehrgeiz liefs ihn für die Zukunft ein unbeschränktes Ansehen erwarten, wenn es ihm gelingen würde, den Vater gegen den Sohn noch mehr zu erbittern, und letzteren in der öffentlichen Meinung um alle Achtung zu bringen. Mit diesen ehrsüchtigen und eigennützigen Aussichten waren noch persönliche Empfindlichkeiten verbunden, welche den Unwillen des Herzogs von Vendome immer mehr rege machten. Der Herzoginn von Burgund war die Art, mit welcher er sich nicht selten eben so laut als vermessen über

ihren Vater, den Herzog von Savoyen, ausgedrückt hatte, nicht verborgen geblieben, und sie hatte ihr Mifsvergnügen darüber zu erkennen gegeben. Endlich machte die schändliche und empörende Sittenlosigkeit des Herzogs von Vendome einen auffallenden Contrast mit der tugendhaften Denkart des Herzogs von Burgund; er konnte es sich unmöglich verhehlen, was dieser junge Prinz von ihm denke, und eine nur allzusehr verdiente Verachtung war für ihn eine unerträgliche Beleidigung.

So war der Herzog von Vendome gestimmt, als der Prinz bey der Armee von Flandern ankam. Gleich von den ersten Augenblicken an konnte man an dem beleidigenden Stolze, mit welchem er letzteren Befehle ertheilte, statt sie von ihm zu empfangen, wahrnehmen, dafs man unmöglich auf Harmonie zwischen ihnen zählen könne, die doch zum glücklichen Ausgange eines Feldzuges so nöthig ist: man sah auch gleich voraus, dafs sich um beyde Befehlshaber verschiedene Gruppen von Höflingen und Schmeichlern bilden würden, die mehr darauf denken würden, sich untereinander selbst, als die Feinde aufzureiben. Der Feldzug liefs sich indefsen glücklich an, und die Ueberrumpelung von Gent, der Hauptstadt des spanischen Flanderns, erregte grofse Hoffnungen, die aber grausam getäuscht wurden.

Noch an dem Tage, an welchem der Herzog von Burgund Versailles verlafsen hatte, um sich

zur

zur Armee zu begeben, hatte er sich einige Augenblicke zu Senlis verweilet, um einen Eilbothen an F. abzuschicken, und ihm seine Reise über Cambrai bekannt zu machen; er schrieb ihm:

„Ich bin, mein lieber Erzbischof, darüber entzücket, daſs der Feldzug, den ich im Begriffe bin, in Flandern zu eröffnen, mir Gelegenheit verschaffet, Sie zu umarmen, und Ihnen persönlich die Versicherung der zärtlichen Freundschaft zu wiederhohlen, die ich mein ganzes Leben hindurch für sie hegen werde. Wäre es mir möglich gewesen, so würde ich mit dem gröſsten Vergnügen bey Ihnen übernachtet haben; *allein Sie wiſsen, es giebt gewiſse Gründe, nach denen ich mich in meinem Verhalten richten muſs, und ich glaube, Sie werden Sich daran nicht stoſsen.* Morgen gegen 9 Uhr werde ich in Cambrai eintreffen, daselbst auf der Post ein kleines Frühstück nehmen, und mich dann zu Pferde nach Valenciennes begeben; *ich hoffe, Sie daselbst zu sehen, und Sie über verschiedene Dinge allda zu unterhalten.* Wenn ich Sie selten von mir etwas hören laſse, so wiſsen Sie wohl, daſs es nicht aus Mangel an Dankbarkeit und Freundschaft geschieht: diese ist sicher so beschaffen, wie sie es seyn soll.“

Ludwig.

Fenelon hielt es für gut theils wegen des Prinzen selbst, theils um bey dem Könige keinen Verdacht zu erregen, dieser Einladung nach Valenciennes auszuweichen; dieſs giebt uns ein zweyter Brief

zu

zu verstehen, den der Herzog von Burgund wenige Tage nach dem ersteren abgehen liefs.

*) „Ich erhielt Ihren Brief, mein lieber Erzbischof, auf einem vertrauten Wege, und schicke Ihnen auf demselben meine Antwort zurück. Dieses Weges können Sie Sich immer am sichersten bedienen, wenn es Ihnen beliebt, ihn einzuschlagen. Der Churfürst von Cölln (Clemens August von Bayern) liefs mir durch den Herzog von Vendome sagen, er wünsche, mich besuchen zu können: aber wegen mancher Schwierigkeit des Ceremoniels, und weil ich ihm vielleicht verschiedene seiner Ansprüche nicht würde zugestehen können, wurde man eins, ich sollte ihn bey der Zusammenkunft nur zu Pferde empfangen; ich glaube, der Empfang dürfte am besten am Tage der Heerschau statt haben. Antworten Sie ihm also nach dem von Ihnen selbst gemachten Vorschlage; ich weifs, dafs dieser Prinz mehr Verdienste hat, als man von ihm glaubet; ich habe ihn selbst kennen gelernet.

„*Ich bin entzücket über die Winke, die Sie mir im zweyten Theile Ihres Briefes gegeben haben. Wiederhohlen Sie dieses, so oft es Ihnen gefällig ist. Mich dünkt, ich habe zum Theile die Gesinnungen, die Sie mir in demselben einflöfsen, und hoffe, dafs Gott das mir noch fehlende mich werde einsehen lassen, und mir auch die Kraft verleihen werde, alles zu ersetzen, und*

dazu

*) Brief aus Valenciennes vom 15. May 1708.

dazu die von Ihnen vorgeschriebenen Mittel treu zu benützen; es scheint, daſs Sie mich, obwohl Sie mich fast gar nicht sehen, nicht übel kennen. Ich werde auf das, was die Kirchen und Pfarrhäuser betrifft, eine besondere Aufmerksamkeit haben; dieſs ist ein wesentlicher Punct, über den ich mit der gröſsten Strenge halten werde. Setzen Sie Ihr Gebeth für mich fort, ich bitte Sie recht sehr darum; ich habe desselben mehr als je nöthig; vereinigen Sie Ihr Gebeth mit dem meinigen, oder vielmehr, ich werde das meinige mit dem Ihrigen vereinigen, *denn ich weiſs wohl, daſs in solchen Fällen der Bischof über den Fürsten steht. Sie thun sehr wohl, daſs Sie nicht hieher (nach Valenciennes) kommen, und Sie können dieses daraus abnehmen, daſs ich selbst nicht in Cambrai übernachtet habe; ich würde dieses sicher gethan haben, wenn mich nicht entscheidende Gründe davon abgehalten hätten. Auſser diesem würde es mir das gröſste Vergnügen gewesen seyn, Sie während meines hiesigen Aufenthaltes bey mir zu sehen, um mit Ihnen über verschiedene Gegenstände zu sprechen, über welche Sie mir vor allen Anderen die beste Auskunft und den heilsamsten Rath ertheilen können. Sie kennen die Freundschaft, die ich stets für Ihre Person hatte, und wiſsen, daſs ich Ihnen bey allen ungerechten Vorwürfen, die man Ihnen machte, Gerechtigkeit wiederfahren lieſs.* Seyen Sie überzeugt, daſs nichts diese meine Freundschaft wird schwächen können,

und

und daſs sie so lange bestehen wird, als mein Leben."

Ludwig.

§. 8. *Treffen bey Oudenarde.*

Auf die Einnahme von Gent folgte fast unmittelbar das unglückliche Treffen bey Oudenarde, (den 11. Jul. 1708.) in welchem der Herzog von Vendome seinen gemachten Fehler, daſs er sich durch seine Nachläſsigkeit hatte überfallen laſsen, durch Wunder von Tapferkeit wieder gut zu machen suchte. Der Herzog von Burgund, sein Bruder, der Herzog von Berry, und der Sohn Jacobs II., Kronprätendent von England halfen ihm noch zur rechten Zeit aus dem Gedränge. Der letztere diente damahls unter dem Namen eines Ritters des h. Georg in der französischen Armee, und suchte auf der Laufbahn der Waffen einen Namen berühmt zu machen, welchen auf dem Throne stets das Unglück verfolgte. Diese drey Prinzen wagten sich bey dieser Gelegenheit mit einer Kühnheit, die Ihnen wegen der Gefahr, in die sie geriethen, von den Feinden plötzlich umringet zu werden, fast verderblich geworden wäre.

Die Schlacht bey Oudenarde war vielleicht nicht so unglücklich wegen des in derselben erlittenen Verlustes *), als vielmehr wegen der Zwietracht, die

*) Die Franzosen verlohren in derselben nur 2000 Mann.

die man unter den Anführern der französischen Armee ausbrechen sah. Der Herzog von Vendome, wüthend darüber, daſs er sich hatte überfallen lassen, wollte, daſs man die Nacht auf dem Schlachtfelde zubringen, und an dem andern Morgen das Treffen erneuern sollte. Dieser Vorschlag wurde in einem Kriegsrathe von den Generälen in Ueberlegung genommen, und bey dieser Gelegenheit erlaubte sich der Herzog von Vendome gegen den Herzog von Burgund ein Verfahren, welches unglaublich scheinen dürfte, wenn es nicht alle Denkschriften und Briefe der Zeitgenoſsen bestätigten. Wir wollen uns darauf beschränken, dasjenige anzuführen, was der H. von Saint-Simon *) mit einem Tone von Wahrheit darüber geschrieben hat, welcher diesen Auftritt der Einbildungskraft der Leser gleichsam vergegenwärtiget.

„Nach dem Treffen bey Oudenarde berathschlagten sich die Prinzen mit dem Herzoge von Vendome darüber, was nun zu thun sey. Dieser rasend darüber, daſs er sich so grausam verrechnet hatte, begegnete Jedermaun mit dem hitzigsten Ungestüm; der H. Herzog von Burgund wollte sprechen, aber pochend auf sein Ansehen, und von Zorn auſser sich, schloſs ihm H. von Vendome augenblicklich den Mund, indem er ihm mit einem gebiethenden Tone vor der ganzen Versammlung sagte

*) Mémoires de Saint-Simon, Tome II. pag. 257.

te: *er möchte sich erinnern, daſs er nur unter der Bedingung, ihm zu gehorchen, zur Armee gekommen sey.* Bey diesen äuſserst auffallenden Worten, ausgesprochen zu einer Zeit, wo man die Last des *Gehorsams* so schrecklich fühlte, weil dieser wegen seiner Trägheit und Hartnäckigkeit so eben die unglücklichsten Folgen hervorgebracht hatte, wurden alle, die sie anhörten, von Schauder und Entsetzen ergriffen.“

„Der junge Prinz, an den diese Worte gerichtet waren, fand hier Gelegenheit zu einem noch schwereren Siege, als derjenige war, den so eben die Feinde über ihn davon getragen hatten; er fühlte, daſs es nun zwischen der äuſsersten Grobheit und dem gänzlichen Stillschweigen keinen Ausweg mehr gebe, und er war Herr genug über sich, um sich zu letzterem zu entschlieſsen. Nun fing Vendome an, über das Treffen zu sprechen, wollte darthun, daſs es nicht verloren sey, und behauptete, daſs man, weil die Hälfte der Armee nicht zum Schlagen gekommen sey, blos darauf denken müſse, den andern Morgen das Treffen frisch anzufangen. Alles hörte in tiefer Stille einem Manne zu, der keine Widerrede vertragen konnte, und der so eben durch sein strafbares Benehmen gegen den nothwendigen Thronerben eine Probe gegeben hatte, was ein anderer von ihm zu gewärtigen habe, wenn er sich erkühnen würde, ihn etwas anders als Beyfall hören zu laſsen. Das Stillschweigen dauerte demnach

nach fort, ohne daſs Jemand nur ein Wort zu sprechen wagte. Indeſsen liefen von allen Seiten Nachrichten ein, daſs man in der äuſsersten Gefahr schwebe; Puységur, der von der Gegend des königlichen Hauses herbeygeeilet war, machte davon eine Schilderung, die keine Gegeneinwendung zulieſs, und was er sagte, wagte der Marschall von Matignon zu bestätigen. Vendome, der keine Wahrscheinlichkeit mehr sah, so einleuchtenden Gründen länger zu widerstehen, und darüber in den höchsten Zorn gerathen war, schrie endlich: *Wohl, meine Herrn; weil sie insgesammt, wie ich sehe, einmahl nicht anders wollen, so sey es dann, man muſs sich zurückziehen*: und man zog sich zurück.

Dieser Rückzug war um so nothwendiger, weil nach der Bemerkung aller Geschichtschreiber, die sich hierüber auf die einstimmige Aussage von Militärpersonen berufen, man sich „am andern Morgen *) in einer weit schlimmeren Lage befunden haben würde, als den Abend vorher, indem die französische Armee durch jene des Feindes auseinander gesprengt war."

§. 8. *Belagerung von Lille im J.* 1708.

Der Prinz Eugen und Marlboroug machten damahls die nöthigen Anstalten zur Belagerung von Lil-

*) Chronologischer Auszug des Präsidenten Henaut.

Lille. Der Marschall von Boufflers hatte aber kaum diesen Hauptplatz seines Gouvernements bedrohet gesehen, so eilte er zur Vertheidigung desselben herbey; vier Monathe lang dauerte diese merkwürdige Belagerung, und bedeckte den Namen des M. von Boufflers mit Ruhme, weil er dabey Talenten und Tugenden entwickelte, die des Heldenzeitalters in der Geschichte würdig sind.

Das Heer des Herzogs von Burgund war bestimmt, Lille zu entsetzen, und die schöne Vertheidigung des M. von Bouffleurs gab hinlängliche Zeit, um die Feinde entweder zum Rückzuge oder zu einer Schlacht zu zwingen. Die Augen von ganz Frankreich waren auf den Herzog von Burgund gerichtet, und man stellte sich natürlicher Weise vor, daſs er lieber alles wagen würde, als daſs er die schönste Eroberung seines Groſsvaters im Angesichte einer 100,000 Mann starken, und von ihm, dem Enkel desselben befehligten Armee von den Feinden würde hinwegnehmen laſsen. Diese zuversichtliche Erwartung des Publikums ist um so verzeihlicher, weil der groſse Haufe, stets so geneigt, über das Benehmen der Generäle abzusprechen, doch niemahls im Stande ist, die Schwierigkeiten ihrer Lage nur zu vermuthen, oder die Hindernisse, durch welche ihre Unternehmungen gehemmt werden, zu berechnen. Vorzüglich bey dieser Art von Verdienste trifft es ein, daſs Ruhm oder Schande vom Erfolge abhängen, und daſs die

Ste-

Stetigkeit des Erfolgs auch das Urtheil der Nachwelt unabänderlich bestimmet. Die Uneinigkeit unter den Heerführern trug noch dazu bey, um die öffentliche Meinung irre zu leiten, und das Murren und die Anklagen der Tadler des Herzogs von Burgund zu rechtfertigen. Die Anhänger des Herzogs von Vendome nahmen sich sogar seiner ungestümmen Hitze an, und wollten dagegen die Behutsamkeit des jungen Prinzen für Furchtsamkeit ausgeben; alle Briefe, die sie nach Paris und an den Hof schrieben, waren voll von bitteren Vorwürfen, von boshaften Bemerkungen und schneidenden Satyren, und eine mächtige, auf Zertrümmerung seiner Ehre stets sinnende Cabale streute diese nachtheiligen Gerüchte allenthalben aus. Der Herzog von Burgund hielt es unter seiner Würde, sich zu rechtfertigen; er sah es für erniedrigend an, sich auf Anklagen gegen seine Feinde, und auf Vertheidigungsschriften für sein Betragen einzulaſsen. Freunde hatte er, aber keine Partheygänger; diese Freunde waren tugendhafte und tadellose Männer, welche aber ihr Alter, ihr Charakter und ihre persönliche Lage vorsichtig gemacht hatte; alle Kniffe und Schleichwege der Intrigue waren ihnen fremd und unbekannt; dem öffentlichen Geschreye entgegneten sie mit solchen Vermuthungen und Gründen, die, wenn man kalt und unpartheyisch prüfet, auf billig denkende Männer einigen Eindruck machen, obgleich Vorurtheil und

Lei-

Leidenschaft sie stets mit Verachtung zurückweiset, Indeſsen wurde der junge Prinz bey dem Könige durch deſsen väterliche Zärtlichkeit und wohlüberlegte Achtung, bey der Fr. v. Maintenon aber durch die Theilnahme an dem tiefen Kummer der Herzoginn von Burgund vertheidiget; der ganze übrige Hof theilte sich in zwey Partheyen, die gegen einander noch mehr aufgebracht waren, als die Heere, die an der Gränze des Reichs einander gegenüber standen.

Während dieser 4 Monathe, ohne Zweifel für den Herzog von Burgund der härtesten in seinem ganzen Leben, entstand zwischen ihm und F. ein interessanter und zusammenhängender Briefwechsel, von dem wir alle Stücke in Händen haben. Mehr alles Zwanges entbunden, konnten sie sich bey dem Schreiben ihrer Briefe ganz den Eingebungen ihres Herzens überlaſsen, weſswegen auch dieser Briefwechsel die ehrenvollsten Züge zu ihrer Geschichte liefert.

Man hatte bey F. das Besorgniſs erregt, der Herzog von Burgund dürfte Lust bekommen, noch eher nach Versailles zurückzukehren, als das Schicksal der Citadelle von Lille entschieden seyn würde, und dazu zu einer Zeit, wo die schöne Witterung noch länger im Felde auszuhalten erlaubte; *) er machte ihm daher über eine so schimpfliche Entschlie-

*) Es war im Monathe September.

schliefsung die triftigsten Vorstellungen, und schrieb an ihn im Sept. 1708 folgendes.

„Monseigneur, ich kann mich nicht enthalten, es Ihnen zu wiederhohlen, dafs Sie, meiner Meinung nach, bey der Armee bis auf's Aeufserste aushalten müfsen, gerade so, wie der M. von Boufflers in der Citadelle von Lille. Sollte man auch bis zum Ende des Feldzuges weiter nichts nützliches und ehremachendes unternehmen können, so werden Sie doch Muth, Festigkeit und Geduld blicken lafsen, um bis ans Ende eine Veranlafsung dazu abzuwarten; wenigstens werden Sie Mufse haben, den Truppen Ihren guten Willen zu beweisen, und so ihre Zuneigung wieder zu gewinnen. Führt man hingegen vor den Winterquartieren irgend eine tapfere That aus, warum sollten Sie nicht dabey seyn, und anderen die Ehre davon überlassen wollen? *Warum sollte man das Publikum zu dem Gedanken verleiten, als getraue man sich nicht zur Zeit, wo Sie das Commando haben, etwas grofses und kühnes zu unternehmen, als werde man Ihretwegen daran gehindert, und als müfse man erst Ihre Abreise abwarten, um irgend etwas gutes zu versuchen?* Ueberhaupt, ist irgend Hoffnung zu einem günstigen Erfolge vorhanden, so ist dann gerade der schicklichste Zeitpunct dazu, wo die Feinde genöthigt seyn werden, sich zurückzuziehen, oder eine andere für Winterquartiere geeignete Stellung im Lande einzunehmen. Darauf mufs der ganze Feldzug hinaus-

lau-

laufen; da tritt die entscheidende Gelegenheit ein: warum wollten Sie Sich derselben entziehen? Freylich mufs man dem Könige mit einem blinden Eifer gehorchen; aber man mufs auch darauf aufmerksam seyn, und es zu verhüten suchen, dafs der König keinen unbedingten Befehl erlafse, so bald abzureisen. Sie würden nur die Unehre von ganzem Feldzuge tragen; der Hr. von Vendome aber würde die Aussicht zu befsern Erfolgen sich zu Nutzen machen."

Der Herzog von Burgund eilte, F. über den Hauptpunct seines Briefes zu beruhigen, der wirklich grundlos war, und nur auf einem Gerüchte beruhte, das seine Feinde, um ihm zu schaden, ausgestreut hatten; ja er war sogar von dem so drückenden Uebermuthe des Hrn von Vendome befreyet. Der König hatte dem Marschall von Berwick die Weisung ertheilet, mit seinem Heere zu jenem des jungen Prinzen zu stofsen, und ihn zugleich dem Hrn von Vendome beygesellet, um die Schritte seines Enkels zu leiten.

Der Marschall von Berwick, schon berühmt durch den Sieg bey Almanza, und seiner Jugend ungeachtet, (er war damahls erst 37 Jahr alt) für einen der gröfsten Generäle Europa's geltend, befafs im höchsten Grade das Verdienst, mit dem unerschrockensten Muthe eine Ruhe und eine Kaltblüthigkeit zu vereinigen, die ihm nie erlaubten, dem blofsen Zufalle oder einer blinden Tollkühn-

heit

heit etwas zu überlaſsen. Diese zu allen Zeiten so schätzbaren Eigenschaften waren es noch mehr in einer Epoche, wo die Armee des Herzogs von Burgund der einzige Damm war, der die Feinde hindern konnte, in das Herz des Königreiches einzudringen, und ganz Frankreich der Plünderung Preis zu geben. Die Rücksicht auf diese Eigenschaften hatte auch Ludwig XIV. bestimmt, ihn dem Hrn von Vendome bey dem Commando der Armee beyzugesellen. Er war kaum bey derselben eingetroffen, so trug der letzte darauf an, daſs man die Verschanzungen der Feinde bestürmen sollte, um der Citadelle von Lille Luft zu machen; der Marschall von Berwick wollte sich vorher, ehe er seine Meinung sagte, eine genaue Kenntniſs von der Stellung der Feinde verschaffen, und das Resultat seiner genommenen Einsicht ging dahin, man könne eine solche Unternehmung unmöglich wagen, wenn man nicht die Armee einer gänzlichen Aufreibung aussetzen wolle, indem die Wahrscheinlichkeit eines günstigen Erfolges mit der groſsen Gefahr in gar keinem Verhältniſse stehe. Man stimmte also dafür, daſs man die Feinde nicht vor Lille angreifen möchte, und dieſs that er mit der nämlichen Kaltblütigkeit, mit welcher er den Angriff auf dieselben bey Almanza befohlen hatte; alle Aufbrausereyen des Hrn von Vendome konnten ihn nicht einen Augenblick aus seiner ruhigen Faſsung bringen, oder zu einer Aenderung in seinem Gut-

achten bewegen. Der Herzog von Burgund, und alle Mitglieder des Kriegsrathes traten diesem Gutachten bey, das von solchen Männern ausgesprochen, dergleichen der Marschall von Berwick, und der General von Puységur waren, keinen Gedanken an Feigherzigkeit erlaubte.

Einen Theil von diesen Umständen findet man in dem Antwortschreiben des Herzogs von Burgund an F. vom 20. Sept. 1708.

Aus dem Lager bey Saulsoir den 20. Sept. 1708.

„Seit einiger Zeit habe ich von Ihnen, mein lieber Erzbischof, zwey Briefe erhalten; Sie werden leicht einsehen, dafs ich eben nicht überflüfsige Zeit hatte, um Ihren ersten früher zu beantworten, und der zweyte ward mir erst gestern eingehändiget. Von einer Rückreise war noch gar keine Frage bey mir gewesen. Sie können aber überzeuget seyn, dafs ich über diesen Punct stets so denke und gedacht habe, als Sie; und wenn nicht ein höherer und wiederhohlter Befehl mir zukömmt, so zähle ich darauf, im Feldzuge bis zum Ende auszuharren, und so lange die Armee beysammen bleiben wird, mich stets an ihrer Spitze zu befinden, mag es auch gehen, wie es immer will.“

„Ich komme nun an den zweyten Brief. Es ist wahr, dafs ich seit 14 Tagen auf die Probe bin gestellt worden, *aber ich bin weit davon entfernt, sie*

so,

so, *wie ich sollte, bestanden zu haben; im Glücke liefs ich mich fortreifsen, im Unglücke mich niederschlagen; überliefs mich zu sehr dem inneren Grame wegen schwarzer Begegnungen und Widersprüche, und wegen der peinlichen Ungewifsheit und* Furcht *bey einer für den Staat so äufserst wichtigen Angelegenheit irgend einen falschen Schritt zu thun.* Wiederhohlte Befehle hatte ich vom Könige, den Feind anzugreifen; einer Seits drängte mich der Hr. von Vendome, es zu thun, anderer Seits behaupteten der M. von Berwick, alle alten Officiere, und der gröfste Theil der Armee, unmöglich könne dieses Wagestück gut ausfallen, und die Armee würde darüber zu Grunde gehen. Es kam von Könige, meiner pflichtmäfsig gemachten Gegenvorstellungen ungeachtet, ein neuer Befehl dazu; noch den nämlichen Abend langte der Hr. von Chamillart an, und bekräftigte mir diesen Willen des Königes. Ich sah voraus, was für traurige Fol en diese Schlacht haben würde, deren Gewinn beynahe gar nicht zu erwarten war, und dafs das Beste, was uns noch wiederfahren könnte, darin bestehen dürfte, uns nach dem fruchtlosen Angriffe zurückziehen zu können. So war meine Lage während 8 oder 9 Tage, bis endlich der König, von der Lage der Dinge befser unterrichtet, nicht ferner auf einen Angriff drang, sondern mir es anheimstellte, meinen Entschlufs selbst zu fafsen."

„*In Betreffe defsen, was Sie mir über meine Un-*

entschlofsenheit sagen, gestehe ich, dafs ich mir selbst hierüber Vorwürfe mache, und dafs zuweilen Trägheit oder Nachläfsigkeit, ein anderesmal falsche Scham, menschliches Ansehen, oder Furchtsamkeit mich hindern, einen festen Schlufs zu fafsen, und bey wichtigen Dingen geradezu durchzugreifen. Sie sehen, dafs ich aufrichtig mit Ihnen spreche, und ich bitte Gott alle Tage, er wolle mir nebst der Gabe der Klugheit und Weisheit auch hinlänglich Muth und Kraft verleihen, dasjenige auszuführen, wozu ich mich verpflichtet zu seyn fühle.

„Diese Gewalt zu entscheiden hatte ich nicht, als ich zu Felde zog, und der König hatte mir gesagt, ich sollte, wenn die Meinungen verschieden ausfielen, jener des Hrn von Vendome beytreten, im Falle, dafs er selbst darauf bestehe; nach dem Treffen bey Oudenarde ward mir dieselbe auf mein Ansuchen bewilligt, vielleicht habe ich mich aber derselben nicht so bedient, wie ich es hätte thuen sollen.“

„*Die vielen Lobsprüche, die Sie mir ertheilen, würde ich für Schmeicheleyen halten, wenn sie nicht von einem Manne, wie Sie sind, kämen; denn ich verdiene sie wirklich nicht, und die Welt irrt sich in ihren Urtheilen in Betreffe meiner Person*; aber man mufs mit der Gnade Gottes das zu verdienen suchen, was man gutes von uns denket, wenigstens sich demselben nähern. Sie kennen meine Freundschaft für Sie, die nur mit meinem Leben enden wird.“

Ludwig.

Ich

„Ich bediene mich dieser Gelegenheit, um Sie zu fragen, ob es nicht unerlaubt sey, in einem Nonnenkloster Quartiere zu nehmen? Wirklich befinde ich mich in diesem Falle; zwar sind die Nonnen abgesondert, aber ich nehme doch einen Theil ihrer Zimmer ein; und dürfte dieses nicht seyn, so würde ich das Kloster räumen, man mag auch darüber reden, was man will. Sagen Sie mir also, ich bitte darum, Ihre Meinung um so mehr, da ich gegenwärtig in Ihrem Bisthume bin.“

F. eilte, um den Herzog von Burgund über diesen letzten Artikel seines Schreibens zu beruhigen, der viel Achtung und feines Gefühl für die guten Sitten verräth, aber auch auf ein scrupulöses Gewissen hindeutet: er antwortete ihm:

„Sie brauchen sich kein Bedenken darüber zu machen, daſs Sie in dem Kloster von Saulsoir wohnen, Sie haben ja gutgesittete und vernünftige Leute um sich herum; dieſs ist ein nothwendiger Fall, an den man wegen des Aufenthalts der Armeen in einer Gegend schon gewöhnet ist. Man erbauet sich sehr an der Zucht und guten Ordnung, welche Sie beobachten laſsen.“

Der Herzog von Burgund hatte die seinen Eigenschaften gewöhnlich anklebenden Fehler; indem er nur auf ächte Tugend einen Werth legte, so vernachläſsigte er zu sehr jene kleine Mittel zu gefallen, jene feine und schätzbare Wendungen, die doch bis zu einem gewiſsen Grade zur Regierungs-

kunst

kunst gehören. Die Prinzen sollten sich glücklich schätzen, wenn sie wahrnehmen, dafs man ein freundliches Lächeln, einen verbindlichen Ausdruck, und eine schmeichelhafte Erinnerung an ihnen so sehr liebet, und ein solches Benehmen als den edelsten Preis für das in ihren Diensten vergofsene Blut, als die süfseste Belohnung der, um ihnen zu gefallen, aufgeopferten Lebenskräfte annimmt.

„So eben vernehme ich, Monseigneur, schrieb ihm F. vom 29. Sept. 1708. verschiedene Leute von Stande und Verdienste bey der Armee beklagten sich darüber, dafs sie Ihnen weder dem Namen nach, noch von Gesichte bekannt wären, da doch der Herzog von Berry sie alle kenne, sie auszeichne, und gnädig behandle. Gleichwohl sind Sie mehr, als irgend ein anderer Prinz, dazu geeigenschaftet, die Zuneigung des Publikums im Umgange zu gewinnen; Sie sind in Gesellschaften munter, verbindlich, und, wenn man es sagen darf, sehr liebenswürdig. Sie haben einen gebildeten und mit angenehmen Kenntnifsen bereicherten Geist, um von allem sprechen zu können, und sich in Jedermann zu schicken; dadurch bezaubern Sie alles, wenn Sie nur öfters Gebrauch davon machen möchten; es wird Ihnen weiter nichts kosten, als ein wenig Zwang und Gefälligkeit; Gott wird Ihnen die Kräfte verleihen, sich daran zu gewöhnen, wenn Sie es ernstlich wollen, und Sie haben dabey Sich weiter vor nichts zu fürchten, als vor dem Ruhme

bey

bey der Welt. Diefs ist der Vortheil grofser Prinzen, dafs Sie jeden, der sich für Sie zu Grunde richtet, und der gröfsten Lebensgefahr aussetzet, durch ein verbindliches und zur rechten Zeit angebrachtes Wort in Entzücken versetzen können. Die ganze Armee wird in Ihr Lob ausbrechen, wenn Sie Sich gegen Jedermann leutselig, offen und gütevoll betragen werden."

„Was Ihre Fehler anbelangt, so danke ich Gott, dafs er Sie dieselben fühlen läfst, und dafs er Sie auf Ihre Unkosten durch so harte Prüfungen lehret, mifstrauisch auf Sich selbst zu seyn."

„Man sagt noch, der Hr. Graf von Evreux habe ganz zuverläfsig einen Brief geschrieben, zu dem er sich aber jetzt durchaus nicht bekennet, und man setzt hinzu, als hätten Sie ihm auf seine Ihnen darüber gemachte Erklärung, gegen die allgemeine Ueberzeugung, zu leicht Glauben beygemessen. Meiner Seits halte ich dafür, es sey Ihrer ganz würdig, wenn Sie Ihr Urtheil über die Aufrichtigkeit seiner Erklärung wenigstens zurückhalten, und ihn wieder zu Gnaden aufnehmen, indem Sie ihm, wo es seyn mufs, von ganzem Herzen verzeihen. Ich kann aber Ihnen im tiefsten Geheimnifse sagen, dafs seine Erklärung keinen Glauben verdient, und ich dieses ganz sicher weifs."

„Ich fafse, Monseigneur, hier alles zusammen, was ich nur immer von Ihnen reden hörte, und fürchte nicht, Ihnen zu mifsfallen, wenn ich Sie

aus einem unbegränzten Eifer darauf aufmerksam mache, denn ich bin überzeugt, daſs Sie davon den besten Gebrauch machen werden. Wenn man ein so groſses und gutes Herz hat, als Sie, Gott sey Dank, haben, so schadet es nicht, auch die ungerechtesten Gerüchte von sich zu kennen.“

Man wird sicher die aufgeklärte Liebe F. für seinen ehemahligen Zögling billigen, vermöge der ihm keinen seiner Miſsgriffe und Fehler verheimlichte; allein die Art, mit welcher der Herzog von Burgund dergleichen Winke und Vorstellungen aufnahm, verdienet noch mehr unsere Bewunderung; seine Antwort an F. kann man schwerlich ohne Rührung lesen.

„Früher, mein lieber Erzbischof, konnte ich Ihren langen Brief nicht beantworten; ich hatte noch weit längere Briefe und zwar sehr oft über die mir aufgetragenen Unternehmungen zu schreiben; gegenwärtig will ich aber denselben Punct für Punct beantworten.“

„Ich gestehe es, daſs ich mich sehr oft in mein Cabinet einschlieſse; allein an gewiſsen Tagen habe ich auch, wie ich schon sagte, vieles zu schreiben. Wahr bleibt es indeſsen, daſs ich manche Stunde verliere, so wie ich es auch nicht leugne, daſs ich am liebsten mit Leuten spreche, an die ich gewöhnt bin, hierin aber zu sehr meinem natürlichen Geschmacke nachhänge.“

Nun

Nun läfst er sich auf seine Rechtfertigung über das Treffen bey Oudenarde und über andere Kriegsumstände ein, über welche F. den öffentlichen Gerüchten zu Folge gesprochen hatte, die aber jetzt kein Interesse mehr haben.

„Es ist nur zu wahr, dafs einige Verhandlungen im Kriegsrathe öffentlich bekannt geworden sind; diefs mufs man aber mehr auf Rechnung des Hrn von Vendome, als auf meine setzen."

„Eben so verhält es sich mit der Beschuldigung, dafs ich keine gute Nachrichten eingezogen hätte; eigentlich läuft dieser Vorwurf darauf hinaus, dafs ich nicht immer so handelte, als ich hätte handeln sollen, und dafs ich mich zu sehr von einer unzeitigen Gefälligkeit, von einer gewifsen Schwäche, oder von menschlichem Ansehen habe leiten lafsen. Sie kennen den Hrn v. Vendome vollkommen, und ich kann Ihnen darüber nichts mehr sagen, als was Sie selbst in Ihrem Schreiben sagen. Was Sie über den Marschall von Berwick äufsern, ist gleichfalls ganz richtig; bey ihm gehet vielleicht die Klugheit ein wenig zu weit, so wie Hr. von Vendome immer zu sicher und zu nachläfsig ist."

„Ich wüfste nicht, dafs ich bey allen den letzteren Vorfällen Leute ohne Erfahrung zu Rathe gezogen hätte; ich sprach mit den ältesten Generälen, und mit Leuten, deren Muth über allen Verdacht erhaben ist, und man hätte, anstatt in den

Vor-

Vorschlägen Zaghaftigkeit zu erblicken, vielmehr sie als klug loben sollen.

„Wahr ist es, daſs ich auf den Hrn von Vendomz wegen seiner übertriebenen Einbildung von sich selbsten, wegen seiner plötzlichen und übel verdauten Projecte, und wegen alles deſsen, was ich von ihm bemerkt habe, kein Vertrauen mehr setzen kann; und, daſs ich, dem ohnerachtet, aus Schwachheit, vielleicht auch aus einem kleinen Ueberreste von Vorliebe für ihn, nur zu oft in Fällen nachgegeben habe, wo ich durchaus mich für das Gegentheil deſsen, was er vorschlug, hätte entscheidend erklären sollen, denn seit dem Treffen bey Oudenarde habe ich, wie ich Ihnen bereits gemeldet zu haben glaube, die unumschränkte Gewalt zu entscheiden, erhalten."

„Das Vorgeben belangend, daſs mein Bruder Officiere vom Range und Verdienste beſser behandle, und beſser kenne als ich, so weiſs ich hierauf nichts bestimmtes zu antworten; da er nicht so viel zu schreiben hat, als ich, so hat er Zeit dazu, mehr und öfters mit ihnen umzugehen. Ich werde einen Versuch machen, mich nach Ihren mir gegebenen Erinnerungen zu richten, und ich bitte Gott, er wolle mir beystehen, daſs ich dabey weder zur Rechten noch zur Linken zu weit abweiche."

„Ohne Verstellung, aber auch ohne als leicht zu hintergehend da zu stehen, werde ich von allem Gebrauch machen, was Sie mir über den Grafen

von

von Evreux bemerken, denn Sie wifsen, dafs er ein Mann ist, dem man ausweichen mufs. Ich bin auf alle Reden, die über mich fallen, oder noch fallen werden, gefafst. Sind sie wahr, so lafse ich sie mir gefallen, sind sie aber falsch, so verachte ich sie; verzeihe allen von Herzen, die mir Uebels wünschen oder thun, und bethe für sie alle Tage meines Lebens."

„Dieses sind meine Gesinnungen, mein lieber Erzbischof; Sie wifsen, dafs meine Freundschaft für Sie stets die nämliche ist; ich hoffe, Ihnen dieses am Ende des Feldzuges mündlich versichern zu können; doch läfst sich noch nicht sagen, wann es geschehen wird, denn das Schicksal von Lille ist noch unentschieden."

Oft eilt F. in seinen Briefen über einzelne den Prinzen betreffende Umstände hinweg, und erhebet dafür defsen Geist zu jenen grofsen und allgemeinen Grundsätzen, die stets den Fürsten sollten vorgehalten werden, damit sie lernten, sich in das Unglück zu fügen, und die harten Schläge desselben, von welchen Sie wie andere Menschen können getroffen werden, mit festem Muthe auszuhalten.

§. 10. *Auszüge aus einigen Briefen Fenelons an den Herzog von Burgund.*

Diejenigen, welche die Oberherrschaft über andere führen, können keinen Nutzen mehr stiften,

sobald sie die Achtung und das Zutrauen des Volkes verloren haben. Nichts würde härter und unerträglicher für die Völker, nichts gefährlicher und entehrender für ihre Fürsten seyn, als eine Regierungsform, die sich blos auf Macht gründet, ohne durch wechselseitige Achtung, Vertrauen und Wohlwollen gemildert zu seyn; es ist also, selbst vor Gott, eine Hauptsache grofser Fürsten, dafs sie unabläfsig dahin streben, sich Liebe und Achtung zu erwerben, und diefs zwar nicht aus Begierde nach der eitlen Volksgunst, sondern aus Liebe und Treue zu Gott, defsen Güte sie auf der Erde nachahmen sollen."

„Bey allen den Kränkungen und Widersprüchen, die Sie zu leiden haben, ist dieses mein Trost, dafs ich in denselben einen Plan Gottes erblicke, der Sie durch dergleichen Prüfungen reinigen, und wie den geringsten Privatmann, mit den Schicksalen des menschlichen Lebens bekannt machen will. Geben Sie Sich keine Mühe, mir darauf zu antworten, mir ist es genug, dafs mein Herz zu dem Ihrigen ganz in der Stille vor Gott allein gesprochen hat. Auf ihn setze ich wegen Ihres Wohlergehens, Monseigneur, mein ganzes Vertrauen; alle Tage bin ich Ihrer am Altare mit dem wärmsten Eifer eingedenk. Bey allen den grofsen Geistesgaben, die Ihnen Gott verliehen hat, laufen Sie Gefahr, unvermeidliche Fehler zu begehen, wenn Sie einer kleinlichen und scrupulösen Andacht nachhängen.

Hö-

Hören Sie Männer von bewährter Erfahrung an, und fassen Sie dann einen Entschluss. *Es ist nicht so gefährlich, einen üblen Entschluss zu fassen, als sich gar nicht, oder zu spät zu entschliessen.* Verzeihen Sie der Freymüthigkeit eines alten Dieners, der ohne Unterlass für Sie bethet, und keinen andern Trost auf der Welt hat, als die Hoffnung, Gott werde, aller Ihrer Verdriesslichkeiten ungeachtet, Ihnen unendlich viel Gutes erzeigen. Gott, auf den ich mehr, als auf die Menschen zähle, wird Ihre Bemühungen segnen: sollte er es aber auch zulassen, dass Sie keinen glücklichen Erfolg hätten, so würden Sie doch der Welt zeigen, wie sehr man den Beyfall gründlich und aufgeklärt denkender Männer verdienet, wenn man Muth und Geduld hat, im Unglücke unerschüttert auszuharren."

„O wie sehr, Monseigneur, liebt Sie Gott, weil er es über sich nimmt, Sie durch so viele Kränkungen weise zu machen. Er läſst Sie fühlen, wie sehr die Kriege zu scheuen sind, wie hilflos die mächtigsten Heere sind, und wie leicht die gröſsten Staaten erschüttert werden; er zeigt Ihnen, wie streng die gröſsten Prinzen von dem Publikum getadelt werden, während Schmeichler ihnen unaufhörlich Weihrauch streuen. Wenn man den Beruf hat, die Menschen zu regieren, so muſs man sie lieben aus Liebe zu Gott, ohne Gegenliebe von ihnen zu erwarten; man muſs sich ihres Wohles wegen aufopfern, wenn man gleich weis, daſs sie übel

von

von demjenigen reden, der sie mit Güte und Mäſsigung leitet. Ich muſs Ihnen, Monseigneur, aber doch sagen, daſs das Publikum Sie schätzet, Sie verehret, sich alles Gute von Ihnen verspricht, und entzückt seyn wird, wenn man ihm die Ueberzeugung verschafft, daſs Sie nicht Unrecht haben. Es glaubt blos, Ihre Andacht sey zu düster, zu furchtsam, zu scrupulös, und Ihrem Posten nicht genug angemeſsen; Sie wüſsten sich nicht ein gewiſses entscheidendes, jedoch so gemäſsigtes Ansehen zu geben, daſs der dem Willen des Königs unverletzlich gebührenden Unterwürfigkeit nicht zu nahe getreten würde. *Uebrigens, wo ist dann Jemand auf der Erde, der nicht seine Schwachheiten hat? Nicht schon groſse Fehler begangen hat? Wer versteht in einem Alter von 26 Jahren die so schwere Kriegskunst vollkommen, zumahlen, wenn man sie nicht ununterbrochen ausgeübet hat?*

F. giebt ihm hierauf die weisesten und aufgeklärtesten Rathschläge über den Gebrauch, den er von den Grundsätzen seiner Religion und Frömmigkeit zu machen habe.

„Wenn Sie Ihrer Frömmigkeit Ehre machen wollen, so müſsen Sie unaufhörlich beflieſsen seyn, ihr eine sanfte, einfache, angenehme und gesellige Form zu ertheilen; Sie müſsen sich dabey mit dem öffentlichen Wohle, so viel als Ihnen möglich ist, beschäftigen, und jede Aengstlichkeit über kleinliche Dinge beseitigen; Sie müſsen, so zu sagen, die

Fröm-

Frömmigkeit gegen die Tadelsucht zügelloser Spötter rechtfertigen, Sie müssen sie, auf eine ungezwungene, edle, feste und Ihrem Range angemessene Art ausüben; müssen geradezu und vor allem aus Liebe zu Gott auf die Erfüllung Ihrer wesentlichen Standespflichten hinarbeiten, und nie die Tugend durch scrupulöse Bedenklichkeiten über unbedeutende Dinge lästig machen. *Ein Fürst kann am Hofe oder bey der Armee die Menschen nicht wie Klosterleute behandeln; man muss ihnen nicht mehr zumuthen, als thunlich ist, und sich nach ihrer Lage richten.*"

Wir wollen hier nicht alle Briefe dieses tugendhaften und interessanten Briefwechsels abschreiben; doch verdienen noch zwey derselben unsere ganze Aufmerksamkeit, weil sie alles enthalten, was in den andern in Hinsicht auf den historischen Theil wesentlich ist. F. stellt in denselben alle die wahren oder falschen Anklagen, alle die gegründeten oder gewagten Vorwürfe, alle die Züge der Satyre oder der Verläumdung zusammen, welche die Bosheit ersonnen, oder doch übertrieben hat, um den jungen Prinzen bey dem Könige und dem ganzen Publikum um alle Achtung zu bringen. Er hatte sie sogar aus dem Munde der ausgezeichnetesten Officiere gesammelt, die wegen der Nähe der Armee öfters nach Cambrai kamen, um ihm dieselben zu eröffnen, entweder weil sie vom gerechten Unwillen wider so niedrige Verläumdungen ergriffen waren, oder weil ein redlicher Eifer für den

Ruhm

Ruhm des Prinzen sie mit Grunde besorgt machte; er möchte seinen Neidern durch einige seinem Alter leicht nachzusehende Unvollkommenheiten zu viel Vortheil über sich einräumen. So ist das niederschlagende Gemählde beschaffen, welches Mentor seinem Telemach vor Augen zu halten kein Bedenken trug; der Gedanke, Mifsfallen zu erregen, oder ihn gar zu beleidigen, kam ihm dabey gar nicht in den Sinn; er kannte das Herz des Herzoges von Burgund, und dieser kannte dagegen das seinige. Der Winter rückte immer näher, die Citadelle von Lille war auf's äufserste gebracht, und mufste trotz aller Wunder der Klugheit, Geschicklichkeit und Tapferkeit des Marschalls von Boufflers fallen, wenn man ihr nicht zu Hilfe kam. Allein die Stellung, welche die verbündeten Heere genommen hatten, war so furchtbar, dafs man den Zeitpunct für sehr nahe hielt, in welchem die stärkste Festung des Königs in die Hände der Feinde fallen würde, und zwar im Angesichte des Thronerben, und einer Armee von 100,000 Franzosen. Das öffentliche Geschrey schien diesen Schimpf der kleinherzigen Denkungsart des Herzogs von Burgund, und den abergläubischen und feigen Maximen zuzuschreiben, von welchen seine Lehrer bey ihrem Erziehungsgeschäfte ausgegangen wären.

In dieser betrübten Lage glaubte F. dem Prinzen die Wahrheit ganz unverschleyert sagen zu müfsen; allein dieser Prinz war der Herzog von

Bur-

Burgund, und Fenelon war's, der sie ihm sagte:

„Monseigneur, so gerne ich auch mein übriges Leben hindurch über alles, was Sie betrifft, zurückhaltend seyn möchte, um Ihnen Verlegenheiten zu ersparen, so kann ich mir doch die Freyheit nicht versagen, Ihnen auf einem sehr sichern und geheimen Wege noch einmahl das zu sagen, was man, wie ich höre, noch immer fortfährt, gegen Ihre Person auszustreuen. Ich bin weit mehr mit Ihnen, als mit mir selbst beschäftiget, und ich will lieber die Gefahr auf mich nehmen, durch meine Dienste Ihnen zu mifsfallen, als dafs ich Ihnen durch Unterlafsung derselben gefallen wollte. Doch ich bin zum voraus überzeugt, dafs man Ihnen nie mifsfallen kann, wenn man Ihnen mit Eifer und Ehrfurcht das vorträgt, was zu wifsen für Sie von Wichtigkeit ist.

1) „Monseigneur, man sagt, Sie hätten sich geweigert, die Befehle des Königs zu vollziehen, die darauf hinausliefen, dafs man den Prinzen Eugen, während der Herzog von Marlboroug auf dem Wege von Ostende vorgerücket war, angreifen sollte, und wären demnach durch diese Weigerung schuld an dem Verluste der Stadt Lille. Dieser Umstand bezieht sich auf die Zeit vor Ihrer an der Marque genommenen Stellung, und gehört in die Zeit Ihres Lagers bey Saulsoir. Ich kann unmöglich glau-

ben, daſs sich die Sache so verhalte, wie man sie boshaft genug erzählet.“

2) „Man beharrt darauf, Sie seyen eigentlich schuld au dem Treffen bey Oudenarde, weil Sie, ohne Sich zuvor mit dem Hrn von Vendome nur im geringsten zu berathschlagen, durch Ihren übereilten Befehl drey feindliche Bataillonen mit zwey Brigaden hätten angreifen laſsen.“

3) „Man behauptet, des andern Morgens nach Ihrer Ankunft an der Marque habe der Hr. von Artignan eingesehen, daſs die Straſsen nicht verrammelt waren, daſs die Ebene ziemlich bequem dazu war, um die ganze Cavallerie wirken zu lassen, und daſs die Feinde sich noch nicht verschanzet hatten, wie sie es zwey Tage hernach thaten. Der Hr. von Artignan habe Ihnen dieses alles gemeldet, und sey für einen glücklichen Erfolg gestanden, wenn man nur angreifen wollte; er habe aber keine Antwort erhalten; man sey unentschlossen geblieben, und Sie hätten, wider den Rath des Hrn von Vendome, erst die Rückkunft des an den König abgeschickten Eilbothen abwarten wollen, wodurch Sie Sich denn augenscheinlich die Gelegenheit, Lille zu retten, hätten entwischen laſsen. Ich habe mit einem öffentlichen angestellten Manne gesprochen, der mir sagte, er habe selbst den Hrn von Artignon auf diese Ebene geführt, weil er mit derselben genau bekannt wäre; nach seiner Behauptung durfte man sich nur die Mühe geben, sie zu über-

überschauen, so sah man gleich ein, dafs sie ganz frey war, und nirgends ein Hindernifs darboth; er sagte mir sogar, er habe sich sehr nahe an den Feind gewaget, und gesehen, dafs damahls noch keine Verschanzungen aufgeworfen waren, dafs nirgends enge Schluchten und Hohlwege, Holzungen, oder nur ein Schatten vou Schwierigkeit sich zeigten, um der Festung zu Hilfe zu kommen; er setzte endlich hinzu, er habe sich die Freyheit genommen, laut davon zu sprechen, aber man habe ihn weder eines Gehörs gewürdiget, noch sich die Mühe geben wollen, die Einsicht selbst zu nehmen; kurz, fast Niemand habe von einem Plane zum Angriffe etwas hören wollen."

4) „Man sagt, ob Sie gleich unendlich vieles an den Hof zu Ihrer Rechtfertigung geschrieben hätten, so hätten Sie doch nie etwas deutliches und bestimmtes zu sagen gewufst, um die Beschuldigungen von sich abzuwenden; Sie hätten sich mit unbestimmten und oberflächlichen Antworten begnüget, und dabey einen sehr zur Unzeit demüthigen und andächtigen Ton angestimmt. Anfangs soll der Hof und die Stadt sich Ihrer mit Wärme angenommen haben; allein nun soll man anders gesinnet seyn, und Ihnen Unrecht geben. Man sagt nicht blos, dafs das Publikum immer mehr gegen Sie aufgebracht werde, sondern man setzt hinzu, das Misvergnügen steige noch höher hinauf, und der König selbst könne bey aller seiner Freund-

schaft für Sie sich nicht mehr enthalten, Ihnen mit einem Gefühle von Schmerzen, Unrecht zu geben. Schon seit einiger Zeit geht mir der Gedanke im Kopfe herum, dafs so viele, sonst sehr politisch denkende Leute sich gewifs es nicht erlauben würden, Sie so frey zu tadeln, wenn Sie nicht schon zum voraus wegen der Stimmung des Hofes sich für berechtigt dazu hielten."

5) „Das verdriefslichste ist noch dieses, dafs sehr viele Officiere, die nach Paris kommen, oder dahin schreiben, zu verstehen geben, die elenden Rathschläge schwacher und furchtsamer Leute, denen Sie zu viel Gehör gäben, hätten die Sache des Königs zu Grunde gerichtet, und Sie mit Schimpfe überhäufet; ich höre diese allenthalben verbreitete Sage, und mir blutet das Herz darüber: doch getraue ich mir nicht, mich so stark dagegen zu erklären, als die Sache verdiente, weil sich alles vom Strome fortreifsen läfst, und ich die Meinung nicht veranlafsen will, als seyen mir ganz besondere Gründe zu Ihrer Rechtfertigung bekannt."

6) „Man treibt die schwarze Bosheit so weit, dafs man auf die kleinsten Umstände Ihres Lebenswandels Jagd machet, um über Sie ein gehäfsiges Licht zu verbreiten. So sagt man, während Ihre Andacht bis zur scrupulösesten Pünctlichkeit bey unbedeutenden Dingen stiege, überliefsen Sie sich zuweilen dem unmäfsigen Trunke, der allenthalben auffalle."

7)

7) „Man klagt darüber, daſs Sie Sich zu oft mit Ihrem Beichtvater einschlieſsen; daſs dieser es sich herausnehme, mit Ihnen von Kriegsangelegenheiten zu sprechen, und daſs er, als er bezüchtigt wurde, er habe Ihnen gerathen, nichts an der Marque zu wagen, an den Pater de la Chaise geschrieben habe, um durch ihn dem Könige zu melden, er habe die Beschaffenheit der Gegend, und die Stellung der Feinde in eigner Person untersuchet, und habe es für gut befunden, daſs man sie angreifen sollte, ja daſs es eine Schande wäre, wenn man es nicht thun würde; man bürdet ihm ein solches Schreiben auf, um ihn lächerlich zu machen, und als einen eitlen Mann darzustellen, der sich einbilde, als verstehe er das Kriegswesen, und wiſse, wie man den Feind auskundschaften solle. — Aus reiner Gerechtigkeitsliebe muſs ich hinzusetzen, daſs er dergleichen Spöttereyen nicht verdienet hat, und daſs alles, was er geschrieben hat, bescheiden und seiner Stelle angemeſsen war."

8) „Man behauptet, Monseigneur, Sie hätten unbesonnenen, und Ihres Vertrauens unwürdigen Leuten das nämliche geschrieben, was Sie dem Könige in Chiffern-Schrift meldeten; daſs diese Leute es hernach bekannt gemacht hätten, ehe noch Seine Majestät Ihr Geheimschreiben erhalten habe, worin Sie Nachricht gaben, woran es der belagerten Festung fehle."

„Dieſs

„Diefs ist das vorzüglichste, was mir durch sehr gute Canäle zugekommen ist, ob ich gleich mit der grofsen Welt sehr wenig Verkehr habe. Ein wunderlicher Zufall macht, dafs ich darüber befser unterrichtet bin, als über andere Angelegenheiten. Vielleicht wird sich Niemand getrauen, Ihnen alles dieses zu sagen; ich für meine Person wage es, und ich befürchte weiter nichts, als in Hinsicht Gottes und Ihres wahren Wohls irgend etwas an mir fehlen zu lafsen. Niemand kann weniger geneigt seyn, als ich, allem diesem Geschwätze Glauben beyzumefsen; mir thut es äufserst wehe, wenn ich es nur hören mufs; es kömmt aber darauf an, der gegen Sie eingenommenen Welt ihren Irrthum zu benehmen; diejenigen, von welchen Sie verläumdet werden, sprechen ganz laut, da hingegen die anderen, welche sie gerne vertheidigen möchten, kaum ihren Mund zu öffnen wagen."

„Ich setze voraus, dafs Sie dem Hrn von Chamillart über jeden einzelnen Punct vollkommene Aufklärung gegeben haben, und dafs Sie ihn alles gleichsam mit den Händen greifen liefsen, um durch ihn Sr. Majestät von der Falschheit alles desjenigen, was man Ihnen aufbürdet, gänzlich zu überzeugen."

„Mir steht es nicht zu, Monseigneur, über Kriegssachen zu sprechen, auch hüte ich mich wohl, es zu thun; aber man hat grofse Hilfsquellen, wenn man sich an der Spitze einer mächtigen Armee befindet, die noch dazu durch den Oberbefehl eines

Prin-

Prinzen von Ihrem Range zum Muthe angefeuert wird. Es ist herrlich zu sehen, wie Sie trotz des so weit vorgerückten Jahres mit Geduld und Festigkeit im Felde ausharren; unsere junge sich nach Paris so ungeduldig sehnende Welt hatte eines solchen Beyspieles nöthig. So lange noch eine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, daſs noch etwas nützliches und rühmliches könne unternommen werden, müſsen Sie, Monseigneur, es seyn, der es auszuführen suchet. Man muſs den Feind schwächen; Sie sind ihm an Macht überlegen, so wie sich hoffen läſst, daſs Sie es auch an einem guten Plane und richtigen Maaſsregeln seyn werden, um Ihr Beginnen glücklich zu vollenden. Das wahre Mittel, um unsere Sache wieder auf einen ehrenvollen Fuſs zu setzen, besteht darin, daſs Sie eine unabläſsige Anstrengung von Sich blicken laſsen. Sie würden durch Ihre Anwesenheit unserer Sache und Ihrem guten Rufe schaden, wenn Sie Sich schläfrig und unthätig bey so miſslichen Umständen betragen würden. Hingegen werden Sie auch durch Ihr geduldiges Ausharren bis zum Ende des Feldzuges Jedermann nöthigen, die Augen aufzuthun, und Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren zu laſsen, wenn man nur dabey sieht, daſs Sie Voraussicht haben, gute Plane entwerfen, und lebhaft und kühn zu Werke gehen."

Als F. den Feldzug seinem Ende nahe sah, und zwar auf eine Weise, die für Frankreich sehr niederschlagend, und für den Herzog von Burgund

nichts

nichts weniger als ehrenvoll war, so ging sein einziges Streben dahin, ihm die Bahn vorzuzeichnen, welche er nun zu betreten habe, um sich mit einer edlen Festigkeit vor dem Könige zu rechtfertigen, und die öffentliche Meinung, die man so grausam irre geleitet hatte, wieder für sich zu gewinnen.

*) „Monseigneur, der aufserordentliche Beweis von Zutrauen und Güte, womit Sie mich in Ihrem an mich erlafsenen Schreiben zu beehren, die Gnade hatten, verleitet mich so wenig zu einer unbescheidenen Zudringlichkeit, dafs ich vielmehr nur zurückhaltender und geneigter werde, das tiefe Stillschweigen, welches ich seit so vielen Jahren beobachtet habe, fernerhin fortzusetzen. Es ist sogar unendlich von mir gewagt, dafs ich mir die Freyheit nehme, Ihnen über sehr delicate Dinge zu schreiben, denen ich bey weitem nicht gewachsen bin, und die Ihnen immer sehr unangenehm seyn müfsen. Allein ich würde glauben, mich höchst undankbar gegen Sie zu betragen, wenn ich mich nicht in so aufserordentlichen Umständen über alle die starken Gründe, die mir Stillschweigen gebiethen, hinwegsetzte, um Ihnen alles, was ich höre, vollends mitzutheilen."

1) „Die üblen Gerüchte gegen Ihr Betragen steigen vielmehr, als dafs sie abnehmen sollten; sie verbreiten sich in Paris so sehr, dafs es nicht anders möglich ist, als dafs sie in boshaften Gesprächen und giftigen Briefen, die von der Armee ein-

*) Schreiben von 25. Oct. 1708.

treffen, ihren Entstehungsgrund haben. Ihrer ist es vollkommen würdig, dafs Sie Ihrer Neigung, alles zu verzeihen, treu bleiben, dafs Sie sogar den Tadel, wo er nur immer einigen Grund für sich haben kann, zu Ihrem Vortheile benützen, und unausgesetzt das thun, was Ihnen für den Dienst des Königs am besten zu seyn scheinet. Doch dürfte es von grofser Wichtigkeit seyn, genau darüber nachzuforschen, wo denn eigentlich die Quelle von allen diesen ungerechten und übertriebenen Reden liege, damit Sie Sich vor Leuten hüten, die Ihnen vielleicht ins Gesicht den feinsten Weihrauch streuen, hinterwärts aber, und in der Stille Ihre Ehre auf die schwärzeste Weise anzugreifen sich erfrechen. Diese Erfahrung mufs Sie, Monseigneur, bestimmen, die Menschen sehr genau zu beobachten, und nur solchen Ihr Vertrauen zu schenken, die Sie gründlich geprüfet haben, ob Sie gleich gegen Jedermann nach Verhältnifs seines Ranges gütig und herablassend seyn müfsen.

Niemand ist von allem, was am Hofe vorgeht, weniger unterrichtet, als ich: doch kann ich mir nicht einbilden, dafs der König von allen diesen nachtheiligen Gerüchten, die gegen Sie in Paris im Umlaufe sind, nichts wifsen sollte. Es scheint mir defswegen ein Hauptpunct zu seyn, dafs Sie schnelle und richtige Mafsregeln ergreifen, um jedem üblen Eindrucke, welchen dieselben auf Se. Majestät machen konnten, vorzubeugen, und ihm zugleich

an-

augenscheinlich darzuthun, wie grundlos diese Gerüchte sind. Briefe haben freylich das nachtheilige, dafs man dem Einwürfen, die auf der Stelle entstehen, und nicht vorgesehen werden können, nicht gleich eine Antwort, wie bey mündlichen Unterredungen, entgegen setzen kann; sie haben aber auch viel vortheilhaftes. Man setzt die Thatsachen in einer gewifsen Ordnung auseinander, ohne in der Erzählung uuterbrochen zu werden; man wägt ungestört alle Ausdrücke ab, ja spricht darin mit einem angenehmen und ehrfurchtsvollen Nachdrucke, den man in mündlichen Unterredungen nicht so leicht behauptet. Doch sey dem, wie ihm wolle, so ist es doch gewifs das dringendste Bedürfnifs für Sie, Monseigneur, Vorsichtsmafsregeln in Hinsicht auf den König zu treffen, und das Publikum, das mit Unrecht gegen Sie loszieht, zum Schweigen zu bringen. Sie müfsen zwar in allem, was Sie thun oder schreiben, die möglichste Schonung, Ehrfurcht, Anhänglichkeit und Unterwerfung blicken lafsen, jedoch ist es äufserst wichtig, dafs Sie starke Gründe stark vortragen, und nichts übergehen, was noch einen Zweifel über Ihr Benehmen zurücklafsen könnte."

„Dem öffentlichen Gerüchte nach streuet man ferner aus, man merke Ihnen die Ihnen gegebene Erziehung wohl an; Ihre Andacht sey schwach, furchtsam, und bis zu Kleinigkeiten ängstig; aber Sie versäumten darüber das Wesentliche, die Gröfse

Ih-

Ihres Ranges nämlich und den Ruhm der königlichen Waffen nachdrücklich zu behaupten; man setzt hinzu, daſs Sie Zeitvertreibe lieben, die Geschäfte scheuen, und unentschlossen sind; daſs nur ein dunkles und stilles Privatleben für Sie Reiz habe; daſs Sie keine Leute um Sich haben mögen, welche einen kühnen und hohen Geist äuſsern; daſs Sie dagegen weit lieber Menschen von schwachem und furchtsamem Charakter Ihr Vertrauen schenken, von denen Sie indeſsen keine andere Rathschläge zu erwarten hätten, als solche, die zu Ihrer Unehre ausschlagen. Man versichert, daſs Sie nie etwas wagen, oder Sich in eine Schlacht einlaſsen wollten, ohne schon zum voraus vollkommen gewiſs zu seyn, daſs der Sieg Ihren Truppen nicht fehlen könne; da aber eine solche Gewiſsheit unmöglich sey, so zauderten Sie, und lieſsen die beste Gelegenheit unbenützt vorübergehen."

„Ich bin vollkommen überzeugt, Monseigneur, daſs die Wahrheit der Thatsachen ganz das Gegentheil von diesen frechen Behauptungen ausspricht; allein es kömmt alles darauf an, daſs man denjenigen, die sich haben täuschen laſsen, Ihren Irrthum benimmt. *Man sagt sogar, Ihre scrupulösen Maximen hätten den Eifer in Ihnen erkältet, die vom Könige gemachten Eroberungen zu behaupten, und ermangelt nicht, dieses ängstige Gewiſsen dem Unterrichte zuzuschreiben, den ich Ihnen in Ihren Kindesjahren ertheilet hätte. Sie wiſsen, Monseigneur, wie weit ich*

stets

stets davon entfernet war, Ihnen solche Gesinnungen einzuflößsen. Allein von mir darf hier gar keine Rede seyn, denn ich verdiene es nicht, daſs man etwas aus mir mache. Hier ist es um den Staat, und um den Waffenruhm des Königs zu thun, deren Sie Sich, wie ich überzeugt bin, gewiſs mit aller Festigkeit, und dem möglichsten Nachdrucke annehmen werden; ich weis, daſs Sie Sich nur auf den Rath der erfahrensten und über alle Furchtsamkeit erhabenen Stabsofficiere zu Maſsregeln von Klugheit und Behutsamkeit entschloſsen haben. Aber gerade dieses will das Publikum nicht glauben, und es bleibt folglich der Hauptpunct, dem Sie einen so hohen Grad von Gewiſsheit verschaffen müſsen, daſs Nichts mehr dawider einzuwenden ist. Sie haben alle Stabsofficiere in der Nähe bey Sich; Nichts ist leichter, als daſs Sie jeden einzeln zu Sich rufen, und so im tiefsten Geheimniſse sie alle dazu anhalten, Ihnen einen kurzen schriftlichen Bericht einzuhändigen, wie sie bey den Hauptvorfällen dieses Feldzuges gestimmet hätten. Darauf könnten Sie denselben zu verstehen geben, Sie fänden es für nöthig, Sich auf ihre Zeugniſse bey dem Könige zu berufen; sie sollten sich also gefaſst halten, ihre kleine schriftliche Aussage auch mündlich zu behaupten; auf solche Weise bekommen Sie dieselben in Ihre Gewalt, und nöthigen sie, daſs sie alle eine einstimmige und entscheidende Sprache führen; da hingegen, wo Sie diesen Weg nicht ein-

schla-

schlagen, jeder von ihnen auch bey der besten Absicht zu wenig oder zu viel sagen, sich wieder anders besinnen, und gerade das, woran Ihnen so viel gelegen ist, dafs es so deutlich, wie der Tag, werde, durch schwankende oder schwache Ausdrücke verdunkeln kann. Nachdem Sie diesen Grund geleget haben, könnten Sie dem Könige alle Ihre Zeugen nennen, und ihn bitten, einen nach dem andern selbst anzuhören. Diefs heifst, dem Uebel auf die Wurzel kommen, und allen denen, welche Sie über die wesentlichsten Puncte angreifen wollen, jede Ausflucht abgraben."

„Es wäre meiner Meinung nach gut, wenn Sie schon von jetzt an zur Beförderung dieses Zweckes in allen Ihren Briefen eine in Hinsicht der Gründe und Gesinnungen sehr starke, in Bezug auf Se. Majestät aber sehr respectvolle und unterwürfige Sprache führten. Wenn Sie hernach am Hofe werden angelangt seyn, so sollten Sie, wie ich glaube, Sich dieses zur Hauptangelegenheit machen, auf eine eben so kräftige und respectvolle Weise alle Sie rechtfertigende Thatsachen in das hellste Licht zu setzen, und dabey in den König dringen, er möchte die vornehmsten Officiere über alles selbst ausfragen. Haben Sie nun durch die lichtvolleste Darstellung der Thatsachen alle Schuld von sich abgewälzet, so wünschte ich, dafs Sie ohne Zeitverlust bey Sr. Majestät darauf antrügen, Höchstdieselbe möchten Ihnen nur solche Leute an die Seite geben,

ben, mit denen auszukommen wäre, um sich ihrer Dienste bey dem nächsten Feldzuge bedienen zu können. Jemehr man Sie über Hauptpuncte anzugreifen waget, desto wichtiger wird es für Sie, fernerhin den Oberbefehl über die Armee, und zwar mit allen den Hilfsmitteln zu führen, die es Ihnen möglich machen, Ihren Ruhm sowohl, als jenen der königlichem Waffen wieder gänzlich herzustellen. Zu diesem Werke müſsen Sie in ihren Briefen den Anfang machen, und es hernach, wo möglich, bey der ersten Audienz durch Ihre feste, rührende, und respectvolle Sprache vollenden. Wenn Sie am Hofe werden anlangen, so müſsen Sie vorzüglich durch Ihr festes Benehmen und eine energische Sprache zeigen, daſs Schwäche und Furchtsamkeit, die man Ihnen stets vorwirft, ganz und gar nicht in Ihrem Charakter liegen."

„Auch ist es meines Erachtens sehr zu wünschen, Sie möchten, nachdem Sie Sich der entscheidenden Zeugniſse aller der vornehmsten Officiere werden versichert haben, um gegen die politischen und zweydeutigen Gespräche gedeckt zu seyn, es bey denselben auch noch dahin bringen, daſs sie bey schicklichen Veranlaſsungen schriftlich und mündlich allen Ihren Freunden die Wahrheit der Thatsache offen darlegten, um Frankreich aus dem Irrthume zu ziehen. Es ist etwas unerhörtes, daſs ein Prinz, deſsen Name jedem gutgesinnten Franzosen theuer seyn sollte, in allen öffentlichen Gesprächen,

ge-

gedruckten Briefen, sogar in Zeitungen angegriffen wird, und doch fast Niemand es wagt, die Thatsachen, die man fälschlich gegen seine Ehre ausstreuet, der Lüge zu strafen; glaubwürdige Männer sollten aufstehen, und so reden, so schreiben, daſs das Publikum zurechtgewiesen, Ihnen aber eine angenehme Rückkehr vorbereitet würde. Leute, die kein Wort zu reden wagen sollten, sprechen laut, und andere, die der guten Sache wegen schreyen sollten, sind genöthiget, zu schweigen. Ich weis nichts geheimes, nichts besonderes, aber ich weis doch überhaupt das, was der ganzen Welt bekannt ist: daſs man Sie nämlich im Publikum laut und ohne Schonung angreift."

„Niemand kann, Monseigneur, wegen der Gründlichkeit Ihrer Denkart, und wegen der Frömmigkeit, die sich in allen Ihren Empfindungen ausdrücket, mehr erbauet und entzücket seyn, als ich; aber je gerührter ich auf alles hinblicke, was Gott in Ihrem Herzen wirket, desto mehr wird das meinige durch Anhörung alles deſsen, was mir zu Ohren kömmt, zerriſsen. Ich wollte mein Leben nicht blos für den Staat, sondern auch für die Person des Königs, für seinen Ruhm, für sein Glück hingeben, und ich bitte Gott täglich und unaufhörlich, daſs er allen seinen Segen über ihn ausgieſsen möge."

„*Ich glaube, daſs Sie, in Hinsicht der Vertheidigung von Lille, einer der wichtigsten vom Könige gemachten Eroberung, unendlich weit von jener scrupu-*

lö-

lösen Aengstlichkeit entfernet sind, die man Ihnen vorwirft, mir aber zuschreibet; und ich hoffe, dafs, wenn Sie noch ferner den Oberbefehl über die Armee führen, wenn Sie dabey nicht von Leuten gehemmet werden, die Ihnen nicht anstehen, dagegen nur Ihres Vertrauens würdige Personen an Ihrer Seite haben, Sie ganz Frankreich, und alle seine Feinde davon überzeugen werden, wie sehr Sie würdig sind, den Ruhm Sr. Majestät sowohl, als jenen der ganzen Nation zu vertheidigen."

Dieser so interessante Briefwechsel *) schliefst sich mit einem Briefe, in welchem sich die Seele F. und seine zärtlichste Zuneigung zu seinem Zöglinge gänzlich mahlet. Der Herzog von Burgund hatte mehr als 6 Monathe in Flandern zugebracht, hatte sogar eine lange Zeit sich im Kirchensprengel von Cambrai aufgehalten, und in diesem langen Zeitraume hatte er sich nicht eine einzige Zusammenkunft mit dem Manne erlaubt, den er verehrte, und innigst schätzte: in einem solchen zwangvol-

*) Die Abschriften dieser Briefe sind sämmtlich von den eigenhändigen Originalen des Herzoges von Burgund und Fenelons genommen, und diefs durch den sel. Hrn von Devisse (Augustin Caesar von Herville) ehemahligen Bischof von Boulogne nnd Kanonikus zu Cambrai zu Lebzeiten F. der ihn einer besondern Freundschaft würdigte. — Diese Erklärung stellt Hr. von Devisse selbst am Ende seiner Copien aus.

vollen Zustande verlebten sie den Ueberrest ihrer Tage. Da es F. auf solche Weise unmöglich war, in einer besonderen Zusammenkunft sein ganzes Herz mit aller Freyheit reden zu lassen, so erachtete er für nöthig, dem jungen Prinzen in dem Zeitpuncte, wo er zu seiner Rückreise an den Hof Anstalten machte, noch eine Anweisung über sein daselbst zu beobachtendes Betragen zu ertheilen. Die Art, wie er sich am Hofe betrug, wie er da sprach, da handelte, konnte für seinen Ruhm, für seine Achtung, für seine Ehre, ja sogar für seine Unschuld entscheidend seyn. Diese Anweisung enthält keine Vorwürfe mehr über das Vergangene, keine Rathschläge, die durch das Geschehene überflüssig geworden waren, sondern er ergreift den jungen Prinzen gerade in dem Augenblicke, wo er sich dem Könige, seinem Großvater darstellen wird; er zeigt ihm, was er für eine Haltung bey dieser Audienz annehmen, was für eine Sprache er führen, was für Geständnisse er ungescheut machen, und mit welch einer edlen Festigkeit er sich vertheidigen soll; er schreibt ihm sogar die Ausdrücke vor, deren er sich zu bedienen habe. :

*) „Monseigneur, ich hoffe, Sie werden mich nicht nach der Zudringlichkeit, die ich gegen das Ende dieses Feldzuges mir gegen Sie erlaubet habe, beurtheilen. Sie können Sich erinnern, daſs ich mehr

*) Brief vom Nov. 1808.

mehr als zehn Jahre lang zurückhaltend gegen Sie geblieben bin, so daſs ich für mein übriges Leben mir eine völlige Vergeſsenheit von Ihrer Seite hätte zuziehen müſsen, wenn Sie fähig wären, Leute zu vergeſsen, die die Ehre haben, Ihrer Person innig ergeben zu seyn. Die Lebhaftigkeit, mit der ich endlich ein so langes Schweigen unterbrochen habe, hat einzig und allein ihren Grund in dem Schmerzen, den mir das öffentliche Gerede verursachte. Darf ich es wagen, Monseigneur, Ihnen einige Winke darüber zu geben, wie Sie nach meiner Meinung mit dem Könige, sowohl seines als des Ihrigen und des Staates Besten wegen, sprechen sollten? Sie könnten mit einem demüthigen und offenen Geständniſse gewiſser Puncte, die Ihnen vielleicht etwas zur Last fallen mögen, den Anfang machen. Sie haben vielleicht nicht immer persönliche und umständliche Einsicht von den Dingen genommen; sind vielleicht nicht oft genug zu Pferde gewesen, um die Hauptposten zu untersuchen; sind vielleicht nicht weit genug vormarschirt, um die Gegend in Hinsicht auf den Unterhalt der Heere vollkommen kennen zu lernen; so höre ich wenigstens die erfahrensten und Ihnen ganz ergebenen Officiere sprechen. Sie sind vielleicht in einer gewiſsen Gefälligkeit für den Hrn von Vendome zu weit gegangen, der sich zwar geschämt haben würde, sich nicht nach Ihnen zu richten, und doch innerlich voll Verzweiflung darüber gewesen

wä-

wäre, Ihnen gehorsam seyn zu müfsen; Sie haben vielleicht die besten Stabsofficiere nicht genug eines besondern freundlichen Umgangs gewürdiget, aus Furcht, der Hr. von Vendome möge deſswegen Argwohn schöpfen; Sie waren vielleicht unentschloſsen, und sogar, wenn Sie mir diesen Ausdruck nicht verübeln wollen, etwas schwach gewesen, um einen Mann zu schonen, für welchen Ihnen der König so viel Zutrauen anempfohlen hatte; Sie haben seinem Ungestümme und seinem Eigensinne zu sehr nachgegeben, haben sich gefürchtet, ein Aufsehen zu erregen, das dem Könige hätte miſsfallen können; Sie haben sich öfters nicht getrauet, dem beſsern Rathe der vorzüglichsten Officiere Beyfall zu geben, weil Sie nicht geradezu einem Manne widersprechen wollten, auf den der König sein Vertrauen setzte; Sie haben sogar auf Gefahr Ihres guten Rufes ein friedliches Einverständniſs beyzubehalten gesucht. Die Folge davon ist, daſs man Ihre Geduld für Schwäche, für Unentschloſsenheit ausgiebt, und das ganze Publikum darüber murret, daſs Sie Sich kein Ansehen zu geben, nicht mit gehöriger Kraft zu handeln wüſsten."

„Nachdem Sie so dem Könige alles offenherzig werden eingestanden haben, worin Sie Sich, Ihrer wahren Ueberzeugung nach, möchten verfehlet haben, so dürfen Sie ihm nun ohne alles Bedenken die ganze Wahrheit enthüllen. Sie können ihm alles dasjenige vorstellen, was ihm die ge-

schicktesten Officiere sagen werden, wenn er sie frägt, nämlich, daſs der Mann, der Ihnen zur Belehrung und Unterstützung an die Seite wäre gegeben worden, Sie nichts lehrte, sondern Sie immer nur in Verlegenheit brachte, daſs, mit einem Worte, der Mann, der den Waffenruhm Sr. Majestät hätte aufrecht erhalten, und Ihnen viele Ehre hätte machen sollen, alles verdorben, und den Unwillen des Publikums Ihnen zugezogen hätte. Hier ist nun der Platz, ein treffendes Bild von allen Fehlern des Hrn von Vendome aufzustellen, daſs er nämlich ein träger, eigensinniger Mann sey, der jede Anstrengung scheue, und nur von sich eingenommen sey; der nichts mit eignen Augen sehen, auf nichts hören wolle, sondern nur entscheide, und alles blindlings wage; dem Behutsamkeit, Nachdenken, Vorbereitung ganz fremde seyen; der bey bedenklichen Fällen kein anderes Hilfsmittel kenne, als seine ungestümme Hitze; der sich wenig darum bekümmere, Männer von Verdiensten zu schonen, und deſsen Geist und Körper in einer immerwährenden Unthätigkeit sich befänden."

„Nachdem Sie dieses Bild entworfen haben, könnten Sie wieder auf das zurückkommen, was vielleicht Ihrer Seits bey so weniger Unterstützung und so vieler Verlegenheit gefehlt seyn dürfte. Halten Sie dringendst darum an, daſs man Ihnen erlaube, in dem nächsten Feldzuge alles wieder gut zu machen, und ihre gefährdete Ehre wieder herzustellen;

len; auf diesem Puncte können Sie nicht nachdrücklich genug bestehen; es wird Ihnen sogar gut lafsen, wenn Sie recht lebhaft darüber werden, und diese grofse Empfindlichkeit wird Sie gegen den Vorwurf der Schlaffheit, den man Ihnen macht, einigermafsen rechtfertigen. Tragen Sie darauf an, dafs man Ihnen einen General an die Seite gebe, der Sie belehren und erleichtern kann, ohne sich herauszunehmen, Sie wie ein Kind behandeln zu wollen; einen General, der ruhig mit Ihnen entscheidet, der die besten Officiere zu Rathe zieht, und sich nicht darüber aufhält, wenn er Sie das nämliche thun sieht; der Sie überall hinführt, wo man hingehen mufs, und Sie auf alles aufmerksam macht, was Aufmerksamkeit verdient; einen General, der Sie mit dem ganzen Umfange der Kriegsangelegenheiten so beschäftiget, dafs es Ihnen gar nicht einfallen kann, in Unthätigkeit zu versinken, und auf Zeitvertreibe zu denken. Nie war einem Manne eine so grofse Geisteskraft nöthiger, als sie es Ihnen bey dieser Gelegenheit ist. Eine kräftige, lebhafte, edle und dringende, obgleich mit tiefer Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gepaarte Sprache wird Ihnen in den Augen des Königs und vor ganz Europa unendlich viele Ehre machen; wo hingegen, wenn Sie in einen zaghaften und kraftlosen Ton verfallen, die ganze Welt, welche auf diesen entscheidenden Zeitpunct hinblickt, den Schlufs machen wird, dafs man sich nichts von Ihnen verspre-

chen könne, und dafs, nachdem Sie Sich durch Schwäche bey der Armee um alle Achtung gebracht hätten, Sie nicht einmahl daran dächten, dieselbe am Hofe wieder herzustellen; man wird nicht anders denken, als dafs Sie Sich wieder in Ihr Cabinet und in den Zirkel einer gewifsen Anzahl schmeichelnder Weiber vergraben werden."

„Das Publikum liebt Sie noch genug, um für Sie zu wünschen, dafs Sie durch eine mannhafte That ihrer gesunkenen Achtung wieder aufzuhelfen suchen; lafsen Sie es aber an selbiger fehlen, so werden Sie noch tiefer sinken. Verzeihen Sie, Monseigneur, ich schreibe wie ein Thor, allein meine Thorheit kömmt von dem Uebermafse meines Eifers in einer so dringenden Noth. Ich vermag nichts anders als zu bethen, und diefs thue ich ohne Unterlafs."

Man erlaube uns hier, den Faden der Ereignifse durch eine Bemerkung, die sich ganz natürlich bey dem Lesen so merkwürdiger Briefe aufdringt, auf einige Augenblicke zu unterbrechen. Mit einem partheyischen Enthusiasmus hat man öfters den Muth der alten Philosophen, die Weisheit ihrer Lehren, die Erhabenheit ihrer Moral und die edle Festigkeit erhoben, mit welcher sie den Königen und Grofsen der Erde die Wahrheit verkündigten; wir wagen es aber, die Frage aufzuwerfen, ob in allen uns noch übrigen Schriften von Aristoteles, Plato, Seneca und anderer berühmten

Män-

nern, die je zu Königen gesprochen haben, etwas zu finden ist, was mit der ernsten und freymüthigen Sprache F. an den Herzog von Burgund könne in Vergleich gesetzet werden? Wir wissen, dass in neueren Zeiten einige mehr oder weniger berühmte Schriftsteller in einem Briefwechsel mit Monarchen standen; aber man kann sich der Bemerkung nicht enthalten, dass, während sie mit der peinlichsten Mühe darauf sannen, um alle Formeln der Schmeicheley gegen die Gegenstände ihrer öffentlichen Verehrung zu erschöpfen und zu vermannichfaltigen, sie sich für diese Art von Geisteszwange in einem vertrauteren Briefwechsel mit ihren Freunden durch die freyesten Aeusserungen entschädigten. Diese Verschiedenheit des Benehmens muss man nicht blos auf Rechnung einer vollkommenern Moral, oder einer gründlichern Tugend setzen, sie gehört einzig und allein den Religions-Grundsätzen F. und des Herzogs von Burgund an; von der Religion entlehnt F. jene hohe Beredsamkeit und jenes grosse Ansehen, um an den Herzog von Burgund bald Zurechtweisungen, bald Rathschläge, bald Trostworte gelangen zu lassen. Aber die Religion waffnet auch den Herzog von Burgund mit jenen hohen Grundsätzen von Muth, Ergebung und Hoffnung, die ihm Kraft verliehen, dem Unglücke und allen Ungerechtigkeiten der Menschen unerschüttert entgegen zu stehen. Nimmt man diesen Briefen den religiösen Charakter, der sich in

ih-

ihnen ausspricht, so enthalten sie allerdings noch viele richtige und vernünftige Betrachtungen; allein ist denn die kalte Vernunft mächtig genug, um uns gegen das Uebermaſs von Unglück auch ein Uebermaſs von Muth zu ertheilen? Denkt man sich jene fürchterliche Katastrophen, vor welchen die Einbildungskraft zurückschaudert, so fühlt man es, daſs, wenn diejenigen, die auf der Erde einen so hohen Rang einnehmen, all ihr irdisches Glück und ihre Macht vor sich in Trümmer gehen sehen, nur der Himmel allein jene Wunder in ihnen wirken kann, welche den Menschen über die Natur erheben. Unsere Leser werden vielleicht fragen, wie der Herzog von Burgund die so äuſserst harten Vorstellungen aufgenommen habe, welche ihm F. zu machen sich erkühnte? Wir haben seine Antwort; sie zeigt uns, was F. mit Hilfe der Religion aus dem Herzoge von Burgund zu machen gelungen war.

„Mein lieber Erzbischof! Wenn ich auf mehrere Ihrer Briefe nicht früher geantwortet habe, so liegt die Ursache nicht darin, als ob ich den Inhalt derselben übel aufgenommen hätte, oder meine Freundschaft für Sie dadurch erkaltet wäre; ich bin entzückt über alles, was Sie mir von den gegen mich ausgestreuten Reden gemeldet haben. Sie können Sich bey dem Vidame, *) der Ihnen diesen Brief

*) Ludwig August d'Albert, nachgebohrner Sohn des Herzogs von

Brief einhändigen wird, über die ganze Reihe der öffentlichen Thatsachen erkundigen, weil es mir zu lange dauern würde, mich auf alle hier einzulaſsen; doch will ich von einigen derselben mit Ihnen sprechen.

„Nie hatte ich vom Könige einen Befehl erhalten, den Prinzen Eugen, zu der Zeit, wo sich der Herzog von Marlboroug von ihm getrennt hatte, anzugreifen; im Gegentheile, als dieser gegen den Hrn von Vendome von Oudemburg her im Anmarsche war, so wollte der Marschall von Berwick und ich die verschiedenen längst der Schelde hin in kleinen Lagern vertheilten Truppen zusammenziehen, und gegen den Prinzen Eugen anrücken. Der Marsch dahin war schon angeordnet, und würde sicher vor sich gegangen seyn, wenn nicht alle, die ich zu Rathe gezogen habe, der entgegengesetzten Meinung gewesen wären, nämlich, daſs man vielmehr den H. von Vendome auf der Seite von Brugges und Gent verstärken müſse. Diejenigen, mit denen ich darüber gesprochen habe, waren die HH. von Artaignan, Gassion, Saint-Frémont, Cheyladet.“

„Mit den drey Bataillonen von Oudenarde hat es seine Richtigkeit; allein man hatte mir vorgestel-

von Chevreuse führte damahls den Titel eines Vidame, (oder auf deutsch Vicedome's) von Amiens, und wurde hernach Herzog und Marschall von Chaulnes.

stellet, sie hätten sich von der feindlichen Armee getrennet, und es wäre zu keinem Treffen gekommen, wenn man an dem Orte, wo sie vorgeblich seyn sollten, aber nicht angetroffen wurden, Halt gemacht hätte; wenigstens würde sie der Feind da aufgesucht haben."

„An der Marque eilte der H. von Vendome nicht, um den Feind anzugreifen; erst drey Tage nach seiner Ankunft besichtigte er die Gegend, wo Artaignan war, und da hatte man sich schon verschanzet. Die Ebene ist zwar, wie man es gestehen muſs, weitschichtig genug; allein die Feinde hätten sich immer eine ausgedehntere Stellung geben können, um uns durch Hervorrücken aus den engen Päſsen zu überflügeln."

„Ich kann mich nicht erinnern, daſs ich dasjenige, was ich über den innern Zustand der Stadt Lille an den König in Chiffern schrieb, auch an andere unbesonnene Leute sollte geschrieben haben."

„In Hinsicht des übrigen, was ich hier nicht weitläufig auseinandersetzen kann, verweise ich Sie an den Vidame. *Mit der Hilfe Gottes werde ich Ihre Winke benützen; ich befürchte sehr, eine kleine Reise, die ich von Arras aus beym Beschluſse des Feldzuges in die Provinz Artois vorzunehmen Lust habe, möchte mich daran verhindern, Sie auf meiner Rückreise, wie ich es immer gehofft habe, zu besuchen; denn bey der Stimmung des Hofes gegen Sie scheint es mir, daſs ich mir dieses Vergnügen blos auf einer*

Durch-

Durchreise durch Ihre erzbischöfliche Stadt erlauben dürfe. Leid thut es mir auch, daſs ich bey einer so groſsen Entfernung, in der ich mich bald in Hinsicht Ihrer befinden werde, keine Gelegenheit habe, so heilsame Winke, als es die Ihrigen sind, öfters zu erhalten. Setzen Sie indeſsen, ich bitte sehr darum, dieselben stets fort, so oft sie Ihnen nöthig scheinen, und Sie solche auf durchaus sicheren Wegen an mich können gelangen lassen. Stehen Sie mir auch mit Ihrem Gebethe bey, und zählen Sie darauf, daſs ich Sie immer auf eine und die nämliche Weise lieben werde, wenn ich Ihnen auch nicht immer Beweise davon gebe."

Ludwig XIV. völlig überzeugt, daſs es, leider, unmöglich sey, die Citadelle von Lille zu entsetzen, befahl dem Marschall von Boufflers, *) sich zu ergeben, und dem Herzoge von Burgund, nach Versailles zurück zu kommen, sobald er die Armee in die Winterquartiere würde verleget haben. Er belohnte den Marschall v. Boufflers wegen seiner rühmlichen Vertheidigung von Lille gerade so, als wenn er einen Sieg davon getragen hätte, und die ganze Nation gab dieser Handlung von Gerechtigkeit ihren vollen Beyfall.

F. wartete die Ankunft der Herzogs von Burgund nicht ab, um die Freunde dieses Prinzen aufzumuntern, daſs sie die Stöſse, die man ihm beybrin-

*) Die Capitulation ward am 8. Dec. 1708 unterzeichnet.

bringen wollte, kraftlos machen möchten. Dieser Zeitpunct konnte, wie er es dem Herzoge von Burgund selbst geschrieben hatte, *nicht anders als sehr kritisch seyn*; dem jungen Prinzen mufste man mit weisen und gemäfsigten Rathschlägen, und mit einer festen und entschlofsenen Zusprache zu Hilfe eilen; man mufste einen richtigen Mittelweg zwischen einer zu grofsen Empfindlichkeit, die so gewaltsame Widersprüche in ihm hervorbringen mufsten, und zwischen einer strafbaren Gleichgiltigkeit gegen die öffentliche Meinung einschlagen. Der Brief, welchen F. an den Herzog von Chevreuse schrieb, mahlt auf eine fürchterlich wahre Weise den Zustand des Hofes und des Königreiches, die allgemeine Stimmung der Köpfe, die Muthlosigkeit der ganzen Nation, die Gefahren der Gegenwart, und die noch traurigere Zukunft, von der man bedrohet war. Er ist vom 31. Decemb. 1708.

„Ich bediene mich, mein lieber Herzog, einer sichern Gelegenheit, um Ihnen eine Antwort auf Ihren letzten Brief einzuhändigen.“

„Sie wifsen, dafs der Feldzug ein sehr schimpfliches Ende nahm. Der H. Herzog von Burgund, sagt man, hatte während des Feldzuges weder Ansehen noch Erfahrung genug, um den Hrn von Vendome zurechtweisen zu können. Man ist sogar mit unserm jungen Prinzen sehr unzufrieden, weil er, auch weggesehen von den entworfenen

Kriegs-

Kriegsplanen, in Hinsicht deren man ihm die ungeheuren Misſgriffe nicht zur Last legen kann, nicht Thätigkeit genug geäuſsert haben soll, um die ausgestellten Posten zu visitiren, um bey bedeutenden Dingen tief ins Einzelne zu dringen, um besonders die geschicktesten Officiere zu Rathe zu ziehen, und jeden derselben nach seinem wahren Werthe kennen zu lernen. Hier ist, wenn ich mich nicht irre, die wahre Quelle von dem allgemeinen Misſmuthe der Krieger, der sich verlieren wird, wenn im nächsten Frühjahre der Prinz vor ihren Augen öfters zu Pferde steigen, alles in Augenschein nehmen, sich von allem unterrichten, die erfahrensten Leute um ihre Meinung fragen, und endlich kraftvoll entscheiden wollte. Man müſste ihm aber freylich statt des Hrn von Vendome, der ihm nur Unehre zu machen, und Frankreich in Gefahr zu stürzen fähig ist, einen Mann von Einsicht und festem Charakter beygesellen, der, indem er unter ihm das Commando führte, sich sein Zutrauen erhielte, ihm Erleichterung verschaffte, ihn unterrichtete, die Ehre jedes glücklichen Erfolgs *ihm* zu Theile werden lieſs, niemahls aber irgend einen verdrüſsigen Vorfall ihm Schuld gäbe, und der den Ruhm unserer Waffen wieder herstellte. Wo ist dieser Mann? Wir würden ihn an dem Hrn v. Catinat haben, wenn nur seine Gesundheitsumstände beſser wären; aber weder der Hr. v. Villars, noch der gröſste Theil derjenigen, die wir kennen, sind

sol-

che Männer. Der Hr. v. Berwick, welcher in Spanien so sehr gelobet wurde, fand in Flandern keinen so hohen Beyfall; ich weis nicht, ob nicht die Cabale des Hrn von Vendome daran Schuld war. Ferner sollte man unserm Prinzen noch einen Mann von hohem Range an die Seite geben; möchten *Sie* doch dieser gewesen seyn! Sie hätten ihm mehr Thätigkeit einhauchen können, um die Truppen zufrieden zu stellen. Sicher ist es: vor ganz Frankreich, ja vor dem ganzen Europa wird er stets niedrig und verächtlich da stehen, wenn man ihm nicht Gelegenheit und Mittel verschafft, sich wieder zu erheben, und unsere Angelegenheiten kräftig zu führen. Kömmt der Hr. von Vendome ganz allein und mit unbeschränkter Vollmacht wieder zur Armee, so ist zu besorgen, daſs Frankreich noch tiefer sinken werde; man muſs sich darauf verstehen, entweder den Krieg fortzusetzen, oder Frieden zu machen: in einer so äuſserst bedenklichen Lage hat man eines groſsen Muthes nöthig, entweder gegen den Feind, um ihn trotz seines Glückes zu demüthigen, oder gegen sich selbst, um sich zur rechten Zeit volle Gewalt anzuthun, damit man nicht noch tiefer falle, oder sich endlich gar auſser Stande gesetzt sehe, auf erträglichen Bedingungen zu beharren.“

„Was den jungen Prinzen betrifft, so darf er, wenn er an den Hof zurückkömmt, sich nicht weichlich, nicht flatterhaft, nicht schwach benehmen, sonst

bleibt

bleibt immer Verachtung auf ihm sitzen, und er wird die empfangene Scharte nie wieder auszuwetzen im Stande seyn. Er muſs eine respectvolle, aber dabey feste Sprache führen; muſs seine allenfalsigen Fehler eingestehen, muſs den Hrn von Vendome ganz nach der Natur zeichnen; muſs den ganzen Feldzug dem Könige vor Augen legen, muſs darum anhalten, ihm auf das nächste Jahr den Oberbefehl, mit einem guten General zur Seite, zu übertragen, damit er sowohl seine, als die Ehre der Armee Sr. Majestät wieder herstellen könne: er muſs aber darauf mit einem gewiſsen Nachdrucke dringen, sonst bleibt er im Schlamme stecken; es muſs dieses gleich geschehen, sobald er ankömmt; der gute Ruf dieses jungen Prinzen ist zuverläſsig für Frankreich weit wichtiger, als man sich einbildet. Nichts setzt den König und den Staat in den Augen des Auslandes mehr herunter, als wenn es sieht, wie sich der königliche Enkel an der Spitze der Armee verächtlich macht, weil ihm ein General beygegeben ist, der nichts vorherzusehen, nichts vorzubereiten, nie zu zweifeln, nie sich Raths zu erhohlen, nirgends den Augenschein selbst einzunehmen verstehet; der sich immer überlisten läſst; den keine traurige Erfahrung weise macht; der sich stets mit dem glücklichsten Erfolge schmeichelt, und bey dem ersten Unfalle den Kopf verlieret; der sich endlich im Kriege gerade so benimmt, wie der Hr. Herzog von Richelieu im Spiele, das ist,

der

der alles blind auf die Spitze stellt, sobald er gereizet ist. Sollten die Feinde im Frühjahre unsere schon halb überwältigte Gränzlinie durchbrechen, so wird sie in der Picardie Nichts mehr aufhalten können. Sie wifsen, wie mifsvergnügt und erschöpft unser Volk ist; möchte man doch um Gottes Willen dieses beherzigen! Aber man wird weder an der zeitherigen Weise, den Krieg zu führen, etwas zu ändern, noch des Friedens wegen sich Gewalt anzuthun wifsen, und so wird sich der schon ziemlich vorgerückte Winter enden, ohne dafs man richtige Mafsregeln getroffen hat. Der Hr. von Chamillart sagte mir bey seiner Durchreise dahier, es sey unmöglich, den Krieg mit Ehre zu führen, wenn es uns nicht gelänge, bey diesem Ausgange des Feldzugs die hitzigen Feinde zwischen dem Canal von Brugges, der Schelde und unserer Gränze von Artois zurückzuhalten. Alle diese Hoffnungen sind verschwunden, aber der Hr. von Chamillart, der mir die Unmöglichkeit, den Krieg fortzusetzen, so deutlich zeugte, sagte dem ungeachtet, man dürfe den Frieden nicht mit erniedrigenden Bedingungen suchen; ich meiner Seits hätte ihm fast die Antwort gegeben: *Entweder führe man den Krieg befser, oder führe ihn lieber gar nicht, als dafs man ihn ferner so führet.* Die Friedensbedingnifse werden nach einem Jahre noch schimpflicher ausfallen, als sie es gegenwärtig sind; je länger man wartet, desto gröfser wird der Verlust. — Käme der König

nig in eigner Person an unsere Gränze, so würde er noch hundertmahl verlegener seyn, als es der Hr. Herzog von Burgund ist; er würde einsehen, daſs allerseits Mangel herrscht, Mangel in den Festungen, wenn sie sollten belagert werden, Mangel bey den Truppen, weil man kein Geld hat; einsehen würde er die Muthlosigkeit der Armee, den Miſsmuth der Officiere, die Erschlaffung der Kriegszucht, die Verachtung gegen die Regierung, das Uebergewicht der Feinde, die geheime Gährung unter dem Volke, und die Unentschloſsenheit der Generäle, sobald es darum zu thun ist, etwas Groſses zu wagen. Ich kann diese aber deſswegen nicht tadeln, wenn sie in solchen Umständen Bedenken tragen; es ist kein vorzüglicher Kopf an der Spitze, der das Ganze der Dinge umfaſset, oder etwas auf sich zu nehmen sich getrauet. Der Hebel, der zur Zeit des Hrn von Louvois alles in Bewegung setzte, ist verloren gegangen; es fehlet uns an Geld und an einem kräftigen Commando, und ich weiſs Niemand, der diese zwey wesentlichen Puncte wieder herstellen könnte; ja sollte man es auch können, so gehörte doch zu viel Zeit dazu, um alles in den alten Gang zu bringen."

„Spanien zu Liebe wird Frankreich verwüstet, und in die gröſste Gefahr gestürzt. Alles läuft gegenwärtig auf einen bloſsen Ehrenpunct hinaus, der aber zu unserer Unehre ausschlägt, wenn man ihn nicht fest zu behaupten versteht: weder der Kö-

nig noch der Dauphin können jetzt zur Vertheidigung Frankreichs herbeyeilen; der H. Herzog von Burgund, noch unsere einzige Stütze, hat zum Unglück das öffentliche Zutrauen verloren, und ich besorge immer, man werde die nöthigen Mittel nicht anwenden, um seine Ehre wieder herzustellen."

„Diefs sind die Gedanken, mein lieber Herzog, die mir gegenwärtig im Kopfe herumgehen; ich habe heute die Zeit nicht, darüber dem Hrn Herzoge von Beauvilliers zu schreiben; aber ich bitte Sie, ihm diesen Brief mitzutheilen: er soll, wenn Sie es erlauben, für Sie beyde geschrieben seyn."

Dieses war die Lage der Dinge, als der Herzog von Burgund zu Versailles eintraf: er richtete sich genau nach den Rathschlägen F.; er sprach mit seinem Grofsvater in einem edeln, respectvollen, aber auch festen Tone, berief sich in Betreffe seines ganzen Benehmens bey der Armee auf die Aussage der durch Verdienst und Talente ausgezeichnetesten Generäle, und unter diesen besonders auf das Urtheil Puysegur's. Das Zeugnifs eines solchen Mannes, wie Puységur, war bey Ludwig XIV. sowohl, als bey allen Kriegsverständigen von gröfstem Gewichte; man kannte ihn als einen helldenkenden Kopf im Fache der Kriegswifsenschaft, und wufste zugleich, dafs er gar nicht fähig war, je die

Wahr-

Wahrheit ehrgeizigen oder eigennützigen Absichten zum Opfer zu bringen."

Der Herzog von Burgund rechtfertigte sich vollkommen in den Augen des Königs, der Minister, und aller derjenigen, die bey einem so kitzlichen Urtheile, welches man zwischen einem Prinzen, der erst Hoffnungen von sich erregte, und zwischen einem schon berühmten General zu fällen hatte, keinem Partheygeiste einigen Einfluſs verstatteten; allein man weis nur zu sehr, wie langsam das Publikum von seinen vorgefaſsten Meinungen zurückkömmt, ob es gleich immer in seinen Urtheilen sich übereilet; der Herzog von Burgund hatte noch mehrere Jahre lang unter dem Drucke der Ungerechtigkeit und der Verläumdung zu seufzen; er that alles was in seinen Kräften stand, um durch einen brennenden und gränzenlosen Eifer die öffentliche Achtung und Gewogenheit wieder zu gewinnen; dringendst hielt er bey dem Könige für den nächsten Feldzug um den Oberbefehl bey einer Armee, und zugleich um einen General zu seiner Seite an, mit dem er beſser auskommen könne, als mit dem Herzoge von Vendome. Der König gewährte ihm sein Gesuch, und stellte ihn als Feldherr bey der Rheinarmee an; als aber im Staatsrathe sein Gehalt sollte festgesetzet werden, so erklärte der General-Controleur Desmarets, es sey ihm unmöglich, die unvermeidlichen Ausgaben zu bestreiten, welche die Gegen-

wart des Herzogs von Burgund bey der Armee nöthig machen würde. Auf der Stelle sagte der junge Prinz dem Könige seinem Groſsvater: „Lasse man dadurch sich nicht hindern; wenn es am Gelde fehlet, so brauche ich kein Hofgefolge, ich werde wie ein gemeiner Officier leben; im Falle der Noth will ich Commiſsbrod eſsen, wie der Soldat, und Niemand wird über Mangel an Ueberfluſse sich beklagen können, wenn ich selbst kaum das Nothdürftige haben werde.“

Der Hr. von Beauvilliers, der die Denkart und den Charakter seines Zöglings vollkommen kannte, sagte hier dem Könige: „Sire, der H. Herzog von Burgund wird sicher sich so benehmen, wie er so eben sich erklärte.“ Allein Ludwig XIV. seit einer so langen Reihe von Jahren an jene äuſsere Pracht gewöhnt, welche nach seiner Meinung von der Majestät der Prinzen von Geblüt nie getrennt seyn dürfe, konnte sich nicht dazu entschlieſsen, daſs sein Enkel in den Provinzen und bey der Armee blos als Soldat erscheinen sollte.

Dem Finanzminister war es sicher nicht zu verübeln, wenn er in diesem Zeitpuncte von dem gänzlichen Mangel an Geld und Hilfsmitteln sprach; man war gerade damahls am Ende des Winters von 1709, deſsen trauriges Andenken sich so lange Zeit erhalten hat. Alle Unfälle der Natur waren über Frankreich losgebrochen, das ohnehin durch das ganze Elend des Krieges schon entschöpft und zu

Bo-

Boden gedrückt war. Durch die äusserst strenge Kälte war der Keim aller Feldfrüchte getödtet, und die daraus entstandene Theurung hatte in vielen Städten und Provinzen Aufruhr veranlasset; die an das französische Haus gefallene Krone von Spanien ward für Frankreich und Spanien die traurigste Quelle von langem Jammer und Elend: ein grosser Theil unserer Gränzfestungen war entweder schon in der Gewalt unserer Feinde, oder stand in Gefahr, unter ihr Joch zu fallen. Der Friede war nie so ferne, als damahls: das Glück, welches vierzig Jahre lang Ludwigen XIV. hold war, liess ihm dafür nun die Demüthigung erleben, dass die erniedrigenden Bedingungen, die er mit eigner Hand zu unterzeichnen sich erboth, ihm abgeschlagen wurden. Der Friede und das Wohl so vieler Nationen wurden dem Ehrgeize des Prinzen Eugen und dem Geize Marlboroug's aufgeopfert; der dumme Uebermuth der Holländer rächte sich an dem ehemaligen Stolze Ludwigs XIV.; wenig des Sieges gewohnt, glaubten sie die Schlachten bey Hochstett, Ramillies, Oudenard und Malplaquet gewonnen zu haben, weil sie die von Eugen und Marlboroug angeführten Armeen besoldeten; doch war in der (am 11. Sept. 1709.) gelieferten Schlacht bey Malplaquet der Muth der französischen Armee wieder aufgelebet, indem die verbündeten die Ehre des Sieges durch 20,000 ihrer auf dem Schlacht-

fel-

felde zu Boden gestreckten Soldaten theuer erkaufen mufsten.

Mitten unter diesen Jammerscenen zeigte F., der sich auf dem Hauptschauplatze des Krieges befand, jenen schönen Charakter, und jene grofsen Tugenden, welche seinem Andenken eben so viele Ehre machten, als die herrlichen Werke seines Genies. Sein Pallast und seine Stadt Cambrai wurde die Zufluchtsstätte aller kranken oder verwundeten Generäle, Officiere und Soldaten.

„Sein Haus, welches wie sein Tisch Jedermann offen stand, gab ihm das Ansehen, als sey er Gouverneur von Flandern, und doch war zu gleicher Zeit das wahrhaft bischöfliche in seinem Palaste nicht zu verkennen; immer fand eine grofse Menge von höheren und niedrigern Militärpersonen und Officieren, sie mochten krank, gesund oder verwundet seyn, freye Wohnung, Verpflegung und Bedienung bey ihm, gleich als machten sie alle nur einen einzigen Mann aus; und gewöhnlicher Weise war er gegenwärtig bey den Berathschlagungen der Aerzte und Wundärzte, erfüllte dabey bey Kranken und Verwundeten die Amtspflichten des liebevollesten Seelenhirten, besuchte des nämlichen Zweckes wegen öfters die Häuser und Spitäler, in welche die Soldaten vertheilet waren; vergafs nichts, sank nicht ins kleinliche herunter, und war mit offenen Händen stets zuvorkommend. Seine Freygebigkeit war wohl eingerichtet, sein Aufwand hatte

nichts

nichts beleidigendes, und erstrecte sich auf Officiere und gemeine Soldaten; er übte die Gastfreyheit in weitestem Umfange, überschritt aber bey seiner Tafel, seinem Geräthe und seiner Dienerschaft nie die richtigen Gränzen seiner Amtsstelle; eben so höflich als bescheiden; verschwiegen bey den unzähligen Hilfsleistungen, die geheim gehalten werden konnten; artig und ungezwungen bey den übrigen, so daſs die Empfänger seiner Wohlthaten glaubten, er sey ihnen, sie nicht ihm dafür verbunden; niemahls zudringlich, fern von allen Complimenten, und doch dabey eine Feinheit äuſsernd, welche, indem sie alles umfaſste, stets so abgemessen, so paſsend war, daſs jedermann denken muſste, nur er sey der ganze Gegenstand seiner Aufmerksamkeit; und alles dieses mit einer Bestimmtheit ausführend, durch welche er sich ganz vorzüglich auszeichnete, ward er von allen angebethet; Bewunderung und innigste Anhänglichkeit lebten für ihn im Herzen aller Bewohner der Niederlande ohne Unterschied der Herrschaften, denen sie angehörten, und die ebenfalls ihn liebten und verehrten."

Es scheint, der Hr. von Saint-Simon habe bey diesem so sanften und rührenden Gemählde, welches er hier von dem Leben F. aufstellt, seiner Einbildungskraft und seiner fast immer in die Galle der Satyre getauchten Feder, Gewalt anthun wollen.

Al-

Allein F. schränkte sich nicht auf Werke der Liebe blos gegen Einzelne ein; seiner persönlichen Grofsmuth hatte selbst die königliche Armee während des Feldzuges, der auf den Winter von 1709 folgte, einen grofsen Theil ihres Unterhalts zu verdanken. Aus Respect für den blofsen Namen F. hatten die feindlichen Generäle alle Ländereyen und Magazine des Erzbischofes von Cambrai geschonet; sobald sie vernahmen, dafs ein Ort, der sich in der Nähe ihrer Armeen befand, ihm eigenthümlich zugehörte, schickten sie sogleich Wachen dahin, und liefsen alles Holz und Getreide eben so sorgfältig bewahren, als sie es nur immer in Hinsicht der Domänen und Palläste ihrer eignen Souveraine hätten thun können; die Dörfer und Flecken F. waren für alle Bewohner der umliegenden Gegend Orte des Schutzes, der Zuflucht und Sicherheit geworden.

Der Herzog von Marlboroug ging in seiner Feinheit und Aufmerksamkeit für F. sogar so weit, dafs man schwerlich noch ein Beyspiel dieser Art in der Geschichte antreffen wird. Am Ende des Feldzuges vom J. 1711 nahm das Heer der Verbündeten seine Stellung hart an den Wällen von Cambrai, und trennte dadurch das französische Heer von der kleinen Stadt Cateau-Cambresis, der Hauptdomaine der Erzbischöfe von Cambrai. Dieses Städtchen war damahls voll vom Getreide des Erzbischofs, und von allem demjenigen, welches die Be-

woh-

wohner des offenen Feldes im Vertrauen auf den schützenden Nahmen F. dahin geflüchtet hatten. Marlboroug liefs alles Anfangs durch einige dahin abgeschickte Mannschaft in Verwahrung nehmen; als er aber merkte, dafs bey dem Mangel an Nahrungsmitteln, der sogar bey seiner eignen Armee einzureifsen begann, er es seinen Soldaten nicht länger mehr werde verwehren können, sich an die Magazine von Cateau-Cambresis zu halten, so liefs er F. defswegen warnen; man lud also alles daselbst befindliche Getreid auf Wägen, und Marlboroug liefs diese durch seine eigne Truppen bis auf den Waffenplatz vor Cambrai geleiten, wo damahls das Hauptquartier der französischen Armee sich befand.

Diese ehrenvolle Huldigung, welche Auswärtige, die auf den völligen Ruin Frankreichs hitzig losstürmten, den Tugenden eines blofsen Privatmannes erzeigten, trug sogar zur Rettung dieses Königreichs selbst bey. Fenelon überliefs alle seine Magazine dem Kriegs- und Finanzminister, und behielt sich von denselben nicht mehr vor, als was er für seine Person, und für die Militairpersonen, die von seiner Gastfreyheit Gebrauch machten, zum Unterhalte unumgänglich nothwendig hatte. Der General-Controleur foderte ihn auf, er möchte selbst den Preis für das Getreid festsetzen, welches er bey einer so dringenden Noth mit so vieler Grofsmuth dem Heere habe zukommen lassen.

Aus

Aus der erhaltenen Antwort mufste aber der Minister sehen, dafs der Erzbischof von Cambrai keinesweges jenen Proviantmeistern gleiche, mit denen er gewöhnlich zu thun hatte. „Ich habe Ihnen, Monseigneur, mein Getreid überlafsen, verfügen Sie darüber, wie Ihnen gefällig ist, ich bin mit allem zufrieden.“

Zu gleicher Zeit schrieb er dem Herzoge von Chevreuse: „Sollte es unglücklicher Weise bey so dringender Noth am Gelde fehlen, so biethe ich mein Silbergeschirr, mein anderes Geräthe, und das wenige mir noch übrige Getreid an; mein Wunsch ist, mit meinem Gelde und Blute zu dienen, nicht dem Hofe mich zu empfehlen.“ — So war der Mann gesinnet, den man verrätherischer Weise Ludwigen XIV. als seinen Feind schilderte.

So viele persönliche Aufopferungen genügten aber der gränzenlosen Liebe F. noch nicht; er traf Maafsregeln, aus welchen ein heller und die öffentlichen Verwaltungszweige ganz umfafsender Kopf hervorleuchtete. Er hatte bemerket, dafs sich die meisten Güterbesitzer in Flandern von gefährlichen Berechnungen des Eigennutzes oder des Mifstrauens hatten verleiten lafsen, ihr Getreid zu verheimlichen: mögen sie es nun den Nachsuchungen der Oberaufseher bey der Armee haben entziehen wollen, oder einen höheren Gewinn beabsichtigt haben; genug, bey dem gehemmten Umlaufe des Getreides standen die öffentlichen Marktplätze leer,

und

und der Preis des Brodes stieg so hoch, daſs die meisten Einwohner in Flandern ihn nicht bezahlen konnten, und folglich Unruhen zu besorgen waren. F. fehlte es an öffentlicher Gewalt und Ansehen, um so gefährlichen Berechnungen der Gewinnsucht Einhalt zu thun; aber er ergriff ein wirksameres Mittel, um sie zu vereiteln; unter seinen Papieren findet sich eine Verordnung, die er erlieſs, und die er als Gutsherr von Cateau-Cambresis, eines der fruchtbarsten Bezirke der Provinz, zu erlaſsen berechtiget war. Kraft dieser Verordnung muſsten alle Pächter und Zinnspflichtigen, die unter seiner Gerichtsbarkeit standen, all ihr Getreide ausdreschen laſsen, es zu einer festgesetzten Zeit auf die nächsten Marktplätze führen, und durften nicht mehr davon zurückbehalten, als was sie für sich und ihre Familien durchaus nöthig hatten. Da die Ausführung dieser Verordnung ehrlichen und einsichtigen Männern übertragen ward, so sank auf mehreren Marktplätzen der Preis des Getreides sehr herunter; andere Güterbesitzer eilten aus Besorgniſs eines noch schnelleren Fallen des Getreidpreises, ihre Speicher zu öffnen; alle Marktplätze fanden sich allmählig wieder angefüllet; es stellte sich ein billiges Gleichgewicht zwischen dem Vortheile der verkaufenden Güterbesitzer, und dem Bedürfniſse der Käufer her, und Flandern entging einer Hungersnoth, von welcher es wegen des Aufent-

hal-

haltes der Heere, und wegen der Unfälle des Winters vom J. 1709. bedrohet war.

Mitten unter so vielen Jammerscenen, Sorgen und Bekümmernissen fand F. noch Gelegenheit, das süsseste Bedürfniss seines Herzens zu befriedigen; das Bedürfniss, seinen Freunden Gefälligkeiten zu erzeigen, und zwar durch alle die Mittel, die ihm vermittelst seiner schwachen Verbindungen am Hofe noch einigen glücklichen Erfolg hoffen liessen. In einer grossen Menge seiner Briefe findet man die rührendsten Proben seines thätigen und verbindlichen Eifers. Oefters musste er zwar wegen der Ungnade, in die er gefallen war, die theilnehmenden Wünsche für das Wohl seiner Freunde in seinem Busen verschliessen, weil er sonst zu besorgen hatte, dass er ihnen mehr schaden als nützen dürfte; allein sobald sich nur der geringste Schimmer von Hoffnung zeigte, dass er etwas zur gerechten Belohnung ihrer Verdienste würde beytragen können, so benutzte er sein ganzes Uebergewicht bey den Herzogen von Beauvilliers und Chevreuse, um sie bey den Ministern zu unterstützen. Man sieht aber auch zu gleicher Zeit aus diesen Briefen, dass er seine Empfehlungen und Verwendungen nur solchen Männern angedeihen liess, deren guter Ruf allgemein anerkannt war, so dass F., so zu sagen, sich selbst ehrte, wenn er sich einen Freund von so ehrenvollen und achtungswürdigen Männern nannte.

„Ich

„Ich ersuche Sie, mein lieber Herzog, (so schrieb F. an den Herzog von Chevreuse den 1. Dec. 1709.) geben Sie dem Hrn Grafen von Beauvan, der es übernommen hat, Ihnen diesen Brief einzuhändigen, ein recht gütiges Gehör. Sie kennen ihn schon als einen Mann von edler Herkunft, aber vielleicht kennen Sie ihn noch nicht von Seite seiner gesunden Urtheilskraft, seines aufserordentlichen Heldenmuthes, seines einfachen und anspruchlosen Wesens, seiner seltenen Rechtschaffenheit, und seiner gereiften Erfahrung im Fache des Kriegswesens; er wird Ihnen verschiedene der wichtigsten Dinge in das natürlichste Licht setzen, wenn Sie ihm gütigst Gelegenheit geben wollen, ganz offen und frey zu sprechen; unaufgefodert wird er sich darauf einschränken, Sie nur von den Angelegenheiten seines Freundes und nächsten Anverwandten des H. Ritters von Luxemburg zu unterhalten. Man fürchtet nicht ohne Grund, dafs man dem Hrn Ritter von Luxemburg wegen des ihm gemachten Auftrages, den Posten Givry im Mittelpuncte der Linien bey Mons zu besetzen, schlimme Dienste zu erzeigen geneigt sey; es ist recht sehr zu wünschen, dafs Sie und der Hr. Herzog von Beauvilliers sich genau über diese Thatsache unterrichten, nnd dafs man auch dem Hrn Voisin alles Licht darüber verschaffen möge, im Falle man es wagen sollte, ihn schon zum voraus übel zu stimmen; die Rechtschaffenheit, der richtige Gei-

stes-

stesblick, der beste Wille und die Tapferkeit des Hrn Ritters von Luxemburg verdienen es, daſs man ihm erlaube, in Dienstsachen seinen eignen Weg zu gehen.“

Noch einen anderen Brief haben wir, in welchem F. seine hohe Meinung von dem Verdienste und den Eigenschaften des Ritters von Luxemburg, nachherigen Prinzen von Tingry ausspricht.

„So eben sagte man mir, schrieb F. an den Herzog von Chevreuse, der H. Marschall von Choiseul sey todt. Ich nehme mir die Freyheit, Sie zu beschwören, daſs Sie Sich wegen der Gouverneurstelle zu Valenciennes für den Hrn Ritter von Luxemburg verwenden mögten; er ist zärtlichst vom Volke geliebt, gewinnt aber auch durch sein sich immer gleichbleibendes, edel sanftes, freundliches und uneigennütziges Verhalten alle Herzen; entzücken würde es mich, wenn jene Stelle ihm zu Theile werden sollte. Könnten Sie nicht, mein lieber Herzog, seinetwegen etwas zudringlich bey Hrn Voisin seyn?“

Man brauchte übrigens nicht ein Freund des Hrn Ritters von Luxemburg zu seyn, um seinen groſsen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren zu laſsen; selbst die Feinde Frankreichs huldigten seinen Talenten auf eine ehrenvolle Weise; der Prinz Eugen, ein zuverläſsiger Kenner des kriegerischen Verdienstes, wollte nach der Einnahme der Stadt Namur im J. 1704. wo der Ritter von Luxemburg

den

den Marschall von Boufflers in seiner schönen Vertheidigung mit so ausgezeichneten Eifer unterstützet hatte, beyde in eigner Person nach Douai führen; er liefs sie nebeneinander in seinem Staatswagen die Hinterseite einnehmen, setzte sich allein auf den Vordersitz ihnen gegenüber, und der Prinz von Auvergne, ein Ausreifser aus den französischen Diensten, mufste die geleitende Mannschaft befehligen.

F. genofs das Vergnügen, seine Wünsche für den Ritter von Luxemburg glücklich erfüllet zu sehen, indem dieser wirklich zum Gouverneur von Valenciennes ernennt wurde; mag nun diese Ernennung die gerechte Belohnung seiner Verdienste gewesen seyn, oder mag der nützliche Einflufs der Freunde F. dazu beygetragen haben, um seine rechtmäfsigen Ansprüche geltend zu machen; immer mufste sich der Ritter von Luxemburg glücklich schätzen, dafs sich mit den Ansprüchen, die er durch seine Geburt und seine geleisteten Dienste hatte, noch die Gutheifsung eines solchen Freundes, wie Fenelon, vereinigte.

Indefsen schien für Frankreich eine Krise einzutreten, welche seinen völligen Untergang unvermeidlich herbeyführen mufste. Wir haben einen von F. eigenhändig geschriebenen Aufsatz, aus welchem man sich von der damahligen verzweifelten Lage dieses Königreiches einen weit richtigern Begriff machen kann, als aus allen Erzählungen der

Geschichtschreiber, und selbst aus den damahls herausgekommenen *Denkschriften.* Die Verfaſser der letzteren hatten nicht immer Gelegenheit, sich genau von allem zu unterrichten; sie fallen öfters in einen bittern, alles übertreibenden Ton, welcher zur Zeit, wo eine Regierung bis zu dem tiefsten Grade von Unglück und Muthlosigkeit herabgesunken ist, zu einer Art von allgemeiner Krankheit wird. F. hielt sich im Mittelpuncte der Ereigniſse, ja auf dem Schauplatze des Krieges selbst auf; er kannte genau alle Gefahren und alle Hilfsquellen; und über denjenigen Theil der Staatsgeschäfte, von denen er keine unmittelbare Einsicht nehmen konnte, verschaffte ihm sein vertrauter und ununterbrochener Briefwechsel mit den HH. von Beauvilliers und Chevreuse hinlängliches Licht; er fertigte diesen Aufsatz für seine zwey Freunde, denen er stets gewohnt war, alle seine Gedanken und Urtheile offen darzulegen; kein Interesse reizte ihn, die Gröſse des Uebels zu übertreiben, oder die Wirksamkeit der dagegen anzuwendeten Hilfsmittel herunterzusetzen; auch war diese Schrift nicht für den Druck gearbeitet; üble Laune oder Partheygeist hatten ihm also nicht die Feder geführet; wahrscheinlich schrieb er sie nieder während des Winters von 1709 auf 1710; es ist darin die Rede von der Reise des Hrn von Torcy nach Haag, und der Congreſs zu Gertruydemberg, der im Monathe März 1710 zu Stande kam, war noch nicht beysammen.

Die-

Dieser Aufsatz läſst in die ganze Tiefe des Abgründes blicken, in welchen Frankreich versunken war; weil die bestgesinntesten Bürger, Männer von höchstem Muthe und gröſster Geistesstärke, ihre Einwilligung zu Aufopferungen gaben, an die man noch jetzt, nach Verlaufe eines ganzen Jahrhundertes, nicht ohne Unwillen denken kann. Fenelons Vorschlag, um den König von Spanien heimlich entführen zu laſsen, damit man der entehrenden Zumuthung ausweiche, welche die Feinde Ludwigen XIV. zu machen sich erkühnt hatten, daſs er nämlich in eigner Person seinen Enkel des Thrones entsetzen sollte, ist ein unwiderleglicher Beweis von dem Zustande der tiefen Erniedrigung, in welcher dieser vorhin so mächtige, so glückliche, so von seinem Ruhme trunkene Monarch sich versetzet sah.

Diesen Aufsatz können wir wegen seiner Weitschichtigkeit nicht ganz in diese Geschichte einrücken; allein die Bruchstücke, die wir daraus liefern werden, laſsen uns hinlänglich in das von tiefem Schmerze und Kummer gepreſste Herz F. blicken. Auch in einer anderen Hinsicht dürften sie interessant seyn; sie können dazu nützlich seyn, daſs man im Unglücke den Muth nicht verlieret, sondern mit Geduld auf glücklichere Zeitpuncte wartet. Man glaubet öfters, solche Uebel, solche Ungerechtigkeiten, unter deren Druck man eben seufzet, gebe es nirgends mehr in der Welt, und

es habe dergleichen nie gegeben; geht man aber auf die verschiedenen Zeitabschnitte in der Geschichte zurück, so verschafft man sich die traurige Ueberzeugung, daſs die Verkehrtheit des Menschengeschlechtes unheilbar ist, und eine Geschlechtsfolge der anderen Jammer und Elend zum Erbe hinterläſst.

„Da jeder unserer Minister über die in sein Geschäftsfach einschlagenden Dinge sich von andern abgesondert mit dem Könige unterredet, so fürchte ich, keiner von ihnen dürfte im Stande seyn, über alle die verschiedenen Theile der Regierung sich einen so gründlichen und alles umfaſsenden Blick zu verschaffen, daſs er dieselben miteinander vergleichen, über ihr wechselseitiges Verhältniſs urtheilen, und sie miteinander in Einstimmung bringen könne.“

„Dürfte ich meiner Seits mir die Freyheit nehmen, über den Zustand Frankreichs nach den geringen Einsichten, die ich an dieser Gränze von der Regierung habe, ein Urtheil zu fällen, so würde es darauf hinauslaufen, daſs man nur, wie durch ein Wunder, noch einige Lebenskraft habe; daſs man einer alten abgenützten Maschine ähnlich sey, die zwar wegen der ihr Anfangs mitgetheilten Bewegung noch etwas im Gange ist, die aber bey dem ersten gewaltsamen Stoſse ganz auseinander fallen muſs; ich würde geneigt seyn, dieſs für unser gröſstes Unglück zu halten, daſs Niemand den Grund

un-

unseres Elends erblickt, daſs man sogar entschloſsen zu seyn scheinet, ihn nicht erblicken zu wollen; daſs man sich nicht getrauet, die ganze Gröſse desselben mit seinen nahen Folgen in's Gesicht zu faſsen, da alles darauf hinausgehet, das Auge zuzuhalten, und die Hände immer zum Nehmen zu öffnen, ohne zu wiſsen, ob man noch etwas zum Nehmen finden werde; daſs man, so wie man heute durch ein Wunder sich erhält, sich wieder auf ein ähnliches Wunder verlaſsen muſs, um auch morgen zu bestehen; und daſs man nicht eher unser Elend ganz und theilweise werde übersehen wollen, um angemeſsene Maaſsregeln zu treffen, als bis es viel zu späte seyn wird."

„Sehen Sie, so urtheile ich, und so höre ich alle Tage die weisesten und bestens unterrichteten Männer sprechen."

„Den Soldaten bleibt öfters ihr Sold aus, sogar mangelte ihnen oft schon das Brod mehrere Tage lang, und bekommen sie es, so besteht es fast ganz aus Hafer, ist schlecht gebacken, und voller Unreinigkeit; allem Anscheine nach werden sich so übel genährte Soldaten auch übel schlagen; man höret sie murren, und Worte ausstoſsen, welche auf gewiſse Fälle hin Bedenken erregen müſsen."

„Die Officiere leiden verhältniſsmäſsig noch mehr als die Soldaten; gröſstentheils haben sie allen Credit ihrer Familien entschöpft, eſsen nun das schlechte Commiſsbrod, und trinken das Wasser des

Feldes; es gab ihrer sogar viele, die nicht einmahl die Mittel hatten, um aus ihren Provinzen zurückzukehren. Viele andere schmachten in Paris, und halten bey dem Kriegsminister vergeblich um einige Unterstützung an; die übrigen sind bey der Armee in einem Zustande von Muthlosigkeit und Verzweiflung, der alles befürchten läſst."

„Der Obergeneral bey der Armee kann den Unordnungen unserer Truppen keinen Einhalt thun. Kann man Soldaten strafen, die man Hungers sterben läſst, und die nur deſswegen plündern, damit sie nicht in Ohnmacht fallen? Sollen sie vielleicht unfähig werden, sich zu schlagen? Strafet man hingegen nicht, was für Uebel hat man nicht zu erwarten? Sie werden das ganze Land noch verheeren; das Volk fürchtet wirklich sich eben so sehr vor den Truppen, welche es vertheidigen sollen, als vor den Feinden, die es angreifen wollen."

„Die Armee kann kaum einige Bewegungen machen, weil sie gewöhnlicher Weise nur für einen Tag Brod hat."

„Unsere Festungen, welche man für so stark hielt, haben nichts vollendetes; man hat es ja an Menin und Tournai gesehen, wie schändlich man den König hintergangen hat in Hinsicht des Mauerwerkes, welches nichts taugte; es fehlt sogar allen Festungen an Kriegs- und Mundvorrathe; verlieren wir noch eine Schlacht, so werden sie zusammenstürzen wie Kartenhäuser."

„Die

„Die Unterthanen können nicht mehr wie Menschen leben; unmöglich kann man ferner auf ihre Geduld zählen, so übertrieben hart ist die Probe, auf welche sie gesetzet wird. Diejenigen, welche im Märzmonathe um ihr Getreid gekommen sind, wissen sich nicht mehr zu helfen, und die etwas ferner wohnenden stehen täglich in Gefahr, es gleichfalls zu verlieren. So wie sie nichts mehr zu hoffen haben, so haben sie auch nichts mehr zu fürchten."

„Das Gemeinde-Vermögen aller unserer Städte ist erschöpft. Man hat ihnen für den König ihre Einkünfte auf zehen Jahre voraus abgenommen, und man schämt sich nicht, unter vielen Drohungen neue Vorschüsse zu fodern, die sich doppelt so hoch belaufen, als diejenigen, welche sie schon geleistet haben: alle Spitäler werden erdrücket, man vertreibt aus denselben die Bürger, für welche sie gestiftet sind, und füllet sie mit Soldaten an; man schuldet an diese Spitäler sehr bedeutende Summen, und, statt diese zu bezahlen, legt man ihnen alle Tage noch schwerere Lasten auf."

„Die Franzosen, welche in Holland kriegsgefangen sind, sterben da Hungers, weil der König nichts für sie bezahlet; diejenigen, die mit Erlaubniss nach Frankreich gereiset sind, getrauen sich nicht, nach Holland zurückzukehren, ob sie gleich ihr Ehrenwort dazu verbindet, denn sie haben das Geld nicht, diese Rückreise anzutreten, und die bey

dem

dem Feinde gemachten Schulden zu bezahlen. Unseren Verwundeten fehlt es an Fleischbrühe, an Wäsche, an Arzneymitteln; sie finden nicht einmahl Quartiere, weil man sie in Spitäler schikt, die durch Vorschüſse an den König ausgesaugt, und schon mit kranken Soldaten vollgepfropfet sind. Wer möchte wohl noch Muth haben, sich in einem Treffen der Gefahr einer Verwundung auszusetzen, da er voraus weis, daſs es ihm an Verband und an aller Hilfe fehlen wird? Man hört die Soldaten in ihrer Verzweiflung sagen, sobald der Feind komme, wollten sie gleich das Gewehr strecken; daraus kann man abnehmen, was von einer Schlacht zu erwarten ist, durch welche das Schicksal Frankreichs wird entschieden werden."

„Man richtet das ganze Land durch das Wegnehmen der Wägen zu Grunde, man tödtet den Bauern ihre Pferde: dieſs heiſst aber den Feldbau für die nächsten Jahre zerstören, und alle Hoffnung abschneiden, um dem Volke und den Truppen Nahrung zu verschaffen; man kann daraus urtheilen, wie verhaſst die französische Herrschaft im ganzen Lande werden müſse."

„Die Intendanten richten, so hart es ihnen auch ankommt, fast eben so groſse Verheerungen an, als die Marodeurs; sie vergreifen sich sogar an den öffentlichen Niederlagen, und klagen dabey laut über die schändliche Noth, die sie dazu zwinge; sie gestehen es ein, daſs sie die Versprechungen, die

man

man sie hat thun laſsen, nicht halten können; man kann seine Dienste nicht mehr thun, ohne sich Diebesgriffe auf allen Seiten zu erlauben. Dieſs heiſst auf Zigeuner Art, nicht aber wie Leute leben, die im Namen der Regierung handeln; aller dieser Räubereyen und Betrügereyen ungeachtet muſs man doch oft die nothwendigsten Arbeiten unterlaſsen, sobald die noch so dringende Ausführung derselben eine Auslage von 200 Pistolen erfodert.“

„Die Nation versinkt in Schmach, sie wird der Gegenstand des öffentlichen Spottes; es fehlt unter unserm Volke, unsern Soldaten und Officieren an aller Achtung und Zuneigung für das Vaterland, am Zutrauen, und an Hoffnung, daſs man sich wieder erhohlen werde; man hat keine Scheue mehr vor der öffentlichen Gewalt; jeder strebt nur, den Gesetzen auszuweichen; jeder sehnt sich nur, daſs der Krieg ein Ende nehmen möge, koste es auch, was es wolle.“

„Verlöre man in Dauphiné eine Schlacht, so würde der Herzog von Savoyen in Länder voller Hugenotten einziehen, und so wäre er im Stande, mehrere Provinzen des Königreiches aufzuwiegeln; verlöre man noch eine in Flandern, so dränge der Feind bis an die Thore von Paris; was für Rettungsmittel bleiben uns dann noch übrig? Ich weis keine; möge Gott sie einem Andern in den Sinn geben!

„Ist

„Ist man im Stande, Geld herbeyzuschaffen, die Truppen zu ernähren, die Officiere zu unterstützen, die Kriegszucht und den erstorbenen guten Ruf wieder herzustellen, und der Kühnheit der Feinde durch einen nachdrücklichen Widerstand Schranken zu setzen, so thue man dieses so bald, als möglich; in diesem Falle wäre es schändlich und abscheulich, um den Frieden sich so ängstig zu bestreben; in diesem Falle hätte man sehr zur Unzeit einen Gesandten bis nach Holland geschickt, damit er denselben zu Stande bringen möchte; in diesem Falle sollte man nur die Truppen gut bezahlen, gute Kriegszucht halten, und die Feinde wacker schlagen. Man führe also, so schnell als möglich, eine so nothwendige Veränderung herbey; man lafse diejenigen, die immer schreyen, man gebe des Friedens wegen zuviel nach, schleunigst dahin arbeiten, dafs der Krieg und die Finanzen neu aufleben; können sie dieses nicht, so sollen sie schweigen, und nicht eigensinnig darauf bestehen, dafs man wegen Spanien sich der Gefahr aussetze, noch ganz Frankreich zu verlieren.“

„Man wird mir freylich entgegensetzen, es sey leicht, die Nachtheile des Krieges zu bemerken; ich sollte aber lieber Mittel an die Hand geben, wie man den Krieg kräftig führen, und einen Frieden erzwingen könne, welcher ehrenvoll und anständig für den König sey.“

„Ich

„Ich antworte, man habe hier weiter nichts zu thun, als daſs man die Friedensvorschläge, die man dem Hrn von Torcy vorgelegt hat, und die Schwierigkeiten des Krieges gegen einander abwäge. Wirft es sich nach dieser genauen Abwägung heraus, daſs man sich keinen durchgreifenden Erfolg im Kriege versprechen könne, und daſs man Frankreich auf das Spiel setze, so hat man keiner weiteren Berathschlagung mehr nöthig; der einzige Ruhm, den die Franzosen dem Könige wünschen können, besteht darin, daſs er in einer so äuſserst schlimmen Lage gegen sich selbst Entschloſsenheit brauche, und alles groſsmüthig aufopfere, um das ihm von Gott anvertraute Königreich zu retten. Er ist nicht einmahl berechtiget, es so auf das Spiel zu setzen: denn er hat es von Gott erhalten, nicht um es der Verheerung der Feinde bloszustellen, gleich als wäre es eine Sache, mit der er nach Willkühr schalten und walten könne, sondern um es als Vater zu regieren, und als ein köstliches Erbe seiner Nachkommenschaft zu hinterlaſsen.“

F. setzet alsdann die verschiedenen Präliminar-Artikel auseinander, welche man in Holland dem Hrn Torcy überreicht hatte. Nach seiner Ueberzeugung war es den Feinden nie wahrhaft Ernst mit dem Vorschlage, daſs Ludwig XIV. in eigner Person seinen Enkel des Thrones entsetzen sollte, sondern sie lieſsen nur so einen Antrag durchschimmern, um solche Bedingungen von dem Könige zu

er-

erzwingen, welche ihnen für die Aufrichtigkeit seines gegebenen Wortes, daſs er nämlich Spanien seinen eignen Kräften, oder vielmehr seiner alleinigen Schwäche überlaſsen wolle, volle Gewähr leisten konnten. Wahr ist's, daſs die Verbündeten selbst sich endlich darüber schämten, daſs sie einen so abentheuerlichen Gedanken sich abmerken lieſsen, der das natürliche Gefühl empörte, und in dem Herzen aller Franzosen den tiefsten Unwillen erreget hatte; auch stellten sie sich in der Folge, als sey ihnen ein solcher Gedanke nie in den Sinn gekommen. Allein die Denkschriften des Hrn von Torcy, die wegen der durchaus redlichen und treuherzigen Schreibart allen Glauben verdienen, laſsen keinen Zweifel mehr übrig, daſs die Feinde Frankreichs mit dem gehäſsigsten Starrsinne auf dieser Bedingung bestanden sind.

Oefters trug der Hr. von Beauvilliers im Staatsrathe die in Fenelons Aufsatze enthaltenen Betrachtungen in ihrer ganzen Stärke vor, ohne sich das geringste merken zu laſsen, daſs sie von Cambrai kämen; der König und die Minister sahen auch die Nothwendigkeit vollkommen ein, den Frieden um jeden Preis zu erkaufen. Ludwig XIV. entschloſs sich, ungeachtet des empörenden Uebermuthes der Feinde, auf eine nochmahlige Anknüpfung der Unterhandlungen anzutragen; der Congreſs zu Gertruydemberg ward eröffnet; man sah aber bald ein, daſs der Prinz Eugen und Marlboroug ein zu gro-

ſses

ſses Intereſse bey der Fortdauer des Krieges hatten, als daſs sie einem Abschluſse des Friedens nicht alle Hinderniſse in den Weg hätten legen sollen. Die auf diesem Congreſse von den Verbündeten durch ihre Minister dargelegten Bedingniſse waren noch weit härter, als jene, welche man ein Jahr vorher dem Hrn von Torcy gemacht hatte. Die Unterhandlungen wurden gänzlich abgebrochen, und für Frankreich schien die letzte Stunde geschlagen zu haben; damahls war in dem Herzen jedes Franzosen, der es redlich mit der Ehre und dem Glücke seines Vaterlandes meinte, der letzte Funke von Hoffnung erstorben.

In diesen Zeitabschnitt gehört auch ein herrlicher Brief F., aus welchem wir hier einige Bruchstücke einrücken wollen; die äuſserst düstern Farben desselben geben uns zu erkennen, wie tief sein Herz bestürmet, wie sehr seine Einbildungskraft von der Gröſse der Gefahr gefoltert wurde, und wie ängstig er nach irgend einem Rettungsmittel haschte.

F. muſs wirklich innigst überzeugt gewesen seyn, daſs alles verloren sey, und daſs man alles wagen müſse, um noch einige Trümmer aus dem schrecklichen Schiffbruche zu retten, sonst hätte er nicht auf den Gedanken verfallen können, den er den Herzogen von Beauvilliers und Chevreuse eröffnet. Man darf davon reden, weil man es dermahlen ohne Gefahr thun kann. F. stellt den küh-

nen Satz auf, daſs, nachdem es einmahl dahin gekommen sey, wo das äuſserste Uebel auch die äuſsersten Hilfsmittel heischte, man muthvoll auf die herkömmlichen Formen einer Regierung, die sich weder ferner zu erhalten, noch zu vertheidigen wiſse, Verzicht thun müſse; kurz, er denkt es, und sagt es laut, der Augenblick sey da, wo man *die Nation selbst* an der Staatsverwaltung müſse Antheil nehmen laſsen.

Es ist schwer zu bestimmen, ob das Mittel nicht gefährlicher gewesen wäre, als das Uebel selbst; eine traurige Erfahrung kann den Gedanken erzeugen, daſs eine *Versammlung der Notablen* im J. 1710 auf eine Zusammenberufung der *Generalstände* eben so nothwendig würde geführet haben, als man dieses im J. 1787 gesehen hat. Die beweinungswürdigen Wirkungen, die daraus entstanden sind, müſsen uns ohne Zweifel etwas miſstrauisch gegen die Erfindung und die Einführung solcher auſserordentlichen Formen machen, durch welche der gewohnte Gang einer Regierung plötzlich unterbrochen und geändert wird. Doch werden wir bald Gelegenheit haben, zu bemerken, wie wenig es die Verschiedenheit der Umstände, der Sitten und der allgemeinen Denkart der Nation erlauben, Zeiten und Menschen miteinander zu vergleichen, und sie nach einem und dem nämlichen Maſsstabe zu beurtheilen. Der Cardinal von Richelieu wuſste im J. 1626 eine *Versammlung der Notablen* glücklich dazu

zu

zu benützen, um im Inneren von Frankreich jene Menge fester Plätze schleifen zu laſsen, die nicht sowohl Schutzwehren gegen den Feind als vielmehr Angriffs- und Vertheidigungs-Puncte in der Hand einiger mächtigen und kühnen Unterthanen gegen ihren Souverain selbst waren. Eben so wuſste sich dieser geschickte Minister hinter dem Namen und den Wünschen der nämlichen Versammlung der Notables zu verstecken, um jene strengen Verordnungen durchzusetzen, welche in den Militärstand eine bis dahin in Frankreich unbekannte Ordnung und Kriegszucht einführten. F. konnte mit Grunde darauf rechnen, daſs der damahls noch allgewaltige und mit allem seinem ehemahligen Ruhme umstrahlte Ludwig XIV. in einer Versammlung von Notablen mit eben so vielem Ansehen auftreten und handeln werde, als der Cardinal von Richelieu zu einer Zeit that, wo er kaum in das Ministerium eingetreten war, und die in ihm liegenden Kräfte seines groſsen Geistes und Charakters noch nicht entwickelt hatte. Ueberhaupt ist es eine sehr trügliche Regel, Menschen und Dinge nach dem Erfolge beurtheilen wollen; zuweilen gebiethet ein einziger Mensch über die Ereigniſse, zu einer andern Zeit läſst sich die ganze Menschheit von den Ereigniſsen fortreiſsen.

Wir dürfen also nicht aus Erbitterung wegen des noch frischen Gefühles unserer Leiden F. zu strenge und zu voreilig verdammen. Es ist billig,

ihn

ihn selbst zu vernehmen, und man darf erwarten, dafs, wenn man auch seinen Meinungen abhold bleibet, man ihn doch seiner Absichten wegen entschuldigen werde. Folgendes schrieb er an den Herzog von Chevreuse den 4. August 1710:

„Ich glaube nicht, dafs man sich wegen des Stolzes, mit welchem unsere Feinde die Unterhandlungen (zu Gertruydemberg) abgebrochen haben, Hoffnung machen könne, unseren Credit wieder herzustellen. Dieser Bruch wird in den ersten zwey Monathen vielen Leuten als ungerecht und verabscheuungswürdig vorkommen. Allein sobald man sehen wird, dafs der König das Volk zu Boden drücket; dafs er dasjenige nicht bezahlet, was er schuldig ist; dafs er nur Leute gerne höret, die ihm angenehm zu schwätzen wifsen; dafs er seinen überflüfsigen Aufwand fortsetzet; dafs er Frankreich, ohne es zu Rathe zu ziehen, in die gefährlichste Lage versetzet, und das Königreich an den Rand des Verderbens bringt, um einen schlechten Krieg zu führen, so wird das Publikum wieder lauter schreyen, als vorher. Unmöglich kann der König seine Schulden, unmöglich das Volk den König bezahlen, wenn unsere Lage so äufserst schlimm ist, als man es sagt. Frankreich verhält sich gegenwärtig, wie eine belagerte Festung; das Abschlagen einer Capitulation bringt das Volk und die Garnison auf; man strengt sich neuerdings auf vier oder fünf Täge an; aber dann schreyt das ausgehungerte Volk

mit

mit der Garnison, man müſse sich ergeben, und geht die schimpflichsten Bedingungen ein. Alles wird kriegsgefangen; dieſs sind die *Engpäſse bey Caudium.*"

„Es fällt mir kein anderes bewährtes Rettungsmittel ein, als ein solches, zu dem sich der König nie verstehen wird. Unser Unglück kömmt daher, daſs man diesen Krieg bis jetzt als blose Sache des Königes ansah; man sollte ihn aber zu einer wahren Angelegenheit der ganzen Nation machen, und er ist dieses wirklich nur zu sehr geworden: denn nachdem die Friedensunterhandlungen abgebrochen sind, so schwebt die ganze Nation in der nahen Gefahr, unterjochet zu werden. Ein dringendes Interesse fodert dazu auf, dieſs dem Volke begreiflich zu machen; um dieſs aber zu bewirken, muſs man zum wenigsten mit ihm davon sprechen, und ihm unsere ganze Lage auseinandersetzen. Aber andererseits ist diese Ueberzeugung ein sehr schweres Geschäft, denn die ganze Nation muſs überzeugt werden, daſs es durchaus nothwendig sey, alles noch übrige Geld beyzuschieſsen, und daſs ein jeder deſswegen streng gegen sich selbst seyn müſse, um den bevorstehenden Einfall in das Königreich abzuwenden. Um dieſs durchzusetzen, müſste der König eine gewiſse Anzahl von Notablen aus verschiedenen Ständen und Provinzen zusammenrufen, müſste sich mit ihnen berathen, und sie umständlich auf gelinde Mittel denken laſsen, wie der gemeinen

Sa-

Sache am besten aufzuhelfen sey. Ueber unser ganzes Reich sollte sich die innigste und festeste Ueberzeugung verbreiten, dafs es das eigene Interesse der ganzen Nation erfodere, die Last dieses Krieges zu tragen. Jedermann sollte glauben, dafs, gesetzt auch, man habe sich in diesen Krieg sehr zur Unzeit eingelafsen, der König hernach alles ihm mögliche gethan habe, um ihn zu endigen, und das Königreich davon zu befreyen; nun könne man sich aber der Fortsetzung desselben nicht mehr erwehren, sondern es komme jetzt einzig darauf an, eine gänzliche Verheerung des Vaterlandes abzuwenden; kurz, mein Wunsch geht dahin, dafs man es den ansehnlichsten und weisesten Männern der Nation überlafsen möchte, die nothwendigsten Hilfsquellen zur Rettung der Nation selbst aufzusuchen. Anfangs würden sie sich vielleicht in einen solchen Auftrag nicht zu schicken wifsen, aber eben defswegen wünschte ich, dafs man ihnen diese Untersuchung überlafsen möchte, um sie so mit der ganzen Lage der Dinge bekannt zu machen; alsdann würde jeder von ihnen bey sich selbst sagen: Ueber das Vergangene darf keine Rede mehr seyn, das Zukünftige ist die Hauptsache; die Nation mufs sich nun selbst retten; sie mufs sich allerseits nach Hilfsquellen umsehen, wo diese nur immer zu finden sind. Es möchte sogar nothwendig seyn, es öffentlich bekannt zu machen, wozu die aufgetriebenen Summen bestimmet wären, um al-

len Verdacht zu beseitigen, als würden sie wieder von dem Aufwande des Hofes verschlungen. *Ich gebe es zu, dafs eine solche Neuerung die Köpfe zu sehr in Gährung bringen, und sie veranlafsen könnte, von der tiefsten Unterwürfigkeit plötzlich zu einem sehr gefährlichen Uebermafse von Freyheit überzuspringen; gerade dieses Besorgnifses wegen trage ich nicht darauf an, die Generalstände zusammenzurufen, welches freylich ohne diesen Grund sehr nothwendig wäre, wie denn die Wiederherstellung einer solchen Ständeversammlung eine Sache von der gröfsten Wichtigkeit bleibet. Da sich aber davon beynahe alle Spur verloren hat, und der Rückweg zu dieser alten Sitte bey den gegenwärtigen Umständen sehr schlüpfrig ist, so dürften vielleicht Verwirrung und Unordnungen darüber entstehen. Ich würde mich daher Anfangs blos auf die Notablen einschränken, die der König einzeln, einen nach dem andern, zu Rathe ziehen sollte. Man sollte die vorzüglichsten Bischöfe und Güterherren, die berühmtesten Magistratspersonen, die vermögendsten und erfahrensten Kaufleute, und selbst die reichsten Financiers kommen lafsen, nicht blos, um ihre Einsichten zu benützen, sondern auch, um sie verantwortlich für die Regierung zu machen, und es der ganzen Nation fühlen zu lafsen, dafs ihre besten Köpfe Theil an demjenigen hätten, was für das allgemeine Wohl beschlofsen sey.* — — — — Eine despotische Regierung hat dieses vor einer gemäfsigten voraus, dafs sie schneller und kräftiger, als diese, wirket, so lange näm-

 lich

lich ihre Cassen wohl gefüllt sind; trifft aber Erschöpfung und Mangel an Credit bey ihr ein, so stürzt sie plötzlich, ohne Rettung zusammen; sie handelte immer aus blofser Uebergewalt, nun fehlt's an innerer Spannkraft; es bleibt nichts übrig, als das schon halb todte Volk vollends Hungers sterben zu lafsen, und dabey ist noch zu befürchten, dafs endlich gar Verzweiflung entstehen möge. Wenn eine despotische Regierung offenkündig verschuldet und bankeruttmäfsig ist, wie sollten feile Seelen, die sich unter ihr mit dem Marke des Volkes gemästet haben, sich zu Grunde richten wollen, um sie aufrecht zu erhalten? Das hiefse von eigennützigen Menschen fodern, sie sollten keinen Eigennutz haben. „

„In diesen Zeitumständen sollte der Herzog von Burgund dem Könige sowohl als dem Dauphin mit Ehrfurcht, mit Nachdruck, und nach und nach auf eine einnehmende Weise alles sagen, was kein Anderer sich zu sagen getrauen wird; er sollte es in Gegenwart der Fr. v. Maintenon sagen; er sollte die Fr. Herzoginn von Burgund mit in sein Vertrauen ziehen; er sollte betheuern, dafs er nicht von Andern dazu aufgefodert sey; er sollte es fühlbar machen, dafs alles verloren sey, wenn es am Gelde fehlet; dafs es am Gelde fehlen müfse, wenn sich der Credit nicht wieder hebe; und dafs der Credit sich nicht heben könne, so lange man nicht suche, die ganze Nation innigst zu überzeugen,

dafs,

dafs, da der König mit ihr gemeinschaftlich zu Werke gehen wolle, sie nunmehr es auf sich nehmen müsse, die ihrem Untergange nahe Monarchie zu retten. Der Prinz dürfte vielleicht defswegen getadelt, und mit Unwillen abgewiesen werden; aber seine Gründe bleiben vollwichtig, sie werden nach und nach als solche anerkannt werden, und er wird den Thron seiner Väter retten. Er mufs den Muth haben, dem Könige und dem Dauphin zu mifsfallen, wenn er sie nur vor dem Untergang bewahren kann. Er könnte zu gleicher Zeit dringendst um die Erlaubnifs anhalten, dafs er zur Armee als Freywilliger abgehen dürfe; diefs ist das wahre Mittel, sich wieder in guten Ruf zu setzen, und die Liebe und Achtung aller Franzosen zu gewinnen. Man wird mir sagen, Gott werde sich Frankreichs annehmen: aber ich frage, wo hat er dieses verheifsen? Bürget uns Jemand für Wunder? und solche sind doch wahrlich nöthig, um sich gleichsam, wie in der Luft, zu erhalten. Verdienen wir solche zu einer Zeit, wo uns unser naher und gänzlicher Fall nicht beſsern kann, wo man noch immer bereit ist, sich zu schmeicheln? Sollte sich wohl Gott besänftigen laſsen, wenn er sieht, dafs man gedemüthiget ist, und doch nichts von Demuth weis: dafs man durch seine Vergehungen sich Beschämung zugezogen hat, und doch dieselben nicht eingestehen will, ja dafs man bereit steht,

sie neuerdings zu wiederhohlen, wenn man nur zwey Jahre lang ausschnaufen könnte?"

„Ich hoffe freylich, daſs Gott Frankreich retten werde, weil er mit den Nachkömmlingen des h. Ludwigs Mitleiden haben wird, und Frankreich bey der gegenwärtigen Lage der Dinge eine groſse Stütze der katholischen Religion ist. Aber schmeicheln wir uns bey dem allen nicht zu viel; Gott bedarf keines Menschen, er wird seine Kirche auch ohne diesen fleischlichen Arm zu erhalten wiſsen. Uebrigens gestehe ich Ihnen, daſs mir wegen unseres Glückes fast eben so bange ist, als wegen unseres Unglückes: denn wer würde unsern Uebermuth fernerhin ertragen hönnen, wenn wir, ohne am Ende vollständig gedemüthigt zu seyn, aus diesem Kriege herauskommen würden? Was sollte uns endlich noch heilen können, nachdem die Anwendung so gewaltsamer Mittel für uns keine Heilkraft hatte? Man würde glauben müſsen, Gott wolle uns ganz den Leidenschaften unseres eignen Herzens hingeben, wenn er zulieſse, daſs wir einem so schrecklichen Sturme widerständen. Alsdann würde man nichts weiter, als Lobeserhebungen aller Art, selbst aus dem Munde der Geistlichkeit hören. Ich kann mich irren, und gebe dieses recht gerne zu: allein mich dünkt, entweder müſse unser Herz durch eine innere Gnade umgeschaffen werden, oder durch eine Demüthigung, die unse-

rem Stolze jede schmeichelhafte Aussicht verschliefset."

„Sie werden mir versetzen, es sey also, weil sich keine Herzensänderung zeige, unser gänzlicher Untergang unvermeidlich. Ich antworte: Gott kann unser Herz umschaffen, oder uns züchtigen, ohne uns jedoch zu vernichten, wenn ich gleich die Weise, wie er es thut, nicht einsehe; in den Schätzen seiner Vorsehung erblickt er unendlich vieles, was mein schwacher Geist nicht zu fafsen vermag. Ich bethe seine Rathschlüfse an, ohne sie durchdringen zu wollen, und warte seine Entscheidung ab. Er weis, wie zärtlich ich mein Vaterland liebe; mit welcher Dankbarkeit, mit welcher ehrfurchtsvollen Anhänglichkeit ich für die Person des Königs mein Leben hingeben würde; wie innigst ich der ganzen königlichen Familie, und vorzüglich dem Herzoge von Burgund ergeben bin; doch kann ich vor Ihnen mein Herz nicht verbergen; gerade wegen dieser so lebhaften, zarten und standhaften Anhänglichkeit wünsche ich, dafs unser aufserordentliches Unglück uns zu einer gründlichen Befserung führen, und diese gewaltsame Krise für uns nicht ohne Frucht bleiben möge."

„Sie sehen leicht ein, mein lieber Herzog, dafs dieser Brief für Sie und den Hrn von Beauvilliers geschrieben ist; ich hoffe sogar, dafs Sie dem Hrn Herzoge von Burgund daraus alles auf eine sanfte Weise mittheilen werden, was Sie für nützlich hal-

ten

ten werden, und ihn nicht beleidigen dürfte; doch darf, meines Erachtens, ihm dieser Brief nicht gezeiget werden; es möchte nicht schicklich seyn, ihm über den König und die Regierung so weit die Augen zu öffnen; er braucht nicht mehr davon zu wissen, als was für ihn dazu nothwendig ist, um mit Nachdrucke sprechen zu können; das übrige muss ihm Gott allmählig in den Sinn geben; denn ihm muss es überlassen werden, die letzten Züge zu vollenden, und sie durch die Salbung seiner Gnade zu mildern. Verzeihen Sie mir, mein lieber Herzog, alle meine unklugen Einfälle; sie sollen bey Ihnen keinen grösseren Werth haben, als den Sie ihnen ertheilen; wenn ich Frankreich, den König, und seine Familie weniger liebte, würde ich nicht so sprechen; übrigens weis ich auch, mit wem ich spreche."

Nie ist vielleicht von Jemand das Unglück seines Vaterlandes kräftiger gezeichnet, nie mit rührendern Tönen beklaget worden; allein, dürfen wir es wohl sagen? Selbst dieses so traurige und schaudervolle Gemälde liefert uns einen neuen Grund, Ludwig XIV. zu bewundern. Welch ein König musste er seyn, um mitten unter so vielen Unglücksfällen, und zu einer Zeit, wo alle Theile seiner Monarchie übereinander zu stürzen, und die Beute so vieler gegen ihn verschwornen Feinde zu werden schienen, jenen Charakter von Grösse und Festigkeit zu behaupten, durch welchen er dem

gan-

ganzen Europa noch Ehrfurcht gegen sich, und seinen Unterthanen gränzenlose Unterwerfung abnöthigte. Welch eine Kraft muſste er dem königlichen Ansehen ertheilet haben, weil er in einem solchen Zustande der Dinge den unruhigen und leichtsinnigen Geist seiner Nation zu bändigen, und alle Stände seines Königreiches in den ihnen vorgezeichneten Schranken zu erhalten wuſste? Zuverläſsig ward er dadurch der Retter Frankreichs, denn es läſst sich unmöglich der tiefe Abgrund berechnen, in den es würde versunken seyn, wenn in einer solchen Krise ganze Corporationen so unklug, und einzelne Unterthanen so verkehrt gewesen wären, um den groſsen Haufen zu elektrisiren, und ihn gegen die Regierung aufzuwiegeln; der leichteste Aufstand im Innern würde hingereicht haben, um alle Theile der zerrütteten Maschine auseinander zu reiſsen, und sie ohne Vertheidigung den auswärtigen Armeen in die Hände zu spielen.

§. 11. *Fenelon ist der Meinung, Philipp V. sollte die Krone niederlegen.*

Der Grund, oder vielmehr der Vorwand, warum sich der Congreſs zu Gertruydemberg zerschlug, war die gerechte Weigerung Ludwigs XIV., die Entthronung seines Enkels selbst zu übernehmen. Fenelon hatte, wie alle Franzosen, dieser edlen Weigerung seinen ganzen Beyfall ertheilet, und den

groſs-

großmüthigen Entschluß des Königs gebilliget, daß er sich eher unter den Trümmern der Monarchie wollte begraben lassen, als daß er eine so entehrende Bedingniß unterzeichnen würde; doch glaubte F., Philipp V. sey Ehre- und Gewissenhalber verbunden, durch eine freywillige Niederlegung der Krone Spaniens einem so großen Unglücke zuvorzukommen. Wir haben über diesen Gegenstand zwey sehr merkwürdige Denkschriften von F. und dem Herzoge von Chevreuse.

F. hatte in der seinigen aus allen Grundsätzen des Naturgesetzes, der Gerechtigkeit, der Politik und der Dankbarkeit den Beweis geführt, Philipp V. sey nicht berechtiget, blos seines Interesse's wegen, und aus einem übelverstandenen, vielleicht fruchtlosen Starrsinne das Erbe seiner eignen Familie, und die Krone seines Großvaters, Vaters und Bruders auf das Spiel zu setzen.

So scheinbar auch diese Gründe waren, so konnten sie doch den Herzog von Chevreuse nicht ganz überzeugen, der in seiner Denkschrift, die wir vor Augen liegen haben, denselben gleich starke Gründe entgegensetzte.

Was wir an diesem vertrauten Briefwechsel, den zwey tugendhafte und aufgeklärte Männer über eine so äußerst wichtige Frage miteinander führen, am meisten bewundern, dieß ist der Geist der Religion, der Gerechtigkeit und der Wahrheit, von dem sie sich in allen ihren Ansichten, Gedanken

und

und Beweisarten leiten liefsen. Man bemerket, wie sie mit einer Art von Gewifsensängstigkeit alle ihre Gründe *nach dem Gewichte des Heiligthums* abwägen. Nichts macht vielleicht der Religion mehr Ehre, als wenn man sieht, welch einen heilsamen Einflufs sie durch ihre Grundsätze und Maximen auf die Politik haben kann, indem diese dadurch von allem ungerechten und unmoralischen, was ihr die menschlichen Leidenschaften oft beymischen, gereiniget wird. Der Hr. von Chevreuse behauptete, Ludwig XIV. könne seinem Enkel weder rathen, noch von ihm fodern, dafs er der Krone Spaniens entsagen sollte, weil Philipp V. *auf diese Monarchie einen rechtmäfsig erworbenen Anspruch habe.*

In seiner Antwort an den Hrn von Chevreuse *) untersucht F. die *Natur* und die *Rechtmäfsigkeit* dieses Anspruches, und zeigt dabey eine solche Ueberlegenheit an Einsichten, Gedanken und Gründen, weis diese in ein so einfaches und deutliches Licht zu setzen, dafs man wohl sieht, dafs er mit allen Fragen aus der Politik eben so vertrauet war, als mit theologischen Controversen.

Alle Ansprüche, welche die Nachkommenschaft Ludwigs XIV. auf die Krone Spaniens zu haben behauptete, gründeten sich auf die Nichtigkeit der

von

*) Mémoires manuscripts de Fenelon sur la Succession d'Espagne.

von der Königinn Maria Theresia, der Gemahlinn Ludwigs XIV. ausgestellten Verzichtleistung.

Wenn aber Philipp IV. kein Recht gehabt hatte, seine Tochter Maria Theresia verzichten zu lassen, so war auch Philipp II. eben so wenig dazu berechtigct, eine solche Verzichtleistung seiner an den Herzog von Savoyen verheiratheten Tochter Catharina abzufodern.

Ist aber die Verzichtleistung dieser letzteren ungiltig, so konnte sich der Herzog von Savoyen zu seinem Vortheile mit weit grösserem Rechte auf das Gewohnheitsrecht von Brabant berufen, als es Ludwig XIV. nach dem Tode Philipps IV. gethan hatte. Catharina war die Tochter der ersten Ehe, statt dass Philipp III., der Vater Philipps IV. und der Maria Theresia, erst in der zweyten Ehe gezeuget wurde. Ludwig XIV. war also den eigenen von ihm im J. 1667 aufgestellten Grundsätzen zu Folge gehalten, Brabant an den Herzog von Savoyen wieder heraus zu geben.

F. macht hernach auf das Ungereimte aufmerksam, das in der Beweisführung der Rechtsgelehrten lieget, wenn sie sich's herausnehmen, auf feyerliche Staatsverträge, auf denen das Schicksal der Nationen, die Ruhe der Reiche, und das Gleichgewicht von Europa sich gründen, das anzuwenden, was in mehr oder weniger dunklen Particular-Gesetzen, in örtlichen Gewohnheiten, durch welche die Gränze eines Ackers oder einer Wiese berich-

tiget

tiget wird, oder in Privatvergleichen zwischen Familien und Güterbesitzern vorkömmt.

„Die Verzichtleistung der Maria Theresia war der Grundartikel des pyrenäischen Vertrages, und sicherte den Frieden und die Freyheit von ganz Europa.“

„Hier ist eine Frage aus dem Völkerrechte, nicht aber aus dem bürgerlichen Rechte, welches unter jenem steht.“

„Es ist nichts als Mißbrauch, wenn Töchter, die im Auslande verheirathet sind, in die Rechte ihrer Väter erblich eintreten.“

„Eine Nation gehört einer Tochter nicht eigenthümlich wie ein Weinberg oder eine Wiese zu; Völker sind keine Mitgiften.“

„Ist ein solcher Mißbrauch irgendwo eingeführt, so muß man ihn wenigstens dadurch mildern und berichtigen, daß man ihn dem Interesse der Nation, und hauptsächlich des ganzen Europa unterordnet, um das Gleichgewicht in letzterem zuerhalten.“

„Der Heiraths-Vertrag der Maria Theresia war nur Nebensache, die Hauptsache aber der pyrenäische Vergleich; dieser zweckte zuverläßig dahin ab, daß das Haus Frankreich von der spanischen Thronfolge sollte ausgeschloßen seyn.“

„Vergeblich würde man einwenden, eine Verzichtleistung werde nichtig, wenn die verzichtende Person nicht einige Entschädigung erhalte; die

Krone

Krone Frankreichs war für Maria Theresia eine ziemlich schöne Entschädigung."

„Man hat sogar angeführt, Maria Theresia habe ihre Mitgift nie erhalten, folglich sey ihre Verzichtleistung nichtig. Diese Rechtsregel ist ganz giltig für Privatleute, welche für die Güter, auf die sie verzichten, nicht anders können entschädigt werden; aber sie ist nicht anwendbar auf eine Prinzefsinn, die blos durch ihre Verzichtleistung Königinn von Frankreich geworden ist."

„Ohnehin sind unter gekrönten Häuptern dergleichen Uebereinkünfte über eine Mitgift nichts als zu Papier gebrachte Formeln. Frankreich hatte seinen in Spanien verheiratheten Prinzefsinnen eben so wenig ihre Mitgift ausgezahlet, als es Spanien seinen in Frankreich verheiratheten Infantinnen that; und im schlimmsten Falle war der Schuldner nicht eher zum Zahlen verbunden, als bis man dieses von ihm verlanget hatte."

„Doch was würde man mit der Behauptung gewinnen, dafs Philipp IV. seine Tochter Maria Theresia zur Verzichtleistung nicht habe anhalten können? Es würde blos daraus folgen, dafs Ludwig XIV. den Hrn Dauphin, so wie den Herzog von Burgund eben so wenig auf die spanische Thronfolge habe können verzichten lafsen, und dafs folglich die spanische Monarchie dem Hrn Dauphin, nicht aber Philippen V. gehöre."

Fenelon

Fenelon scheint sogar es einigermafsen zu bezweifeln, ob wohl Carl II., als er sein Testament unterzeichnete, noch seinen freyen Vernunftgebrauch hatte, und zwar wegen einiger Ausdrücke in diesem Testamente, die mehr auf den Kurprinzen von Bayern, als auf Philipp V. zu pafsen schienen.

Wenn die bürgerlichen Gesetze Carln II. das Recht gaben, seine Neffen, ungeachtet der Verzichtleistung ihrer Mütter, wieder zur Thronfolge zurück zu rufen, so berechtigten sie ihn doch nicht, den jüngern dem älteren vorzuziehen; oder wenn er, gegen das bürgerliche Gesetz, auch dieses Recht hatte, warum sollte denn Philipp IV. nicht berechtigt gewesen seyn, seiner Tochter Maria Theresia eine Verzichtleistung abzufodern?

Er setzt hierauf alle Gefahren auseinander, in welche Europa wegen seiner öffentlichen Ruhe könnte versetzet werden, wenn die gerade Linie Philipps V., oder jene des Herzoges von Burgund aussterben sollte. Wirklich liefsen auch einige Zeit hernach die Ereignifse befürchten, Fenelons beunruhigende Blicke in die Zukunft möchten gerechtfertiget werden, und man sah sich im Utrechter Vertrage genöthigt, die Erbfolge für die Kronen Frankreichs und Spaniens schon zum voraus zu berichtigen.

Er macht die Bemerkung, dafs Ludwig XIV. und der Dauphin, der noch unter der väterlichen Gewalt stand, das Testament Carls II. gar nicht

hät-

hätten annehmen können, weil sich Frankreich durch einen Theilungsvertrag mit England und Holland schon die Hände gebunden hatte; daſs man vor allem den Kaiser hätte auffodern sollen, diesem Theilungsvertrage beyzutreten, und daſs erst im Falle, wo dieser seinen Beytritt versaget hätte, Ludwig XIV. hätte glauben können, gegen England und Holland keine Verbindlichkeit mehr zu haben.

F. kömmt dann auf das zurück, was er in einer vorhergehenden Denkschrift schon geäuſsert hatte, daſs, da Philipp V. die Krone Spaniens nur der Güte seines Vaters und seines ältesten Bruders zu verdanken habe, ihm weder die Dankbarkeit, noch sein eignes Interesse erlaube, Frankreich in der Gefahr seines unvermeidlichen Untergangs noch länger schweben zu laſsen, blos um sich durch seinen Beystand auf dem spanischen Throne behaupten zu können.

Er schlieſst endlich mit dem Geständniſse, er sey Anfangs überzeugt gewesen, daſs Philipp V. vollkommen gegründete Ansprüche auf die spanische Erbfolge habe; bey genauerer Untersuchung dieser Sache seyen ihm aber hierüber mehrere Schwierigkeiten aufgestoſsen; in jedem Falle sey indeſsen kein Zweifel, daſs dieser Prinz seinen gegründeten oder nicht gegründeten Rechten auf Spaniens Thron entsagen müſse, um Frankreich zu retten.

§. 12.

§. 12. *Groſse Veränderungen in Europa.*

Während Ludwig XIV. sich dazu verstand, den gröſsten Theil der Eroberungen, welche so viel Glanz auf seine Regierung verbreiteten, an seine Feinde wieder herauszugeben; während er sich zu dem Wunsche genöthigt sah, daſs sein Enkel dem spanischen Throne freywillig entsagen möchte, muſste eine ganze Reihe von Ereigniſsen, die kein Mensch vorhersehen, oder herbeyführen konnte, ja von denen man nicht einmahl *eine Sylbe sich durfte verlauten laſsen, ohne für einen Träumer zu gelten,* *) dem Elende von Frankreich und Europa ein Ziel setzen. „Gott kennet die Gedanken der Weisen dieser Welt, und weiſs wie eitel sie sind; blos seine Macht hatte Philipp V. auf den Thron Spaniens gesetzt, und sie allein konnte ihn auf demselbigen fest halten. Die Menschen hatten dieses groſse Ereigniſs nicht herbeygeführt; ihrer Geschicklichkeit sollten sie auch das Ereigniſs des Friedens nicht zuschreiben können. Doch ehe Gott Frankreich, welches seine Güte stets in Schutz genommen hat, der Wohlthat des Friedens genieſsen lieſs, sollte vorher ein groſser König tief gedemüthiget werden; durch seine Ergebung that er der göttlichen Gerechtigkeit genug, und der Gott der Barmherzigkeit blickte huldvoll auf den Monarchen und sein Volk herab."

So

*) Mémoires de Torcy.

So demüthig und religiös drücket sich der weise Minister, Hr. v. Torcy, aus, der damahls die Unterhandlungen leitete, und endlich so glücklich war, seine Bemühungen durch einen unerwarteten Erfolg gekrönt zu sehen. Er hatte die Eitelkeit nicht, sich den Ruhm davon zuzuschreiben, und von der Vergeblichkeit aller seiner Wünsche und Anstrengungen für dieses grofse Werk ganz überzeuget, erkläret er laut, dafs Gott allein über Menschen und Ereignifse verfügen konnte, um alle Muthmafsungen des menschlicheu Scharfsinnes zu Schanden zu machen.

Eine blofse Hofintrigue zernichtete in einem Augenblicke die ganze Macht des Herzogs von Marlboroug in England, und stimmte das Herz der Königinn Anna zu Gedanken des Friedens; in der Blüthe seines Alters sank der Kaiser Joseph in's Grab, ohne männliche Erben zu hinterlafsen; sein Bruder, der Erzherzog Carl, folgte ihm als Kaiser nach, und ganz Europa besorgte, er möchte auf seinem Haupte alle Kronen Carls V., und Ferdinands I. vereinigen. Bey einer so plötzlichen Veränderung der politischen Scene ändern auch alle Besorgnifse, alle Hoffnungen und alle Intriguen der Cabinete ihre Richtung und ihr Ziel; Oesterreichs, nicht Frankreichs Macht, biethet jetzt eine fürchterliche Aussicht dar; und bey der allgemeinen Bewegung, welche über eine so unerwartete Umwälzung der Dinge entstanden ist, fangen die Wei-

sen

sen an, Worte des Friedens und der Mäſsigung hören zu laſsen.

Zur nämlichen Zeit fiel in der Familie Ludwigs XIV. ein Ereigniſs vor, das zwar für die Ruhe Europen's nicht so bedeutend war, aber dem französischen Reiche eine lange Reihe glücklicher Tage zu verheiſsen schien; sein einziger Sohn, der Dauphin starb im 50ten Jahre seines Alters an den Blattern den 14. April 1711, nachdem 3 Tage vorher die nämliche Krankheit den Kaiser Joseph hinweggerafft hatte. Dieser Todesfall raubte Frankreich nur einen Prinzen, der ohne Credit und Einfluſs war; er veränderte nichts an dem Geschäftsgange und den äuſsern Verhältniſsen der Hofleute und der Minister; aber er kehrte alle Augen auf ein Ereigniſs, das nicht mehr lange ausbleiben konnte, indem er den Herzog von Burgund als unmittelbaren Nachfolger des 73jährigen Königes erblicken lieſs.

Man kann unmöglich alle Bewegungen des Hofes in diesem Augenblicke lebhafter zeichnen, als es der H. von Saint-Simon gethan hat. Wir wollen aus diesem interessanten Gemälde nur dasjenige ausheben, was sich auf F. und seine Freunde bezieht. *)

„Man kann sich leicht vorstellen, was für Empfindungen in dem Herzen des Hrn von Beauvil-

liers

*) Mémoires de Saint-Simon. Supplem. T. IV. p. 170.

liers rege werden mufsten, des einzigen Mannes, gegen welchen Monseigneur (der erste Dauphin) eine wahre Abneigung hatte, so dafs er sie nicht verbergen konnte, wie denn diese auch sorgfältig und unaufhörlich bey ihm genähret wurde. Dafür sah Beauvilliers die unerwartete Erhebung seines Zöglings, der in geheim sich freute, es noch zu seyn, und sich es zur Ehre rechnete, dieses laut zu erkennen zu geben, ohne dafs etwas im Stande war, seine Gesinnung hierüber zu ändern."

„Der redlichste Mann in Bezug auf die Liebe zum Staate, der beste Mann in Hinsicht des Wunsches, stets in der Tugend fortzuschreiten, und unter so günstigen Aussichten auf mächtige Unterstützung ein anderer Fenelon unter dem Namen Beauvilliers sah sich in den Stand gesetzt, dem Staate und der Tugend nützliche Dienste zu leisten, die Rückkehr des theuren Erzbischofes einzuleiten, und ihn eines Tages zum Mitarbeiter in allen seinen Geschäften zu machen. Bey seiner lautern und ungefärbten Tugend, und einem Ueberreste von Menschenliebe, die sich nie ganz aus dem menschlichen Herzen verliert, erweiterte sich unvermuthet sein Herz und sein Geist; nützliche Entwürfe stellten sich ungerufen ihm dar, die sich gleichsam von selbst ausführten, und ein Vorgefühl von einer Art von Dictatur war ihm um so süfser, je seltner und uneingeschränkter sie war, je weniger Verdrufs mit ihr verbunden war, weil sie nicht zu

sehr ausgedehnt war, und jemehr er auch mit derselben auf die Seinigen wirken konnte. Verfolgt mitten in dem glänzendsten Glücke, zuweilen bis zum äufsersten Rande des Abgrundes hingerifsen, sah er sich auf einmahl auf einen unerschütterlichen Felsen erhoben; und vielleicht blickte er von da nicht ohne Wohlgefallen auf die stürmischen Wogen herab, die ihn manchmahl zu verschlingen drohten, nun aber kraftlos zu seinen Füfsen zerschellten. Gleichwohl blieb seine Seele unausgesetzt in der nämlichen Fafsung; immer blieb er sich gleich in seiner Weisheit, Mäfsigung, Aufmerksamkeit, Sanftmuth, Leutseligkeit, Feinheit und Ruhe, ohne die geringste Spur von Uebermuthe, von Zerstreuung und Zudringlichkeit. Eine andere seiner würdigere Aussicht machte ihm seine Freudigkeit vollkommen. Von der edlen Denkart des neuen Dauphins fest überzeugt, sah er defsen Triumph über alle Herzen und Köpfe voraus, sobald er sein eigner Herr seyn, und an seinem rechten Platze sich befinden würde, und hierüber wallte sein Herz in die süfsesten Empfindungen auf, wenn er in geheim mit uns davon sprach. Chevreuse, sein zweytes Ich, während ihres ganzen Lebens, überliefs sich mit ihm der nämlichen Freude, und fand auch dazu die nämlichen Beweggründe, und ihre Familien wünschten sich einander Glück zu der Befestigung ihres Glückes und Zustandes, die sich auch bald zeigte."

„Der Mann indessen, auf welchen vor allen Anderen dieses Ereigniss den süssesten Eindruck machte, war Fenelon, Erzbischof von Cambrai. Seit zwölf Jahren in seine Diöcese verwiesen, ergraute dieser Prälat daselbst unter vergeblichen Wünschen und Hoffnungen, und seine Jahre flossen in einer Einförmigkeit dahin, die ihn zur Verzweiflung bringen musste. *) Stets bey dem Könige verhasst, von dem man selbst in den gleichgiltigsten Dingen nicht einmahl seinen Namen auszusprechen wagte; noch verhasster bey der Fr. v. Maintenon, weil sie ihn gestürzt hatte; mehr als irgend ein Anderer von der fürchterlichen Cabale verfolgt, die den Dauphin ganz in ihrer Gewalt hatte, fand er nirgends Trost, als in der unveränderlichen Freundschaft seines Zöglings, der selbst ein Schlachtopfer dieser Cabale war, und, dem gewöhnlichen Laufe der Natur nach, es zu lange bleiben musste, als dass sein Lehrer sich hätte schmeicheln können, jene Cabale zu überleben. In einem Augenblicke wird sein Zögling Dauphin, und in einem anderen darauf schon vorhinein in gewisser Hinsicht Regent.“

„Bey

*) Der Hr von Saint-Simon liebte nichts als den Hof, sah auf nichts, als auf den Hof, und glaubte nicht, dass man anders glücklich seyn könne, als an dem Hofe und durch den Hof; Fenelon hatte er niemahls persönlich gekannt, und leihet ihm daher, ohne es gewahr zu werden, seine eigne Empfindungen.

„Bey dieser so grofsen Veränderung der Scene schienen Anfangs nur zwey Personen in der Lage zu seyn, um für sich Vortheil daraus zu ziehen, der Herzog von Beauvilliers nämlich, und durch ihn der Herzog von Chevreuse; der dritte, der Erzbischof von Cambrai, war zu weit entfernt. Alles lächelte den beyden ersten auf einmahl zu; alles drängte sich zu ihnen hin, und Jedermann war von jeher ihr Freund: aber die Höflinge fanden an diesen Männern nicht solche Champignons von neuen Ministern, die gleichsam in einem Nu aus dem Staube emporwachsen, und, wenn sie an das Ruder des Staates gestellet sind, nun gänzliche Unkunde der Geschäfte und des Hofes verrathen, sich nur den Kopf vom Stolze benebeln lafsen, gewifsen feinen Kunstgriffen und Schmeicheleyen nicht zu widerstehen, ja nicht einmahl Mifstrauen darauf zu setzen wifsen, und endlich die Thorheit haben, ihren Verdiensten das zuzuschreiben, was sie doch nur schimpflich von blinder Gunst erbettelten; diese hingegen, ferne davon an ihrer bescheidenen Aufsenseite, oder an der Einrichtung ihres Lebens etwas zu ändern, dachten einzig darauf, sich so viel als möglich, den niederträchtigen Schmeichlern, die haufenweise zu ihren Füfsen krochen, zu entziehen."

„Man kann sich leicht vorstellen, dafs die HH. von Beauvilliers und Chevreuse die innige Freund-

schaft

schaft des neuen Dauphin für den Erzbischof von Cambrai nicht werden haben erkalten lafsen."

„Ihre erste Sorge gieng dahin, den jungen Prinzen zur Ergreifung noch gröfserer Mafsregeln zu stimmen, ihn dahin zu bringen, dafs er dem Könige, der von Natur aus sehr eifersüchtig war, und dieses seinen Enkel bey verschiedenen Gelegenheiten schon hatte fühlen lafsen, noch tiefere Achtung und Unterwürfigkeit beweisen, und stets um seine Person herum zu seyn sich bestreben möchte. Da ihn hierin seine junge und geschickte Gemahlinn nach Wunsche unterstützte, so verdoppelte er auch sein Bemühen, sich bey der Fr. v. Maintenon stets mehr zu empfehlen, und diese, voll Freude darüber, dafs sie für den ersten Dauphin, der sie nie liebte, nun einen andern fand, auf den sicher zu zählen war, gab sich, und eben dadurch auch den König ganz an ihn hin. Alles, was sich zu Marly befand, bemerkte in den ersten vierzehn Tägen diese so aufserordentliche Umstimmung Ludwigs XIV., der sonst gegen seine rechtmäfsigen Kinder so zurückhaltend, und so ganz König für sie zu seyn pflegte."

„Durch einen so günstigen Erfolg alles Zwanges in seinen Bewegungen überhoben, ging der neue Dauphin jetzt freyer und zuversichtlicher mit der Hofwelt um, vor welcher er sich bey Lebszeiten seines Vaters scheute, weil er seiner grofsen Eigenschaften ungeachtet, sich öfteren und laut

be-

beklatschten Stichelreden ausgesetzt sah: denn blos daher war bey ihm jene Schüchternheit entstanden, welche ihn in seinem Cabinete verschlofsen hielt, weil er hier nur Ruhe und Bequemlichkeit fand; daher war er aber auch als ein wilder Kopf verschrien, der für die Zukunft nichts gutes hoffen liefs, und die natürliche Folge davon war, dafs er bey der Abneigung seines Vaters, vielleicht auch damahls noch seines Grofsvaters, des Königes selbst, gegen seine Person, ohnehin wegen seiner tugendhaften Grundsätze etwas an sich haltend, immer geneckt von einer kühnen Cabale, endlich zu wenig mit der Welt, als solcher, bekannt, ein sehr dunkles Leben führte, welches nothwendiger Weise dem Publikum auffallen, für ihn selbst aber um so marternder seyn mufste, als sich kein Ende davon absehen liefs."

„Aber auf einmahl sprengt der Todesfall seines Vaters, der beynahe sein Feind war, und defsen Stelle er einnimmt, die unverschämte Cabale auseinander; gebiethet Jedermann Achtung, Ehrfurcht und Dienstwilligkeit für seine Person; zwingt seine gröfsten Gegner zur sclavenmäfsigen Gefallsucht, und nöthigt die Hofwelt überhaupt zur Furcht und Unterwerfung. Die Lustigmacher und Windbeutel, immer eine bedeutende Parthey an einem grofsen Hofe, lagen ihm durch seine junge, sehr geschätzte Gemahlinn zu Füfsen, und man sah, wie dieser schüchterne, wilde, gekünstelte Prinz, diese

abge-

abgezirkelte Tugend, dieses Magazin von unnützen Kenntnifsen, dieser *verkrüppelte* Kopf, an dem alles gezwungen war, und der ein Fremdling in seinem eignen Hause war, man sah, wie er sich allmählig zeigte und entwickelte, wie klug er sich mit der Welt benahm, welch einen ungezwungenen, majestätischen, muntern und angenehmen Ton er einzuhalten wufste, und wie er, wenn er zu gewifsen Stunden auf dem Saale zu Marly Gesellschaft hielt, die Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung so auf sich zog, gleich als wäre er ein Schutzgott im Tempel, welcher die ihm gebührenden Huldigungen der Sterblichen mit Güte erkennet und aufnimmt. Durch ein leichtes und lehrreiches Gespräch, das er mit Auswahl und vieler Geschicklichkeit einleitete, bezauberte er den denkenden Hofmann, und andere setzte er durch manche, kunstlos und zur rechten Zeit angebrachte Stücke aus der Geschichte in Erstaunen; die so natürlich sich ergebenden Veranlafsungen, die angenehmen, jedoch stets mit Bescheidenheit und Ungezwungenheit gemachten Anwendungen, manche Züge aus dem Gebiethe der Wifsenschaften, die er, wiewohl selten und gleichsam wider seinen Willen sich entwischen liefs, kehrten ihm auf einmahl jedes Ohr, Aug und Herz zu.“

„Wenn sich alles um ihn herumdrängte, sobald er öffentlich erschien, so lag der Grund davon bey dem gröfsern Theile nicht sowohl in der Begierde,

ihm

ihm den Hof zu machen, als vielmehr in seiner angenehmen Unterhaltungsgabe, indem ihm Jedermann wegen der sanften und ungesuchten Reize seiner natürlichen Beredsamkeit mit dem grössten Vergnügen zuhörte. Man empfand schon zum voraus den so nothwendigen und so erwünschten Trost, einem künftigen Herrn zu dienen, der es durch sich selbst so sehr verdiente, es zu seyn, und durch sein ganzes Betragen zeigte, wie vieles man sich einst von ihm zu versprechen habe."

„Da er stets huldreich und voller Aufmerksamkeit auf Rang, Geburt, Alter und Verdienst, (lauter Dinge, die man seit so langer Zeit mit dem niedrigsten Hofpöbel ausser Acht liess,) pünctlich, um sich in Hinsicht aller dieser Dinge so zu verhalten, wie es die Höflichkeit erfodert, und beflissen, noch so viel beyzufügen, als mit Würde zugesetzt werden konnte; ernsthaft ohne Düsterkeit, und zu gleicher Zeit munter und vergnügt, so ist beynahe unglaublich, mit welcher ausserordentlichen Schnelligkeit er die allgemeine Bewunderung der Köpfe, die Achtung des Verstandes, die Liebe der Herzen, und alle Hoffnungen an sich riss; wie unwiderstehlich alle falschen Begriffe, die man sich von ihm gemacht hatte, und andern beybringen wollte, niedergeschlagen wurden, und welche dringende und unaufhaltsame Veränderung in Hinsicht seiner zu Stande kam. Die öffentliche Freude darüber äusserte sich laut, und man fragte einander, ob dann dieses der

näm-

nämliche Mann sey, und ob das, was man vor Augen sah, ein Traum oder Wirklichkeit sey?"

Die Herzoginn von Burgund war für die HH. von Beauvilliers und Chevreuse nicht so eingenommen, als ihr Gemahl. — „Sie war ihnen sogar aus eignem Triebe und fremder Leitung abgeneigt, und diese ihre widrige Stimmung wurde von der Fr. v. Maintenon genähret. Ihre Tugend war nach dem Geschmacke der jungen Prinzefsinn zu streng, weil sie davon nur die äufsere Schale kannte, und sie fürchtete sich daher vor ihrem Einflufse auf den Dauphin; sie fürchtete sich vor ihnen noch aus einem delicateren Grunde, der aber ihr vielmehr wahre Zuneigung gegen sie hätte einflöfsen sollen, wenn sie bey allem ihrem Geiste von der ächten Frömmigkeit, Tugend und Weisheit richtige Begriffe gehabt hätte, indem diese es sich stets zum Ziele machen, alles, was den Frieden und die Ruhe der ehelichen Gesellschaft trüben kann, mit der gröfsten Sorgfalt und Behutsamkeit zu ersticken und zu verheimlichen. Ich habe öfters bemerket, setzt der Hr. von Saint-Simon hinzu, wie unaufhörlich die beyden Herzoge es zu verhüten suchten, dafs dem Herzoge von Burgund nichts von allem dem zu Ohren kommen möchte, was ihn über einen so delicaten Punct hätte beunruhigen können. Die junge Prinzefsinn zitterte also wegen verdrüfsiger Nachrichten von einer Seite her, von welcher sie nicht das geringste zu besorgen hatte."

§. 13.

§. 13. *Ludwig XIV. nimmt den Herzog von Burgund zum Mitregenten an.*

Das bewunderungswürdige Benehmen des jungen Prinzen brachte auf einmahl Ludwig XIV. dahin, daſs er von seinem Charakter und von der Unbiegsamkeit seiner politischen Maximen abwich, und seiner, seit fünfzig Jahren immer stärker gewordenen Eifersucht auf die höchste Gewalt ein Ende machte.

„Der ganze Hof ward auſserordentlich überraschet, *) als der König, nachdem er sich eines Morgens mit dem neuen Dauphin ganz allein in seinem Cabinete unterhalten hatte, noch den nämlichen Tag seinen Ministern die Weisung ertheilte, sie sollten fürohin, so oft er es Ihnen befehle, sich zu dem jungen Prinzen begeben, und mit ihm arbeiten, und ihm, ohne noch einen besondern Befehl dazu abzuwarten, über alle jene Staatsangelegenheiten Bericht erstatten, in Hinsicht derer er es ihnen einmahl für allemahl würde befohlen haben.“

„Man kann sich kaum vorstellen, was für ein auſserordentliches Aufsehen am Hofe ein Befehl machte, der dem Geschmacke, der Denkart, den Maximen und der Handlungsweise, auf welche der Monarch bis daher so fest gehalten hatte, gerade entgegen war; denn eben dadurch gab er sein Vertrau-

*) Mémoires du Saint-Simon.

trauen auf den Dauphin zu erkennen, und überliefs ihm die gänzliche Leitung eiuer grofsen Menge von Staatsgeschäften. Dieses war ein für die Minister unerwarteter Donnerschlag, und brachte sie so sehr aufser Fafsung, dafs sie ihr Staunen und ihre Verlegenheit darüber gar nicht verbergen konnten."

„Was für ein Fall für dergleichen Leute, dafs sie nun mit einem Prinzen zu thun hatten, der jetzt unmittelbarer Thronfolger war, der fähig, arbeitsam, aufgeklärt war, und einen richtigen und überlegenen Geistesblick besafs; der, seitdem er dem Staatsrathe beywohnte, sich in einen grofsen Theil der Geschäfte ganz einstudiert hatte, und im Stande war, dieselbe in das gehörige Licht zu setzen; der bey diesen Eigenschaften ein gutes, Gerechtigkeit und Ordnung liebendes Herz hatte; dem es weder am Scharfsinne, noch an Aufmerksamkeit und Anstrengung fehlte, um einen Vortrag zu verfolgen, und alles auseinander zu wickeln; der die verschiedenen Seiten einer Sache leicht auffafste, und ihr stets auf den Grund zu kommen wufste; der nicht mit Worten, sondern nur mit Gründen sich beruhigen liefs; der das Gute blos um des Guten willen verlangte; der bey allem sich nach dem inneren Ausspruche des Gewifsens richtete, der voller Herablafsung, voll einer schätzbaren Wifsbegierde, von allem wollte unterrichtet seyn, der vermöge einer richtigen Urtheilskraft die Dinge miteinander zu vergleichen und zu würdigen, und sein

Ver-

Vertrauen zur schicklichen Zeit zu schenken, oder zurückzunehmen wuſste.“

So war, und so zeigte sich auf einmahl der Zögling Fenelons. — Wir haben es für nöthig gefunden, dieses lange Bruchstück aus den Denkschriften des Hrn von Saint-Simon hier einzurücken. Er schrieb es als Augenzeuge, und als ein genauer und wohl unterrichteter Beobachter; er schrieb es erst nach dem Tode des jungen Prinzen, und also zu einer Zeit, wo Eigennutz und Schmeicheley keinen Einfluſs mehr auf die hier geäuſserten Gesinnungen hatten; es dienet dazu, die widersprechenden Urtheile, welche man zu verschiedenen Zeiten über den Herzog von Burgund gefällt hatte, zu erklären; natürlicher Weise gebührt ihm ein Platz in der Lebensgeschichte Fenelons, weil dieser alle seine Kräfte dazu verwendet hatte, um für Frankreich einen solchen König zu bilden; es zeigt endlich, wie sehr er es verdiente, daſs F. ihm solche Regierungsplane, wie wir sie bald werden kennen lernen, anvertraute, und wie fähig er dazu war, sie auszuführen.

§. 14. *Fenelons Rathschläge für den neuen Dauphin vom April* 1811. *(Manuscpt.)*

Sobald F. von dem Tode des ersten Dauphin, und von der frühzeitigen Erhebung des Herzogs von Burgund, der auf eine gewiſse Art Mitregent ge-

geworden war, Nachricht erhalten hatte, glaubte er an ihn Rathschläge, die seiner neuen Bestimmung entsprächen, gelangen lassen zu müssen. Hier tritt kein *Mentor* auf, der mit einer sanften und väterlichen Stimme dem jungen Telemach Anweisung giebt, wie er über die kleine und wilde Felseninsel Ithaca zu regieren habe. Hier spricht ein mit der ganzen Gewalt und Majestät der Religion gewaffneter hoher Priester, welcher im Namen des Himmels dem Erben eines grossen Reiches die furchtbaren ihm aufliegenden Pflichten kund machet, und, während schmeichelnde Höflinge und zitternde Minister mit dem Herzoge von Burgund nur von seiner Macht und dem Glanze des höchsten Ranges sprachen, so läfst ihn F. in seinen erhabenen und ernsthaften Vorstellungen nur grosse Gefahren und grosse Verbindlichkeiten erblicken. Man kann wenigstens den Brief nicht lesen, welchen F. an den Herzog von Beauvilliers schrieb, um ihn dem neuen Dauphin vorzulegen, ohne von einem gewissen feyerlichen und religiösen Schauder ergriffen zu werden.

„Gott hat uns so eben hart getroffen, aber auch bey den härtesten Schlägen ist er oft voller Barmherzigkeit. Wir haben gleich vom ersten Tage an unsere Zuflucht zum Gebethe genommen, und werden dieses noch länger thun. Der Tod ist eine Gnade, in so ferne er allen Versuchungen ein Ende macht; vorzüglich entzieht er hienieden einen

Prin-

Prinzen der furchtbarsten aller Versuchungen, wenn er ihn eher hinwegraffet, als er zur Regierung gelangt. Dieses betrübte Schauspiel soll der Welt und ihren verblendeten Liebhabern zeigen, wie klein die Prinzen an und für sich sind, mögen sie auch übrigens für noch so groſs gehalten werden. Wohl denjenigen, die wie der h. Ludwig, niemahls ihr Ansehen dazu miſsbrauchten, um ihrer Eigenliebe zu schmeicheln, sondern es als eine ihnen blos dazu anvertraute Gewalt ansahen, um das Beste der Völker zu befördern. — *Nun ist es Zeit, sich Liebe und Furcht und Achtung zu verschaffen.* Man muſs immer mehr dahin streben, um dem Könige zu gefallen, sich in Gunst bey ihm zu setzen, ihm eine unbegränzte Anhänglichkeit zu erweisen, ihn zu schonen, und durch unermüdete Aufmerksamkeit und schikliche Gefälligkeiten ihm Erleichterung zu verschaffen. Man muſs der Rathgeber seiner Majestät, der Vater des Volkes, der Trost der Betrübten, die Hilfsquelle der Dürftigen, die Stütze des Volkes, der Vertheidiger der Kirche, und ein Feind aller Neuerungen seyn; man muſs sich von den Schmeichlern trennen, und miſstrauisch auf sie seyn; man muſs das Verdienst kennen lernen, es aufsuchen, ihm zuvorkommen, und es in Thätigkeit zu setzen wiſsen; man muſs alles hören, nichts ohne Beweis glauben, und sich über Alle eine Ueberlegenheit verschaffen, weil man höher als Alle stehet. Derjenige, welcher David vom Hirtenstabe

zum

zum Königsscepter führte, wird eine Sprache und Weisheit mittheilen, der Niemand wird widerstehen können, wenn man nur einfach und stets auf sein Inneres aufmerksam ist, und mifstrauisch auf sich selbst, Gott allein vertrauet. *Man mufs Vater, nicht Herr seyn wollen; nicht Alle müfsen für Einen, sondern Einer mufs für Alle da seyn, um sie alle glücklich zu machen.*"

Man kann sich leicht vorstellen, dafs F. das süfseste Vergnügen empfinden mufste, als er vernahm, wie gut man am Hofe und im Publikum für den Herzog von Burgund gesinnet war; wie dieser durch sein weises Betragen sich schon bey der Regierung und bey dem Volke in grofses Ansehen gesetzt hatte, und wie auf einmahl alle Herzen und Köpfe zu seinem Vortheile sich umgestimmet hatten. Er richtete nun seine Aufmerksamkeit dahin, alle Schritte defselben auf dieser neuen Laufbahn zu leiten, die zwar viele Bequemlichkeiten, aber auch ihre grofsen Schwierigkeiten hatte. Da er es unmöglich wagen dürfte, sich gerade zu mit dem jungen Prinzen in einen ununterbrochenen Briefwechsel einzulafsen, indem dieser nun schärfer als jemahls beobachtet wurde, und es ihm sein Grofsvater sicher nicht würde verziehen haben, dafs er sich den Eingebungen seines alten Lehrers überliefs, so bediente er sich des Herzogs von Chevreuse als einer eben so nützlichen als natürlichen Zwischenperson, um durch ihn seine Rathsfhläge, seine

Win-

Winke und Wünsche an den neuen Dauphin gelangen zu lassen.

*) „Schon seit mehreren Jahren hatte der Herzog von Beauvilliers zwischen dem Herzoge von Chevreuse und dem Herzoge von Burgund eine Verbindung angeknüpft, und letzteren daran gewöhnt, jenen als sein anderes Ich zu betrachten; das natürlich Sanfte und Verbindliche in dem Charakter des Hrn v. Chevreuse, seine Kenntnisse, die Beschaffenheit derselben, und die Art, sich auszudrücken, die blühende Ansicht, die er allem abzugewinnen wusste, ob er sich gleich dabey hie und da ein wenig irrte, waren lauter Eigenschaften, die dem jungen Prinzen gefielen; er hatte daher auch öfters mit diesem lange und vertrauliche Unterredungen, und erwarb sich sein Zutrauen in einem so hohen Grade, dass der Hr. von Beauvilliers sich seiner öfters wegen gewisser Dinge bediente, die er besser durch diesen seinen Schwager als durch sich selbst vortragen zu können glaubte. Da sie, (Beauvilliers und Chevreuse), nur ein Herz und eine Seele waren, so herrschte auch in ihrer Handlungsweise der nämliche Geist; alles floss aus den nämlichen Grundsätzen, alles ging auf den nämlichen Zweck hinaus, und einer hatte dabey immer den andern im Auge, so dass der Prinz in zwey verschiedenen Personen nur einen einzigen Führer hat-

*) Mémoires de Saint-Simon.

hatte, und daſs er an dem Hrn von Chevreuse vielen Geschmack gewonnen, und ihm sein ganzes Vertrauen geschenkt hatte, weſswegen dieser auch seit langer Zeit, ohne anzustoſsen, ihm alles sagen durfte, was er von ihm dachte, und was er an seinem Betragen geändert zu sehen wünschte; zumahl, da er seine Gespräche immer mit Zügen aus der Geschichte und aus dem Gebiethe der Gottesfurcht und der Wiſsenschaften zu würzen wuſste."

Uebrigens war der Charakter des Hrn v. Beauvilliers von Natur aus kälter, vorsichtiger und zurückhaltender, als jener des Hrn v. Chevreuse; er wollte lieber das Zutrauen seines Zöglings abwarten, als ihm hierin zuvorkommen, und der junge Prinz, fest überzeugt, in der Zärtlichkeit seines alten Hofmeisters stets die uneigennützigsten Rathschläge und den reinsten Trost zu finden, kam ohne Unterlaſs zu ihm hin, um an seiner Seite jene Liebe zur Tugend und zum öffentlichen Besten zu nähren, welche seine Erzieher in seinem Herzen angezündet hatten, gleich der heiligen Flamme, dem Sinnbilde des Vaterlandswohles.„

„Man kann sagen, daſs diese zwey Schwäger nur Ein Herz waren, dem der Erzbischof von Cambrai Leben und Bewegung mittheilte: unbegränzt war ihre Anhänglichkeit an ihn, ihr geheimer Briefwechsel mit ihm dauerte stets fort, immer zogen sie ihn zu Rathe über die gröſsten und die kleinsten Dinge, über häusliche, öffentliche und politi-

sche

sche Angelegenheiten; ihr Zutrauen hatte er ganz in seinen Händen; der junge Prinz erhohlte sich vermittelst ihrer Raths bey ihm, und durch sie wurde jene so bekannte und erhabene Freundschaft, jene Achtung, jenes Zutrauen unterhalten, welches er stets für F. hatte; er glaubte sie alle drey zu hören, wenn er nur einen von ihnen hörte."

Diese so vollkommene Harmonie, von der man vielleicht noch kein Beyspiel an einem Hofe hatte, machte es dem Hrn von Chevreuse leicht, zu jeder Stunde zu dem neuen Dauphin zu kommen, und ihm ohne Bedenklichkeit, ohne Gefahr, bey der argwöhnischen Stimmung des Königs und der Fr. v. Maintenon einen Verdacht zu erregen, oder die Eifersucht der Minister zu reizen, alle Briefe des Erzbischofes von Cambrai mitzutheilen.

Der Hr. v. Saint-Simon hat uns das bewunderungswürdige Benehmen des jungen Dauphin in seiner neuen Lage geschildert, und der nachstehende Brief F. zeigt, dafs dieses ihm bis auf die kleinsten Umstände von diesem weisen Erzieher war vorgezeichnet worden; der Brief datirt sich vom 12. May 1711.

„Der junge Prinz mufs jetzt mehr als jemahls daran seyn, um ein offenes, zuvorkommendes, leutseliges und geselliges Wesen an sich zu nehmen. *Er mufs der Welt den Wahn benehmen, als sey er zu gewifsensängstig, wie man ihm vorwirft; für sich sey er regelmäfsig in seinem Wandel, aber er veranlafse*

bey dem Hofe keine Furcht vor einer strengen Reform; man ist derselben nicht empfänglich; und wäre sie auch ausführbar, so müfste man ganz unmerklich dabey vorschreiten. Wir werden für ihn bethen. Er kann sich nicht genug anstrengen, um dem Könige zu gefallen, um ihm den geringsten Argwohn zu ersparen; um ihn eine vertrauensvolle und zärtliche Unterwürfigkeit sehen zu lafsen; um ihn bey seinen Geschäften zu unterstützen, um vor ihm eine männliche, jedoch sanfte und respectvolle Sprache zu führen, die nur nach und nach etwas ernsthafter wird. *Er darf nicht mehr sagen, als was man vertragen kann.* Das Herz mufs erst vorbereitet werden, ehe man harte Wahrheiten vorbringt, an die es nicht gewöhnet ist. Uebrigens weg mit Kinderpofsen, weg mit kleinlichen Andächteleyen! Die Regierungskunst lernt man weit befser, wenn man die Menschen, als wenn man die Bücher studieret."

Schnell verbreitete sich das Lob des neuen Dauphin von Versailles und Paris aus bis an die äufsersten Gränzen Frankreichs, und F. begann, die Früchte seines Eifers und seiner Sorgen zu geniefsen; alle Briefe, die von allen Seiten des Königreichs her zu Cambrai eintrafen, stimmten darin überein, dafs man sich an allen Orten der süfsesten Hoffnung überliefs, es würde nun bald Ordnung und Glück an die Stelle so vieles Elendes, so vieler Verwirrung und Finsternifs treten. Aus einem

Briefe

Briefe F. sieht man, daſs er selbst sich es nicht versagen konnte, an diesem allgemeinen Vergnügen Theil zu nehmen; er that es aber nur mit jenem bescheidenen Miſstrauen, das man nie verliert, wenn man über das Verdienst seines eignen Werkes streng urtheilet. Der Brief ist an den Hrn v. Chevreuse vom 24. August 1711.

„Wie ich höre, so geht es mit dem jungen Prinzen beſser; sein guter Ruf steiget, und er wird sich Ansehen erwerben. Man muſs ihn unterstützen, ihn mit dem Geschäftsgange bekannt machen, ihn gewöhnen, mit eignen Augen zu sehen, und selbst zu entscheiden. Er muſs Umgang mit den Leuten haben, um ihren Verstellungen auf die Spur zu kommen, um ihre Talente zu studieren, und um sich derselben, ungeachtet ihrer Fehler, nützlich bedienen zu können. Man muſs ihm eine Fertigkeit verschaffen, dem Könige Bericht abzustatten, ihn zu erleichtern, ihm sein Gutachten vorzutragen, und auf eine einnehmende Weise ihm die Entscheidung in den Mund zu geben. Thut der Prinz dieses mit Eifer und Respecte, so wird kein Argwohn rege werden, und er wird sich bald in Credit setzen. Er gebe sich ganz an Gott hin, um allein durch seinen Geist geleitet zu werden.“

§. 15.

§. 15. *Selbstverläugnung und Klugheit Fenelons in dieser Epoche.*

F. hatte bey allen Winken und Rathschlägen, die er dem neuen Dauphin ertheilte, keinen andern Zweck, als blos den Ruhm desselben, und das Wohl der Völker, die er einst beherrschen sollte; auf sich selbst nahm er dabey gar keine Rücksicht, obgleich eine so groſse Veränderung der Scene natürlicher Weise auch eine groſse Veränderung in seiner persönlichen Lage herbeyführen muſste. Selbst diejenigen seiner innigsten Freunde, denen er stets gewohnet war, sein Herz ganz offen darzulegen, und gegen welche er sich wenigstens einige Sylben von der tröstlichen Hoffnung hätte können verlauten laſsen, daſs er vielleicht, noch ehe sie der Tod auf immer von einander trennte, mit ihnen wieder dürfte vereiniget werden, verweisen ihm öfters in ihren Briefen diese Art von Selbstverläugnnng, die ihre Freundschaft beleidigte. „Auf Sich, schrieb ihm der Hr. von Chevreuse vom 4. Sept. 1711, nehmen Sie niemahls Rücksicht, und doch müſsen wir es thun, nicht blos Ihrer Person wegen, sondern um den uns verborgenen Fügungen Gottes keine neue Hinderniſse in den Weg zu legen.“

Jemehr sich F. in das Dunkel seiner stillen Wohnung zurückzog, wo er nicht das geringste in seiner zeitherigen Lebensordnung änderte, uud seinen

nen Neidern jede Veranlaſsung zu neuer Eiferſucht und Unruhe zu erſparen ſtrebte, deſto geſchäftiger war der Ehrgeiz um ihn herum, und ſuchte ſich ſchon vorhinein den Beyfall und die Gewogenheit eines Prälaten zu verſchaffen, der, wie alles zu verkündigen ſchien, nächſtens an den Hof zurückkehren, und deſsen Gnade wieder genieſsen würde.

*) „Im Frühlinge, (von 1711.) der Jahreszeit, in welcher ſich die Heere wieder zuſammenziehen, machte ſich zu Cambrai die am Hofe vorgefallene Veränderung erſt recht bemerklich; *blos über Cambrai nahm man von allen Seiten Flanderns ſeinen Weg*; alle Hofleute, die bey der Armee angeſtellt waren, die Generäle, ſelbſt minderbedeutende geringere Officiere trafen daſelbſt ein, und hielten ſich da, ſo lange als möglich, auf. F. hatte einen ſo glänzenden und zahlreichen Hof, daſs ſehr zu befürchten war, es dürfte dieſes auf Seite des Königs Unwillen und ſchlimme Folgen nach ſich ziehen. Man kann ſich leicht vorſtellen, wie freundlich und beſcheiden, und mit welcher Auszeichnung F. ſo viele Ehrenbezeugungen aufnahm, und wie ſehr ihm die *feiner denkenden* dafür werden gedankt haben, die ihn ſchon von langer Zeit her kannten, und auf ihren Reiſen nach Flandern ihm mit aller Ehrerbiethung begegnet waren. Dieſe Zuſammenkunft mach-

*) Mémoires de Saint-Simon.

machte wirklich grofses Aufsehen; allein der Erzbischof von Cambrai benahm sich so klug, dafs weder der König noch die Fr. v. Maintenon sich etwas darüber merken liefsen, indem sie wahrscheinlicher Weise nichts davon wifsen wollten."

§. 16. *Fenelons Rathschläge, den Feldzug von 1711. betreffend.*

F. benutzte dieses Beysammenseyn so vieler Generäle, welche ihm durch alle Beweise von Zutrauen und Ergebenheit zu gefallen suchten, dazu, um sich von dem Zustande der Armee, und von den Vortheilen oder Nachtheilen, welche aus der Stimmung der Soldaten und der Generäle entstehen konnten, einen genauen Begriff zu machen. Er wufste, dafs es dem Cabinete von Versailles gelungen war, mit jenem von London eine Unterhandlung anzuknüpfen, von welcher man sich bald einen guten Erfolg versprechen konnte. *) Er hielt es daher unter diesen Umständen für das klügste, dafs man Zeit zu gewinnen suchen, und einer Schlacht sorgfältig ausweichen sollte, weil bey einem üblen Ausgange derselben der siegreiche Feind bis an die Thore von Paris vordringen, und die günstige Stimmung des neuen Ministeriums von Eng-

*) Die Friedenspräliminarien mit England wurden wirklich im Octob. 1711. zu London unterzeichnet.

England für den Frieden wieder umändern könnte; ohnehin fürchtete er, bey der Muthlosigkeit, die wegen so vieler auf einander folgenden Unglücksfälle in der Armee eingerissen war, und bey dem verwegenen Charakter, dessen man den sie commandirenden Marschall von Villars beschuldigte, dürfte die letzte und schwache Schutzwehre, welche dem Eindringen in das Herz des Königreichs noch im Wege stand, auf das Spiel gesetzet werden; deswegen tadelte er auch die unbesonnene Hitze, mit welcher der Kriegsminister unablässig in den Marschall von Villars drang, dass er eine Schlacht wagen sollte.

Ich weis, (so schrieb F. an den Hrn von Chevreuse den 19. Sept. 1711.) dass der Hr. Voisin sehr starke Briefe an den Hrn Marschall von Villars schreibt, um ihn zu reizen, und zu gewagten Unternehmungen zu verleiten; so schreiben heisst, wie mir es wenigstens scheint, viel Uebels anrichten; solche Briefe bringen den Marschall in Verwirrung, und bewirken weiter nichts, als dass sie ihn für die guten Rathschläge kriegsverständiger Leute, die alles an Ort und Stelle selbst sehen, taub machen. — Den festen Plätzen, die noch in unseren Händen sind, fehlet es grösstentheils an allem, was zu ihrer Vertheidigung nothwendig ist; wenn wir eine Schlacht verlieren, und in die Flucht geschlagen werden sollten, so werden sie alle, wie Kartenhäuser, zusammenstürzen. Hier ist nicht mehr

die

die Rede von verlornen kleinen Schlachten früherer Zeiten; die Heere waren höchstens 20,000 Mann stark, von denen man 5000 oder 6000 einbüſste; das Königreich war damahls voll von einem kriegerischen und gutgesinnten Adel, und von reichen, zahlreichen und eifrigen Unterthanen; hingegen würden wir im Falle einer Niederlage keine Armee, und keine Mittel mehr haben, wieder eine herzustellen; der Feind würde mit 100,000 Mann in Frankreich einfallen, es ganz erobern und plündern; dieſs würde ein Einfall von Barbaren seyn. Paris ist 36 Stunden von der feindlichen Armee; diese Stadt macht jetzt allein das Königreich aus; mit ihr würden den Feinden alle Reichthümer der sämmtlichen Provinzen in die Hände fallen; sie würden den Pächtern der Staatseinkünfte alles Geld mit Gewalt abnöthigen, was der König nie von ihnen auf Credit erhalten kann; das ganze innere Königreich ist erschöpft, in Verzweiflung, und voll von Sectirern, welche ihr Haupt erheben würden. Ich glaube, wenn man jeden Fuſs Landes streitig machet, so könne man einer entscheidenden Schlacht entgehen, die uns noch übrigen festen Plätze decken, und den Feind ermüden. Diese Art, den *Zauderer* zu spielen, die für das Vaterland unendlich vortheilhafter ist, als eine zu gewagte Schlacht, fodert aber freylich gute Köpfe, und hat groſse Schwierigkeiten."

Mit

Mit Grunde war F. bey dem Anblicke einer so grofsen Gefahr betroffen; mit der Stimmung der Armee bekannt, und über alles von den vorzüglichsten Officieren aufgeklärt, wufste er genau zu berechnen, was in einer so mifslichen Lage zu hoffen oder zu fürchten war. Nachdem er mit Hilfe seines Scharfsinnes und seiner vieljährigen Menschenkenntnifs bey Untersuchung der verschiedenen Meinungen alles geschieden, getrennt und entfernet hatte, was Vorurtheil, Leidenschaft oder Eigennutz der Wahrheit der Thatsachen und der wirklichen Lage der Dinge mochte zugesetzt haben, so glaubte er nun im Stande zu seyn, ein richtiges und unpartheyisches Urtheil aufzustellen: dieses macht auch den Inhalt eines Aufsatzes auf, der eigenhändig von F. geschrieben, sich in unseren Händen befindet, und den er dem Hrn von Chevreuse zuschickte; eigentlich war er für den Hrn v. Beauvilliers bestimmt, und sollte ihn im Staatsrathe bey seiner Meinung über den Plan des Feldzuges leiten.

Liest man diesen Aufsatz, so erstaunt man vielleicht über die Strenge, mit welcher sich F. über den Marschall von Villars ausdrückt; allein die Fehler, die er ihm vorwirft, sind ihm auch von allen seinen Zeitgenofsen vorgeworfen worden, und er verräth bey dieser seiner Ansicht so wenig Vorurtheil, dafs, indem er mit der gröfsten Freymüthigkeit von allem spricht, was man von einigen un-

serer Generäle zu befürchten hatte, er zu gleicher Zeit eingesteht, daſs man sich vielleicht in der gröſsten Verlegenheit befinden dürfte, wenn man einen beſsern dafür ausfindig machen sollte. Erst im folgenden Jahre (1712) erhob sich der Marschall von Villars, indem er Frankreich bey Denain rettete, zu einer so hohen Stufe von Ruhm, daſs seine Tadler vor seinem Glücke verstummen muſsten.

„Der Marschall von Villars hat einen offenen Kopf, *) faſst gewiſse Dinge leicht auf, und drückt sich auf eine gewiſse Art sehr edel aus, wenn ihn seine Lebhaftigkeit nicht zu weit fortreiſset. Er hat Tapferkeit und guten Willen, ist nicht bösegesinnt, und in der Gesellschaft beträgt er sich ungezwungen und verträglich; allein er ist leichtsinnig, eitel, keiner anhaltenden Anstrengung fähig, und besitzt nicht Tiefblick genug, um einem so groſsen Kriege vorzustehen. Er macht Fehler, und wenn er sich in der Klemme befindet, so wirft er, wie man sagt, die Schuld davon auf Leute, die seine Befehle ausgeführet haben, obgleich er sie allein trägt. Seine General-Lieutenante sind überzeugt, daſs er keine gute Entscheidung zu geben wiſse, und aus Furcht, eine üble zu geben, nur lauter unbestimmte Entscheidungen erlaſse, um immer eine Ausflucht in Bereitschaft zu haben, mit welcher er sich auf ihre Unkosten rechtfertigen kön-

*) Mémoires de Fenelon sur la Campagne de 1711. (Manuscpt.)

könne. Diese vorgefasste Meinung macht sie schüchtern; niemand getrauet sich, etwas auf seine Gefahr zu nehmen; alles denkt nur darauf, sich sicher zu stellen; sehr leidet dadurch der Dienst in jeder Gelegenheit, und deswegen hat man Ursache, sich vor einer Schlacht zu fürchten."

„Der Marschall von Villars macht weit mehrere Fehler im Reden, als im Handeln; er ist eitel, scheint seine General-Lieutenante zu verachten, er hört sie nicht, er gibt zu verstehen, als seyen sie stets voller Furcht, und verständen nichts; bey dem geringsten erhaltenen Vortheile hält er sich für unüberwindlich; wird aber sanft wie ein Lamm, wenn er sich in Verlegenheit befindet."

„Er weis nicht einmahl die Menschen zu prüfen, oder sie zu leiten; er geht zu leicht über alles hinweg, bleibt sich nicht gleich, und ist unbesonnen; er kennt weder den Hof, noch die Armee; hat nur einigen Schimmer von Geiste; thut stets entweder zu viel oder zu wenig, und hat sich nicht genug in seiner Gewalt. Bey einem so schweren Kriege, wobey ganz Frankreich in Gefahr kommt, hätte man einen gröfseren Kopf nothwendig; allein, wo ist dieser? Wenn der Marschall von Villars an der Spitze der Armee bleibt, so ist es Hauptsache, dafs man ihm in geheim Einhalt thue, öffentlich aber alles Ansehen verschaffe; man mufs ihm einen Kriegsrath an die Seite geben, ihm aber äufserlich die Ehre von allem lafsen."

„Meh-

„Mehrere suchen ihn zu verschreyen, in der Hoffnung, entweder selbst seine Stelle zu erhalten, oder, weil sie alle einer so schweren Bürde nicht gewachsen sind, einem ihrer Freunde dieselbe zu verschaffen. — Das sind gefährliche Cabalen.“

„Hr. von Albergotti hat Erfahrung, Tapferkeit und Verstand, er ist pünctlich, arbeitsam, kann sich in grofses Ansehen setzen; er ist einnehmend, und weis zur Erreichung seines Zweckes alles geschickt vorzubereiten; aber er ist hart, stolz, hält bey seinen Ausgaben zu wenig auf Ehre, und ist dunkel in seinem Vortrage. Sollte er den Oberbefehl erhalten, so würden alle General-Lieutenante darüber in Verzweiflung gerathen; er wäre, wie man sagt, fähig auf die wunderlichsten Unternehmungen zu verfallen, und sehr gefährliche Fehler zu machen. Man hafset ihn, und hält ihn für falsch. Ich weis nicht, was daran ist, und urtheile auch nicht darüber; aber wenn ein Feldherr einmahl in einem solchen Rufe stehet, so kann dieses in schwierigen Zeitumständen aufserordentlich viel Schaden nach sich ziehen.“

„Es gibt mehrere gute General-Lieutenante, derer sich ein ordentlicher General weit nützlicher bedienen könnte, als es der Marschall von Villars thut, aber nach meiner Meinung ist kein einziger unter ihnen, den man an seine Stelle setzen könnte.“

„Mir

„Mir steht es nicht zu, über Kriegssachen zu urtheilen, und ich will mich nicht damit lächerlich machen; allein, nachdem ich alles angehört habe, was von beyden Theilen für und wider den Marschall von Villars gesprochen wird, so glaube ich, es geradezu sagen zu dürfen, daſs er, wenn er auch andere Fehler gemacht haben mag, bey dem letzten Vorfalle bey Bourlou nicht Unrecht hatte. Nichts desto weniger gestehe ich, daſs die Wegnahme von Bouchain *) unsere Gränzlinie veränlert, das ganze Kriegssystem verrücket, und dem Feinde den Vortheil verschaffet, uns leichter überfallen zu können. Ich gestehe, daſs, wenn man immer einer Schlacht ausweichet, man dadurch die Truppen muthlos macht, die Nation herabwürdigt, und den Frieden noch mehr erschweret; ich gestehe, daſs man in die Länge hinaus dem Feinde einen auſserordentlichen Vortheil einräumt, wenn man beständig zurückweichet, und ihn alles unternehmen läſst, was ihm gefällt; Dinge, die an und für sich sehr unklug sind, waget er so mit Klugheit; gehts länger so fort, so wird er uns auf den Rücken kommen, und unserer Gränzlinie so zusetzen, daſs endlich Frankreich für ihn offen stehet."

„Das ist aber die betrübteste Lage, wenn zwischen dem Abgrunde und mir alles von einem ein-

zi-

*) Bouchain war so eben am 13. Sept. 1711 vom Feinde eingenommen.

zigen Fehltritte abhängt, um ganz zu versinken; und gerade in dieser Lage befindet sich unsere Armee. Wird sie nach einer verlornen Schlacht auseinander gesprengt, so sind wir ohne Rettung verloren. Unsere Festungen allein helfen nichts; im Innern nnseres Reiches gibts kein kriegerisches Volk, keinen Adel, der dem Feinde die Spitze biethen kann; haben wir unsere Armee verloren, so können wir sie nicht mehr herstellen, wir können nur ihre Trümmer sammeln, die aber nicht im Stande ist, das Innere, wo alles offen ist, zu vertheidigen; eine grofse siegreiche Armee wird allenthalben vordringen, und überall sich behaupten. Alsdann wird es uns an Zeit und Kraft mangeln, um eine Friedensunterhandlung auf was immer für Bedingungen abzuwarten."

„Dieses alles sollte man meiner Meinung nach wohl beherzigen, um sich in Hinsicht der Kriegsunternehmungen oder der Friedensbedingungen nach dem zu richten, was uns wahrhaft noth thut."

„Ich fürchte, dafs ich mich vielleicht betrüge; allein ich gestehe, dafs ich, ohne Furcht zu haben, aus wahrem Eifer nichts mehr wünsche, als dafs man nur das Verlangen nicht aufgeben möge, den Frieden theuer zu erkaufen, vorausgesetzt, dafs es ein wirklicher Friede ist."

„Sollte unglücklicher Weise der Friede im nächsten Winter nicht zu Stande kommen, so müfste der Dauphin das Commando der Armee überneh-

nehmen, und die Marschälle von Harcourt und Berwick unter sich haben; aber es würde durchaus nothwendig seyn, daſs der junge Prinz, nachdem er sich des weisesten Raths würde versichert haben, sich in das gehörige Ansehen setzte, um zu entscheiden."

„Hier haben Sie meine schwachen Gedanken; ich kann freylich nichts als stammeln, aber was liegt daran, ich will gerne aus einem Uebermaſse des Eifers für einen ungeschickten Schwätzer gelten."

Mitten in einer so beunruhigenden Krise blieben indeſsen für F. noch zwey Gründe zum Troste und zum Vertrauen übrig. Er wuſste, daſs der Tod des Kaisers Joseph, und die im Ministerium der Königinn Anna vorgefallene Veränderung diese Prinzeſsinn zu einer Annäherung an Frankreich geneigt gemacht hatten, und ob er gleich von dem Fortgange der zwischen diesen beyden Höfen wirklich schon bestehenden Unterhandlungen noch nicht unterrichtet war, so konnte er doch mit Grunde hoffen, daſs sie endlich einen Frieden herbeyführen dürften, den man nicht theuer genug erkaufen könne. Auch sah er seinen alten Zögling, den nunmehrigen Dauphin, und nothwendigen Thronfolger seines Groſsvaters des Königes, dazu bereit, Frankreich jene innere Glückseligkeit wieder zu verschaffen, der es so dringend bedurfte, nachdem auf so viele mit gröſstem Ruhme geführten Kriege einer

der unglücklichsten gefolget war. Diesen wichtigen Gegenstand hatte er unaufhörlich vor Augen, und glaubte deſswegen, für den Herzog von Burgund einen allgemeinen Regierungsplan entwerfen zu müssen. Zwischen diesem jungen Prinzen und dem Throne erblickte er blos einen 74jährigen König, und muſste also natürlicher Weise glauben, daſs die Vorsehung dem neuen Dauphin den Ruhm vorbehalten habe, jene groſsen Maximen der politischen Moral, auf welche seiner Ueberzeugung nach Frankreichs Glück sich gründete, in Ausführung zu bringen. Wir haben die Skize dieses eigenhändig von F. niedergeschriebenen Planes; er erstreckt sich über den ganzen Umfang der Regierungsgeschäfte, und über alle Zweige der öffentlichen Verwaltung, und dient zum Beweise, mit welcher Theilnahme und Aufmerksamkeit F. diesen groſsen Gegenstand bearbeitet hat. Alle Theile seines politischen Systems sind auf das engste miteinander verbunden, so daſs er ein allgemeines Gemälde davon für hinreichend hielt, um mit einem Blicke seine Grundsätze, ihr Verhältniſs zu einander, und ihre leichte Anwendbarkeit su übersehen.

In seiner gegenwärtigen Lage hielt er es aber für unmöglich, alle Theile seines Systemes in einzelnen Aufsätzen genauer zu entwickeln, weil dieses zu viele Weitläufigkeit erfodert hätte; dergleichen Erörterungen sind nur für mündliche Unterredungen geeigenschaftet; er foderte deſswegen den

Her-

Herzog von Chevreuse auf, sich auf sein Landgut zu Chaulnes zu begeben, wo er mit ihm zusammentreffen wollte.

„Die Unterredungen, welche ich mit Ihnen zu halten wünschte, schrieb F. an den Hrn von Chevreuse den 9. Jun. 1711. können leicht bis auf eine natürliche Gelegenheit verschoben werden. Sie könnten, wenn es Ihre Geschäfte und *politische Rücksichten* zulaſsen, nach Chaulnes kommen; wir würden da in einer Woche mehr Fragen abthun, als ich es in noch so langen Aufsätzen thun könnte, ob mir gleich ihre Ausarbeitung mehrere Monathe Zeit kosten würde. Zu Chaulnes werde ich mich darauf beschränken, die Resultate unserer jedesmahligen Gespräche tabellenartig, wie in Grundriſsen, zusammen zu reihen; solche Tabellen würden Ihnen alle zwischen uns festgesetzten Maximen ins Gedächtniſs zurückbringen, und diese Maximen selbst würden Ihnen wieder rückwärts den Schlüſsel zur Erklärung der *Tabellen* liefern."

„Da Sie vielleicht, wie im vorigen Jahre, gegen das Ende des Feldzugs ohnehin nach Chaulnes kommen werden, so bin ich gesonnen, jetzt nicht gleich dahin zu reisen, so sehr auch deſswegen der Hr. Vidame in mich dringt, weil ich diese Reise nicht doppelt machen will. Ich habe stets, wie billig, den Hrn Vidame *wegen der Ungnade, in der ich noch immer mich befinde*, zu schonen gesucht; aber ich gestehe, daſs ich gegenwärtig dieses noch weit

mehr, als jemahls wünsche, um nicht *Gefahr zu laufen, ihm eine abschlägige Antwort,* *) *oder sonst eine Unannehmlichkeit zuzuziehen.* Ich halte es demnach für beſser, daſs, wenn Sie gegen das Ende des Feldzuges nach Chaulnes kommen sollten, ich meine Ankunft allda bis dahin aussetze. Von diesem meinem Vorhaben schrieb ich dem Hrn Vidame nichts, es bleibt bey mir, aber *in petto.*

Erst im Monathe November (1711) konnte der Hr. von Chevreuse nach Chaulnes kommen, und zu dieser Zeit verfaſste F. die Tabellen, von denen wir nun reden wollen.

Diese Tabellen enthalten eine Reihe von Aufsätzen, in denen jeder Gegenstand mit eben so vieler Klarheit als Bestimmtheit, kurz angezeigt wird. Wir haben sie nach dem Original-Manuscripte abschreiben laſsen, und glaubten sie am Ende dieses Buches abdrucken laſsen zu müſsen.

Der erste Aufsatz mit dem Titel: *Project für die Gegenwart,* enthält die Gedanken F. über den

zu

*) Es war damahls im Werke, die Grafschaft Chaulnes zu einem Herzogthume mit den Vorrechten eines Pairs zu Gunsten des Vidame von Amiens, nachgebohrnen Sohnes des Hrn von Chevreuse, zu erheben, wie denn diese Vorrechte schon ehemahls mit dieser Grafschaft verbunden waren. Aus Besorgniſs, er möchte durch seinen Besuch in Chaulnes der Gewährung dieses Gesuches des Hrn Vidame im Wege stehen, wollte Fenelon lieber dieses Vergnügens, dahin zu kommen, sich berauben.

zu schliefsenden Frieden; er wufste damahls noch nicht, dafs wenige Tage vorher die Friedensprälіminarien zwischen Frankreich und England unterzeichnet waren, denn dieses Ereignifs war bis jetzt blos den Cabineten von Versailles und London bekannt; die Königinn Anna hatte sogar ihren eignen Verbündeten ein Geheimnifs daraus gemacht, und wollte sie vorher erst dazu stimmen, ihren friedfertigen Absichten gutwillig oder nothgedrungen beyzutreten; es war aber dabey noch immer zu befürchten, dafs sie ihren dringenden Vorstellungen kein Gehör geben möchten. In dieser Lage der Dinge beharrt F. bey seiner Meinung, dafs man den *Frieden um jeden Preis erkaufen müfse*; nur deutet er darauf hin, dafs man von den Opfern, die man des Friedens wegen nun einmahl bringen müfse, Arras und Cambrai auszuschliefsen suchen solle, weil seit dem Verluste von Bouchain und Lille, sie für die innere Sicherheit des Königreichs zwey der wichtigsten Plätze geworden waren.

„Um den Krieg, im Falle kein Friede zu Stande kommen sollte, noch länger auszuhalten, gibt er beharrlich *den Rath, man solle einer Schlacht ausweichen, sich darauf einschränken, die Hauptplätze zu decken, und darüber sogar die unbedeutenderen Preis geben*; jedoch ist er zugleich der Meinung, dafs man, *wenn die Noth auf das höchste kommt, eine Schlacht liefern müfse*, selbst mit Gefahr, geschlagen, gefangen, und mit Ruhme getödtet zu werden.“

„Er

„Er wünscht, daſs am Hofe ein Kriegsrath aus Marschällen von Frankreich und andern versuchten Officieren möchte zusammengesetzet werden, weil solche Männer mehr vom Kriege verständen, als Staats-Secretäre, und sich über Unordnungen und Miſsbräuche freymüthig herausließsen; sie müſsten Kriegesplane mit Vorwiſsen des diese ausführenden Generales entwerfen; müſsten während des Feldzuges ihr Gutachten ertheilen, jedoch den Obergeneral nicht hindern, auch, ohne erst dieses Gutachten abzuwarten, eine Entscheidung zu geben, weil die Benutzung des günstigen Augenblicks stets die Hauptsache sey."

Der zweyte Aufsatz stellt *einen Reformations-Plan nach erhaltenem Frieden dar.*

„F. glaubt, die kostspieligen Festungen mit ihren Besatzungen seyen sehr verderblich; die Festungswerke fielen zusammen, sobald es an Geld mangle, oder ein Bürgerkrieg entstehe; alles beruhe auf der Ueberlegenheit der Armee."

„Man sollte wenige, aber dafür ganz vollzählige und wohl disciplinirte Regimenter haben; unter keinem Vorwande eine Verkäuflichkeit derselben dulden; niemahls sie bey vielen alten Officieren jungen Leuten ohne Erfahrung geben. Man sollte die Truppen in Hinsicht des Soldes, der Lebensmittel und der Spitäler wohl behandeln, und den Obersten und Hauptleuten gute Gehalte auswerfen. Auf das Dienstalter der Officiere ganz allein sey kei-

keine Rücksicht zu nehmen; Männer ohne Talent sollte man im Dienste nicht ergrauen lassen, aber dafür Leute von ausgezeichneten Talenten befördern."

„Bey Werbungen sollte kein Zwang gebraucht, und jedem der Abschied nach fünf Jahren zugesichert werden; dagegen sollte aber auch nie eine Amnestie statt haben."

„Statt des Invaliden-Hospitals sollte man lieber jedem Invaliden eine kleine Pension in seinem Geburtsorte auszahlen."

Ueber die *auswärtige Politik* stellt F. Principien auf, welche mit gleich starken Gründen vertheidiget oder bekämpfet werden können.

„Nie einen allgemeinen Krieg mit Europa."

„Nie Händel mit den Engländern."

Im dritten Aufsatze kömmt F. auf die *Einrichtung*, die man *wegen des Aufwandes am Hofe* zu treffen habe. In allen Reformen und Einschränkungen, die er vorschlägt, beweist er sich außerordentlich streng, allein der Zustand Frankreichs nach dem unglücklichsten Kriege rechtfertigte nur zu sehr die Nothwendigkeit der größten Sparsamkeit.

Er dringt, wie man bemerken wird, „auf das *Aufhören* doppelter Bedienungen, und darauf, daß Jedermann gehalten seyn soll, da seine Wohnung zu nehmen, wo er Amtshalber seyn muss. Er untersagt

sagt alle Anwartschaften auf Aemter und Gouverneurstellen.

Was die *innere Verwaltung* betrifft, so schlägt er vor, man sollte in jeder Diöcese *bey Vertheilung der Auflagen und öffentlichen Arbeiten* die in Languedoc eingeführte Form annehmen, welche da unter dem Namen *Steuereinrichtung* bekannt war.

F., stets von dem Wohlstande, den Languedoc seiner weisen Verwaltung zu verdanken hatte, gerührt, trägt darauf an, daſs man in jeder Provinz *Landstände*, nach dem Muster jener von Languedoc, einrichten möchte, und er bemerkt in einer Note: *man gehorcht da so gut als anderstwo, ist aber weniger erschöpft.*" Die Verwaltungsart in den Provinzen ordnet er nach der Zahl der *Landstände*, gibt jeder Provinz einen *Ober- und Unterpräsidenten*, so wie auch einen *Unterpräsidenten im Namen des Königs*, macht es aber *diesen allen zur Pflicht, innerhalb des Bezirkes ihrer Amtsstellen beständig zu wohnen.*

Um aber das Auflagen-System F. beſser beurtheilen zu können, muſs man sich in die Zeit zurückversetzen, in welcher er schrieb. Er wünschte, daſs die unter dem Namen von *Salzsteuer, allgemeiner Verpachtungen, Kopfsteuer, Zehend* bestehenden Auflagen unterdrückt, und es den Ständen jeder Provinz übertragen werden möchte, die ihrer Provinz öffentlich angewiesene Steuersumme von allen steuerpflichtigen auf eine nach ihrer Meinung

am

am wenigsten drückende Weise selbst zu erheben. *) Den Landständen würde dabey die Freyheit geblieben seyn, anstatt der harten *Salzsteuer* immer noch eine geringe Abgabe für das Salz zu fodern.

Im folgenden Aufsatze trägt F. förmlich auf Einführung von *Generalständen* an, die *alle drey Jahre* zusammenkommen sollten; er schien gar nicht daran zu zweifeln, daſs sie, wenn sie nur nach den wahren Grundsätzen der Monarchie organisirt würden, eben so unterwürfig und gutgesinnt seyn würden, als die Landstände von Languedoc, Bretagne, Burgund, der Provence und von Artois. Er ordnet ihre Zusammensetzung an, setzt ihre Verhältniſse zu den *Landständen in den Provinzen fest*, und schreibt ihnen ihre Befugniſse in Hinsicht der verschiedenen Gegenstände der Staatsverwaltung bestimmt vor; nimmt sich aber äuſserst in Acht, ihnen mehr als das *Recht*, *Vorstellungen zu machen*, zuzugestehen. **)

Ein

*) Diese Form war wirklich in der Provence bis auf die Revolution angenommen.

**) Der Abbé Fleury bemerkt mit Grunde, daſs, so häufig und gewöhnlich auch in Frankreich die Nationalversammlungen seit Karls des Groſsen Zeiten waren, sie doch zu nichts mehr berechtigt waren, als dem Könige Rathschläge zu geben, daſs der König aber allein entschied.

Ein besonderer sehr weitschichtiger Aufsatz bezieht sich auf den Adel. Er dringt darauf, daſs man in den Provinzen gegen alle jene, die sich den Adels-Titel beylegten, genaue Untersuchung anstellen sollte, und zeigt die Mittel an, wie diesem Miſsbrauche abzuhelfen sey. Er sorgt für die Erziehung des Adels, und gibt ihm Maſsregeln an die Hand, wie er sich am Hofe und im Dienste mit Würde behaupten könne. Nach seinem Dafürhalten sollen in jeder adelichen Familie unveräuſserliche, liegende Stammgüter, wie die Majorate in Spanien, festgesetzt seyn; der Adel soll auch, *ohne Nachtheil seiner erblichen Vorzüge, die Freyheit haben, den Handel im Groſsen zu treiben*, und Stellen bey der Magistratur zu bekleiden; er verbiethet die Miſsheirathen, so wie die Erhebung in den Adelstand, *auſser es müſste einer dem Staate ausgezeichnete Dienste geleistet haben.* Denjenigen, welche adeliche Güter an sich bringen, untersagt er, den Namen derselben anzunehmen. Er hebt die *Titular-Herzoge auf*, und will dafür nur Herzoge mit dem Vorrechte eines Pairs, setzt ihre Anzahl fest, die nie soll vermehret werden können, als im Falle, wo ein solches Herzogthum erloschen seyn wird. *Den Orden des h. Geistes behaelt er blos allein solchen Familien vor, die durch ihren Glanz, durch ihr hohes Alter, so daſs man ihren Ursprung nicht mehr kennet, sich auszeichnen; mit dem Orden des h. Michaels* sollen aber die Dienste *des guten Mittela-*

dels

dels belohnet werden; und er schlägt noch verschiedene Ritterorden mit besondern äufsern Ehrenzeichen für die General-Lieutenante, Generalmajore, und Obristen vor.

F., welcher den ganzen Werth dieser verschiedenen, ihren Gehalt der blofsen Meinung verdankenden Münzen kannte, nimmt sich sehr in Acht, dem Adel und dem Soldatenstande etwas mehr beyzulegen, als blofse Rangprivilegien; gestehet ihnen aber keine wirkliche Gewalt noch irgend eine Freyheit von öffentlichen Lasten zu.

Gegen *die unehlichen Kinder* geht er sehr strenge zu Werke, um den Ausschweifungen und Aergernifsen Einhalt zu thun. Nie sollen die unehlichen Kinder der Könige den Rang von *Prinzen* haben, den sie vor der gegenwärtigen Regierung auch niemahls gehabt hatten; nie sollen die unehlichen Kinder der *Prinzen* den Namen, die Wappen und den Rang der *Edelleute* haben.

In einem weitschichtigen Aufsatze, in welchem F. seine Gedanken nur kurz anzeiget, kommen seine Ansichten über Kirche und Religion vor. Dieser Aufsatz umfaſst eine Menge von Fragen. Es ist unmöglich, einen Auszug davon zu liefern; man kann keinen einzelnen Satz davon trennen, ohne die Wirkung aller übrigen zu schwächen, weil sie so stark in einander greifen, wie die Folgesätze eines geometrischen Beweises. Man muſs den ganzen Aufsatz überschauen, um sich einen richtigen

Be-

Begriff von der Art zu machen, wie F. diesen wichtigen Gegenstand behandelt, der zu gleicher Zeit in die Glaubenslehre, Kirchenzucht, Geschichte, Politik und Rechtsgelehrtheit einschlägt; am meisten verdient dabey die Schärfe und Bestimmtheit bewundert zu werden, mit welcher er die Rechte, Gränzen und Verhältnifse der geistlichen und zeitlichen Gewalt ausmittelt.

Die *Einrichtung der Rechtspflege,* ein gewifs eben so wichtiger Gegenstand zog ebenfalls die Aufmerksamkeit F. auf sich, und zum Erstaunen ist die Menge seiner Ideen, welche für sein Jahrhundert kühn und gewagt seyn konnten, deren Weisheit, Nützlichkeit und Nothwendigkeit aber die Erfahrung erprobet hat.

Er fängt damit an, die Rechte, Verrichtungen und Pflichten des Kanzlers von Frankreich in Hinsicht auf jene Classe von Magistratspersonen zu bestimmen, die unter seiner unmittelbaren Aufsicht arbeiten, und welche jenen Theil der richterlichen Gewalt ausüben, den sich der Souverain vorbehalten hat.

Er wünschet, dafs die *Stellen der Requetenmeister* (Referendäre) *nicht mehr kaeuflich abgegeben, sondern nur den auserlesensten Magistratspersonen aus allen Gerichtshöfen des Königreichs anvertraut werden sollten.*

Fer-

Ferner sollte man nach einer ehemahligen Sitte von Zeit zu Zeit Staatsraethe in die Provinzen abschicken, um den Mifsbraeuchen abzuhelfen.

Bey den Parlamenten sollte man *nach und nach* die durch eine jährliche Abgabe erhaltenen *Erbrechte auf Parlamentsstellen* unterdrücken, sollte die Zahl der Magistraturstellen vermindern; *die Richtergewalt sollte lebenslaenglich in den Haenden unbescholtener und hinlaenglich unterrichteter Maenner bleiben; ihre Kinder sollten die Stelle ihrer Vaeter nur in dem Falle erhalten, wenn sie sich derselben würdig zeigen würden, und das Gehalt sollte ihnen aus den Staatseinkünften gereichet werden.*

Wenige Gesetze, sagt Fenelon, *aber dafür hinlaenglich deutliche, um den Schwierigkeiten über Testamente, über Heirathsvertraege, über Tausch- und Verkaufsfaelle, über Arreste und Befehle dazu auszuweichen: endlich wenige willkührliche Verfügungen.*

Er empfiehlt die gröfste Sorgfalt in der Wahl *der ersten Praesidenten und General-Procuratoren; bey gleichem Verdienste sollen die Adelichen den Vorzug haben.* Zu allen den vorzüglichen Magistratsstellen fodert er ein Alter von vierzig Jahren und darüber.

Keine *Nebengerichte* mehr; ihre Rechte übertrage man an *die Amtleute des Staates.*

Keine Lehnsgerichtsbarkeit für einzelne Gutsherren, oder auch für den König selbst auf seinen eignen Gütern. — Man lafse ihnen die Polizeygewalt,

walt, den Vortritt in der Pfarrkirche, und die Jagdrechte, alles übrige theile man den von Staatswegen aufgestellten Amtleuten zu. — Man bestimme genau die Jagdrechte zwischen den Lehnsherren und ihren Lehnträgern.„

Keinen hohen Rath mehr, kein Steueramt, keine Steuercommissaere, keine Schatzverwahrer Frankreichs mehr. Dafür einen Staatsrath, in welchem der König stets gegenwärtig ist, und sechs andere Collegien für alle Geschäfte des Königreichs. Keine Anwartschaften auf Aemter und Gouverneurstellen mehr!„

Man setze bey dem Kanzler von Frankreich eine Commission aus den auserlesensten Rechtsgelehrten nieder, um die Gewohnheitsrechte zu durchsehen und zu verbeſsern, um den Proceſsgang abzukürzen, um die Procuratoren im Zaume zu halten.„

Landstände würden für die Verwaltung der Provinzen die Intendanten fernerhin entbehrlich machen. — Missi dominici sind nur von Zeit zu Zeit aufzustellen.

Vorzüglich wird man über die ausgebreiteten Kenntniſse staunen, welche F. über den *Handel* zu einer Zeit hatte, wo man das, was man heut zu Tage *Staats-Wirthschafts-Lehre* nennt, weder kannte, noch ahndete.

Das wirksamste Mittel, um dem Wucher zu steuern, besteht seiner Meinung nach darin, daſs man den Geldhandel öffentlich dazu angestellten,

und

und im besten Credit stehenden Wechslern allein überlaſse. Er schlägt eine Art von einem vertrauten Censurgerichte vor, um in einer Menge von Particular-Fällen, soviel als möglich, den schweren und delicaten Unterschied *zwischen Wucher und erlaubtem Handelsgewinne* festzusetzen.

Ueber die Frage, ob man die *Ein- und Ausſuhr-Zölle* aufheben solle, will er die General- und Provincialstände entscheiden laſsen.

Er hält Frankreich für reich genug, wenn es sein Getreide, sein Oel, seine Weine, Tücher etc. gut verkaufen kann; er glaubet nicht, daſs die Engländer und Holländer durch ihre Specereyen und andere Modewaaren einem so groſsen Vortheile das Gleichgewicht halten dürften; läſst indeſsen hierüber Jedwedem volle Freyheit.

Er dringt auf einen feststehenden, einförmigen und mäſsigen *Tarif*, um dem Fremden jede Chicane und Quälerey zu ersparen.

Man soll Manufacturen errichten, um bessere Waaren als die Ausländer zu liefern, ohne jedoch die Waaren der letzteren von Frankreich auszuschlieſsen; ferner *öffentliche Leihhaeuser* für jene, die gerne Handel treiben möchten, aber keine Vorschüſse zu bekommen wiſsen.

Sorgfältig empfiehlt er, man solle den Fortschritten des Luxus entgegen arbeiten, der sich schon in alle Classen der bürgerlichen Gesellschaft einschlich, *und weit mehr Familien zu Grunde richte,*

als

als er Modehändler bereichere. — Der zehnte Aufsatz ist folgenden Inhalts:

„Man begnüge sich mit einer mittelmäſsigen Marine, und suche die Seemacht nicht höher zu treiben, als es die Bedürfniſse eines Staates leiden, der sich allein niemahls in Seekriege gegen solche Mächte, die alle ihre Kräfte auf die Marine verwenden, einlaſsen soll.“

„Man begünstige die Handelsverhältniſse mit den Holländern, weil diese wegen ihrer Arbeitsamkeit, ihrer strengen Frugalität, ihrer Gewohnheit, wenige Matrosen auf ihren Flotten zu gebrauchen, wegen ihrer gut eingerichteten Handelsgesellschaften, und wegen der Menge ihrer Frachtschiffe sich mit einem weit mäſsigern Handelsgewinne, als jede andere Nation, begnügen können.“

„Man fertige ein Gesetzbuch in Hinsicht der Wegnahme fremder Schiffe, und erleichtere den Küstenhandel.“

„Man erlaube jedem Fremden, sich in Frankreich häuslich niederzulaſsen, und alle Vorrechte der Eingebohrnen zu genieſsen, wenn er seine Absicht vor dem königlichen Amte zu Protokoll gibt, ein Zeugniſs seiner guten Sitten und seines Wohlverhaltens beybringt, und den vorgeschriebenen Eid leistet.“

Man sieht, daſs alle diese Aufsätze nur die Resultate eines langen Nachdenkens über die Regierung, über die Vortheile und Nachtheile der beste-

stehenden Einrichtungen, über die Art, sie zu vervollkommnen, und den dabey vielleicht eingeschlichenen Miſsbräuchen abzuhelfen, enthalten.

Ohne Zweifel würde nichts leichter seyn, als gegen eine groſse Menge der in einem so weitschichtigen Plane vorkommenden Vorschläge Einwendungen zu machen, und das System F. im ganzen wie im einzelnen aus einer ganz entgegengesetzten Denkart und Ansicht der Dinge bitter zu tadeln. Die Erfahrung hat uns seit einigen Jahren viele Aufschlüſse geben können, die unsern Vätern und uns selbst vorher mangelten.

Aber um ein gesundes Urtheil darüber zu fällen, um dabey, ich will nicht sagen, unpartheyisch, sondern vollkommen billig zu verfahren, muſs man sich in die Zeit versetzen, in der F. lebte; man muſs sich erinnern, daſs, als er *Generalstände* und *Landstaende in den Provinzen* in Vorschlag brachte, Ludwig XIV. noch am Leben war; daſs das königliche Ansehen noch in seiner vollen Kraft bestand; daſs die Begriffe von Ordnung und Unterwürfigkeit, an die man in Frankreich gewöhnt war, keine Spur eines Hanges zur Unabhängigkeit und Anarchie durchschimmern lieſsen; daſs das Andenken an die Unruhen, unter welchen man so viele Jahre lang wegen der republikanischen Grundsätze der Calvinisten geseufzet hatte, noch nicht gänzlich erloschen war; daſs Gefühle für Religion und Moral in allen Classen der Gesellschaft noch herr-

schend waren; daſs die öffentliche und die Privaterziehung ganz christlich und monarchisch war; daſs endlich die öffentliche Denkart nicht durch jene gottlose und aufrührische Grundsätze verdorben war, welche man erst gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhundertes in Frankreich auszustreuen begann.

Man muſs auch bemerken, daſs die Ausführung von F. Planen das Werk eines Prinzen seyn sollte, der in der ganzen Reife und Kraft seines Alters zum Throne gelangte, eines durch Unglück und Verdrieſsigkeiten geprüften Prinzen, der schon die ganze Achtung genoſs, welche groſse Tugenden und Talente, vom Glanze eines mächtigen Thrones umgeben, stets an sich ziehen; der von der öffentlichen Meinung wäre unterstützet worden; der durch seine allgemein bekannte Festigkeit alle groſse Hinderniſse und kleine Intriguen würde besieget haben; und der die tugendhaftesten und aufgeklärtesten Männer zu seinen Ministern würde gehabt haben. Welche Kraft würde ein so seltenes Zusammentreffen von Männern, Mitteln und Umständen einem Souveräne ertheilet haben, der von der feurigsten Liebe zur Ordnung und Gerechtigkeit begeistert war?

Endlich muſs man hauptsächlich darauf Rücksicht nehmen, daſs die Form, welche F. für die Zusammensetzung der Generalstände vorschlug, den heftigen Ausbruch jener abscheulichen Leidenschaften nicht befürchten lieſs, durch welche Frankreich

zerfleischt, und die Monarchie in Trümmer zerrissen wurde.

Sollten aber aller dieser Gründe ungeachtet, die es vielleicht leichter ist, aus Laune zu verwerfen, als unpartheyisch zu würdigen, wegen des noch frischen Gefühls so vieler Leiden, welche uns die gefährlichen Versuche verursacht haben, unsere Leser der Meinung seyn, daſs sich F. von den Gefühlen seines weichen Herzens, und von zu süſsen Bildern seiner Einbildungskraft habe verführen lassen, so wollen wir diese einer Generation, die kaum den schrecklichsten Convulsionen entronnen ist, so leicht verzeihliche Vermuthung nicht bekämpfen; wir wollen eben so wenig eine betrübte Parallele zwischen Zeiten und Personen hier ziehen, und daraus den Schluſs ziehen, daſs ein Versuch, den der Herzog von Burgund mit bestem Erfolge machen konnte, in einer ganz verschiedenen Epoche nothwendig den Thron umstürzen muſste; wir wollen nur den zu scharfen Tadlern das Einzige bemerklich machen, daſs in dem Augenblicke, wo F. seinen tugendhaften Träumen nachhing, sich auſser ihm und dem Herzoge von Burgund vielleicht in ganz Frankreich Niemand befand, dem es nur in den Sinn gekommen wäre, mit den Mitteln, das Volk zu erleichtern, sich zu beschäftigen; es scheint uns, daſs ein Mann, der so schätzbare und wohlthätige Gesinnungen äuſsert, gewiſs gerechten Anspruch auf die öffentliche Dankbarkeit habe.

Gehet man von diesen allgemeinen Betrachtungen auf die Prüfung der einzelnen Theile von Fenelons Plane über, so muſs man wenigstens dieſs eingestehen, daſs er in Hinsicht der Staatsverwaltung weit umfaſsendere Ansichten aufstelle, als man sie von der Zeit, in der er schrieb, erwarten konnte.

Was er über den Handel und die billige Freyheit saget, die ihm die Regierung bewilligen soll, ohne sich in den Gang desselben durch einen mittelbaren Einfluſs, oder durch drückende Vorschriften mischen zu wollen, ist seitdem von allen guten Köpfen laut gebilliget, und selbst ziemlich allgemein angenommen worden.

Die Veränderungen, die er bey der Magistratur vorschlug, hatten keinen andern Zweck, als die vielen unnützen Stellen abzuschaffen, die man mehr wegen des Unglückes der Zeit, und wegen Geldmangels, als wegen des Besten des Volkes hatte errichten müſsen.

Auf die Einführung von Landständen in den Provinzen drang man einige Jahre vor dem Ausbruche der Revolution allgemein, und mit groſsem Eifer, und sie würden gewiſs groſsen Nutzen gestiftet haben, wenn man ihnen eine paſsende Form und Einrichtung gegeben hätte.

Das viele Gute, welches, wie er sich durch die Erfahrung überzeugt hatte, Languedoc seiner Verwaltungsart zu verdanken hatte, hatte einen tiefen

Ein-

Eindruck in seiner Seele zurückgelaſsen, und hier liegt der Grund, warum er so beharrlich darauf dringet, daſs man in allen übrigen Provinzen Landstände nach dem Muster jener von Languedoc errichten solle. Wirklich muſste der Verfaſsung dieser Provinz ein wirksames Princip zur Ordnung und zu Verbeſserungen zu Grunde liegen, weil das allmählige und sichtbare Fortschreiten des Wohlstandes von Languedoc allgemeine Aufmerksamkeit, ja sogar die Eifersucht der benachbarten Provinzen erregte; die öffentlichen Verwalter konnten ihren Tadlern mit Zuversicht zurufen: *kommt, sehet und urtheilet*.

Die Einführung von *Provincial-Landstaenden* würden es wahrscheinlicher Weise Fenelonen unnöthig gemacht haben, einen so fürchterlichen und gefährlichen Versuch von *Generalstaenden* in Vorschlag zubringen. *Die Provincial-Landstaende* reichten schon hin, um der Regierung alle Unterstützungen, alle Mittel zur Macht, zum Credit, und zum Wohlstande, welche sie nur wünschen konnte, an die Hand zu geben, und er würde gewiſs Bedenken genommen haben, dem Throne gegenüber eine furchtbare Macht aufzustellen, deren geringste Bewegung schreckliche Wirkungen hervorbringen muſs.

Was über die Diener der Religion, über ihre Gerichtsbarkeit, über ihre Amtsverrichtungen, ihre Unterwerfung unter die Staatsgewalt, ihre Unab-

hängigkeit in Betreffe der rein geistlichen Gewalt vorkömmt, läſst sich unmöglich mit gröſserer Bestimmtheit und Uneigennützigkeit ausdrücken; man sieht auch, daſs er die unbestreitbare Verbindlichkeit der Geistlichkeit anerkannte, aus ihren Einkünften zur Bestreitung der Staatslasten beyzutragen. Er war auch nicht abgeneigt, die alte Sitte der kanonischen Wahlen wieder herzustellen, ihnen jedoch eine solche Form zu geben, daſs dem Souveräne dabey der billige Einfluſs bey den Wahlen der ersten Glieder des ersten Standes im Staate unbenommen blieb.

Man wird sich freylich darüber aufhalten, daſs F. dem Geburtsadel so viele Begünstigungen einzuräumen scheint; allein er dachte hierüber, wie nachher Montesquieu schrieb und dachte, daſs nämlich keine Monarchie ohne Adel bestehen könne; er lebte in einer Monarchie, wo der Adel schon eingeführt war, und er schrieb für einen Monarchen. Das vernünftigste, was sich sagen läſst, dürfte dieses seyn, daſs nämlich F. der Ausführung eines Theils seiner Plane vielleicht von selbst würde entsaget haben, wenn ihn die Vorsehung an die Spitze der Regierungsgeschäfte gestellt hätte. Es ist wirklich etwas anders, im Stillen nachdenken, in der Einsamkeit seines Cabinets, wo der Geist nur auf das Nützliche und Vernünftige sieht, wo das Herz nur für Tugend fühlet, und sich leidenschaftlich den süſsen Wünschen für das öffentliche

Wohl hingibt, schöne Plane auszusinnen, und wieder etwas anders, alle diese glänzenden Theorien in Ausführung zu bringen: denn hier stöſst man bey jedem Schritte auf Hinderniſse, welche der Eigennutz und die Leidenschaften der Menschen uns in Weg legen, und auf welche man immer bey seinen Berechnungen zu wenig Rücksicht nimmt. Daraus entstehen nun, um mich eines Lieblingsausdruckes F. zu bedienen, *Rechnungsverstöſse*, welche so oft das Herz rechtschaffener Leute mit Kummer erfüllen, und alle ihre groſsmüthige Anstrengungen vereiteln.

§. 17. *Tod des Herzogs von Burgund.*

Aber während F. an dem Glücke einer neuen Generation arbeitete, stand der Tod, der in diesem hinfälligen Leben die Hoffnungen des Tugendhaften eben so oft täuschet, als die thörichten Gedanken des Ehrsüchtigen, in Bereitschaft, um dem Herzoge von Burgund den letzten Schlag zu versetzen.

Bey Durchgehung dieser kostbaren Denkmahle, in welchen die ganze Seele F. und seines jungen Zöglings zu athmen scheinen, weilte mein Blick mit Vergnügen auf den von so reinen und tugendhaften Händen gebildeten Schriftzügen; auf jeder Zeile fand ich jene Achtung für Religion, die dem Ansehen der Könige so günstig, dem Wohle der Völker so zuträglich, und der gesellschaftlichen Ein-

tracht so nothwendig ist; fand die Ergiefsungen zweyer für das Glück der Menschen leidenschaftlich eingenommener Herzen; fand die edelmüthigsten Gesinnungen, und jene weise Güte, welche Frankreich eine väterliche, feste, aber durch Ordnung Milde und Gerechtigkeit gemäfsigte Regierung erwarten liefsen. Schon glaubte ich zu sehen, wie das Jahrhundert des Glückes dem Jahrhunderte des Ruhmes folgte. — Aber hier ward mir, als entwischten diese Papiere mir aus den Händen; traurige Erinnerungen traten an die Stelle so sanfter und tröstlicher Bilder; es sind kaum achzig Jahre seit dem Tode F. und des Herzogs von Burgund verflofsen, und schon haben gottesräuberische Hände jenen ehrwürdigen und alten Tempel, in welchem F. die Geheimnifse der Religion feyerte, bis auf den Grund niedergerifsen; haben den Altar umgestürzet, an welchem er so oft seine Hände für das Wohl Frankreichs zum Himmel erhob; haben die Kanzel zertrümmert, die so oft von seiner Stimme ertönte; die Ruhestätte der Verstorbenen wurde umgewühlet, und an einem und den nämlichen Tage sah man die Asche der Könige in ihren stillen und alten Gewölben, und jene der hohen Priester am Fufse der Altäre in die Luft zerstreuen. — Gott allein ist grofs, Gott allein ist ewig.

Nicht ganz drey Monathe hernach, als F. seinen Regierungsplan, von dem wir eben einen Auszug

zug lieferten, zu Ende gebracht hatte, riſs eine schreckliche, unvorgesehene und unerklärliche Krankheit den Herzog und die Herzoginn von Burgund, und ihren ältesten Sohn, den Herzog von Bretagne innerhalb weniger Täge ins Grab *). Vor den Ereigniſsen, von denen wir selbst Augenzeugen gewesen sind, hätte man glauben können, daſs nie eine schrecklichere Catastrophe den Pallast der Könige in eine so tiefe Trauer versenkt habe.

So starb in der Blüthe seiner Jahre ein Prinz, **) über deſsen Tod ganz Frankreich in Thränen zerfloſs, und deſsen Name noch jetzt nach Verlaufe eines ganzen Jahrhunderts nicht anders als mit einem Ausdrucke von Wehmuth, Liebe und Verehrung ausgesprochen wird.

„Welch eine Liebe zum Guten! ***) Welche Losreiſsung von sich selbst! welche Bestrebungen! welche Früchte! welch reine Gesinnungen! und, darf ich es sagen, welche Wirkungen der Gottheit in dieser so lautern, so einfachen, so starken Seele, die, so weit es den Sterblichen hienieden vergönnt ist, ihr Bild so treu in sich bewahret hat! Groſser Gott! welch ein Schauspiel stelltest du an seiner Per-

*) Die Herzoginn von Burgund starb den 12. Febr., der Herzog von Burgund den 18. Febr., und der Herzog von Bretagne den 12. März 1712.

**) Der Herzog von Burgund war erst 29 Jahre alt.

*) Mémoires de Saint-Simon Tom. I. p. 363.

Person auf! Und warum bin ich noch nicht im Stande, alle die geheimen und erhabenen Züge davon an das Licht hervorzuziehen, weil du nur allein sie geben konntest, du allein ihren ganzen Werth kennest! Welche Nachahmung Jesu Christi am Kreuze! Ich sage dieses nicht blos in Hinsicht des Todes und der Leiden; sein Geist erhob sich weit über diese. Welches Wachsthum in der Selbstverläugnung! Welche Ergiefsungen des lebhaftesten Dankes dafür, dafs er vor der Führung des Zepters, und der einst darüber abzulegenden Rechenschaft bewahret seyn sollte! Welche, und welch vollkommene Unterwerfung! Welche feurige Liebe zu Gott! Welch ein starker Blick auf sein Nichts, und seine Sünden! Welch ein herrlicher Begriff von der unendlichen Barmherzigkeit! Welch eine religiöse und demüthige Furcht, und wie gemäfsigt diese durch Vertrauen! Welch eine weise Seelenruhe! Welch ein Ausharren im Lesen und im Gebethe? Welch ein heifses Verlangen nach den Sacramenten der Sterbenden! Welch tiefe Geistessammlung! Welch unüberwindliche Geduld! Welche Sanftmuth! Welche stete Güte für Jedermann, der sich seinem Sterbebette näherte! Welch eine reine Liebe zu Gott, vermöge der er sich innigst sehnte, zu Gott zu kommen! Frankreich erlag endlich unter dieser letzten Züchtigung; Gott zeigte ihm nur ſeinen Prinzen, den es nicht ver-

dien-

diente; die Erde war seiner nicht würdig, er war schon reif für die Ewigkeit."

Solche rührende Klagetöne entriſs Schmerz und Verzweiflung einem Weltmanne, der Zeuge dieses traurigen Ereigniſses war. In der Einsamkeit, unter seinen Papieren, den alleinigen und geheimen Vertrauten seiner Gefühle und Bekümmerniſse, suchte Hr. von Saint-Simon sein gepreſstes Herz dadurch zu erleichtern, daſs er den Herzog von Burgund mit den reinsten und anziehendsten Farben schilderte; so dachte ein Mann, der wegen seines unbiegsam-strengen Urtheiles allgemein bekannt ist, und jede Schmeicheley so sehr scheute, daſs er oft ungerecht darüber ward.

Man muſs uns verzeihen, daſs wir uns nicht ohne schmerzliche Theilnahme bey einem so betrübten Gegenstande etwas verweilet haben; das Leben und der Tod des Herzogs von Burgund waren das Leben und der Tod Fenelons.

Die nämlichen Briefe, die F. den Tod der Herzoginn von Burgund meldeten, ertheilten ihm auch die Nachricht, daſs der junge Prinz selbst sehr gefährlich danieder liege. Wie es scheint, sah F. gleich vom ersten Augenblicke voraus, daſs alles zu befürchten sey; er kannte diese leidenschaftlich gestimmte Seele, dieses tief fühlende Herz, diesen melancholischen Charakter, dem alle die eitlen Zerstreuungen der von ihm verachteten Welt keinen Genuſs verschafften, und dem es nur Trost, Ver-

gnügen und Labung gewährte, seinem innern Schmerzen ungestört nachhängen zu können.

F. läſst seine lebhafte Unruhe in folgendem kurzen Briefe vom 10. Febr. 1712. durchschimmern:

„Ich bin sehr betroffen wegen der Krankheit des Dauphin; *schon seit einiger Zeit fürchte ich für ihn ein trauriges Loos.* Wenn Gott nicht mehr gegen Frankreich aufgebracht ist, wird er wieder davon kommen: ist aber der Zorn Gottes noch nicht besänftiget, *so hat man alles für sein Leben zu befürchten.* Ich kann um nichts anhalten, ich zittere, und habe die Kraft nicht zu bethen. Benachrichtigen Sie mich von dem Verlaufe seiner Krankheit; Sie wiſsen, welchen Antheil mein Herz daran nimmt; Ach! Ach! Herr, sieh erbarmungsvoll auf uns herab.“ — Bey einigen nicht so beunruhigenden Symptomen lebte wieder ein Schimmer von Hoffnung in F. Herzen auf. — „Ich fange wieder an, zu hoffen, schrieb er den 16. Febr., daſs der Hr. Dauphin nicht sterben werde; nur bleibt stets im Innersten meines Herzens eine geheime Furcht zurück, Gott dürfte gegen Frankreich noch nicht besänftiget seyn; schon lange schlägt er auf uns, wie der Prophet sagt, und sein Zorn ist noch nicht gestillet.“

Der Herzog von Chevreuse, *) welcher auf eini-

*) „Der Hr. v. Chrvreuse, stets ruhig, stets hoffend, stets alles in

nige oberflächliche Kenntnisse, die er in der Arzneywissenschaft hatte, zu vieles Vertrauen zu setzen geneigt war, beruhigte vollends seinen Freund über den Zustand des jungen Prinzen. Bey dieser tröstlichen Hoffnung lebte F. selbst wieder neu auf, und von einer so süssen Täuschung hingerissen, suchte er mit einer väterlichen Sorgfalt in das Herz des Herzogs von Burgund alle die sanften und religiösen Tröstungen zu giessen, die dessen Schmerzen angemessen waren.

„Unmöglich, (schrieb F. an den Hrn v. Chevreuse den 18. Febr. 1712.) kann man von dem Verluste, den der Hr. Dauphin so eben erlitten hat, und den er, wie man sagt, so schmerzlich empfindet, tiefer gerührt seyn, als ich es bin. Ich stehe seiner Gesundheit wegen sehr in Sorgen; sie ist schwach und zärtlich; nichts ist für die Kirche, für den Staat, und für alle gute Menschen von grösserer Wichtigkeit, als sie. Ich bethe und lasse bethen für die Ruhe der entschlafenen Prinzessinn, und für die Gesundheit und den Trost des Prinzen. Sie kennen sein Temperament, es ist sehr lebhaft und etwas melancholisch; ich besorge, er möch-

in schönem Lichte sehend, suchte uns aus der Physik und Arzneywissenschaft zu beweisen, dass mehr zu hoffen, als zu fürchten sey, und diess mit einer Ruhe, die mir endlich unerträglich ward." Mémoires de Saint-Simon Tom. I. p. 351.

möchte sich von tiefem Schmerzen und von der Traurigkeit so sehr befallen lafsen, dafs seine Frömmigkeit in Peinlichkeit, in schwarzen Gram und in Gewifsensbangigkeit übergeht. Man mufs das für ihn so traurige Ereignifs dazu benützen, um ihm eine einfache, muthvolle und seinem Posten angemefsene Frömmigkeit beyzubringen. Gott hat seine Plane; man mufs sich nach denselben richten; man mufs das kummervolle Herz des Prinzen unterstützen, erleichtern, trösten, und ihm Muth einhauchen. — Ich hoffe, dafs sich nach einigen Tagen seine Gesundheit wieder herstellen wird, und dafs seines gerechten Schmerzens ungeachtet, Gott ihm die nöthige Kraft verleihen wird, um die dringendsten Geschäfte des Staats wieder zu übernehmen."

Zu gleicher Zeit schickte F. dem Hrn von Chevreuse einen schriftlichen Aufsatz, den wir nach dem eigenhändigen Original desselben hier einrücken. Er fodert ihn auf, diesen dem jungen Prinzen vorzulegen, sobald es ihm sein Gesundheitszustand verstatte, die sanfte und mächtige Stimme der Religion zu vernehmen.

„Ich habe gebethet, und werde immer bethen; ich lafse sogar für die Prinzefsinn bethen, die wir verloren haben; Gott weis, ob der Prinz dabey vergefsen wird. Mich dünkt, als sehe ich ihn in dem Zustande, in welchem sich der h. Augustin (nach dem Tode seiner Mutter) befand, und welchen er also schildert*):

*) S. Augustini Confess. libr. 4. cap. 4. etc.

„Mein Herz ist durch tiefen Kummer verfinstert; wo ich nur hinsehe, *begegnet mir das Bild des Todes; das vaeterliche Haus erneuert mir unaufhörlich meinen Schmerz und mein Unglück; alles, was für mich so süſs war, so lange ich es mit ihr, die mein Herz liebte, theilen konnte, dient mir jetzt zur Marter, weil ich sie verloren habe; überall sucht sie mein Auge, und findet sie nicht; alles, was ich um mich her sehe, ist mir zum Eckel, weil ich sie nicht mehr sehe. So lange sie lebte, und sie irgendwo nicht bey mir wär, so rieſ mir alles zu: du wirst sie bald wieder sehen. Aber so etwas vernehme ich nicht mehr; blos allein Thraenen gewaehren mir Vergnügen; sie ersetzen mir das, was sie für mich war, so lange sie noch lebte. Ich bin unglücklich, und man ist es immer, sobald man sein Herz der Liebe zu hinfälligen Dingen hingibt; verliert man sie, so wird es schrecklich zerriſsen, und nun fühlt man erst sein ganzes Unglück. Davon konnte ich mir gar keinen Begriff machen, ehe ich es an mir selbsten gewahr ward: ich kann den schweren Druck meines zerriſsenen und blutenden Herzens nicht mehr aushalten, und weis doch auch nirgends Ruhe zu finden.*"

„Es ist nicht genug, daſs man nur das liebt, was man lieben soll; Gott, eifersüchtig auf seine Ehre, will, daſs man es nur seinetwegen, und aus Liebe zu ihm, lieben soll. *) *Er verbiethet es, uns*

von

*) S. Augustin de lib. Arbitr. lib. 1. cap. 15.

von den Gegenstaenden unserer Zuneigung so fesseln zu lassen, dass sie gleichsam ein Theil unseres Selbst werden, damit nicht unser Herz zu grausam verwundet und zerfleischet werde, wenn ihm dieselben entzogen werden."

„Alles, was man auch noch so rechtmässiger Weise hienieden liebt, bereitet uns einen empfindlichen Schmerzen vor, weil es uns doch einmahl vermöge seiner Natur entrissen wird. Niemahls dürfen wir dasjenige, was uns auch noch so theuer ist, mehr, als uns selbst, lieben; nun dürfen wir aber uns selbst nur wegen Gott lieben. Gott, wenn er uns betrübet, thut es nur aus Liebe; er ist der Gott alles Trostes, er trocknet die Thränen ab, welche er vergiessen lässt; er lässt uns in sich alles wieder finden, was wir für verloren hielten; er rettet die Person, die sich durch das Glück der Welt würde haben verführen lassen, und reisset diejenige gänzlich los, die noch nicht genug losgerissen war."

Gerade in dem Augenblicke, wo F. diese Worte voll Liebe und Religion an den Herzog von Burgund abgehen liess, gab derselbe seinen Geist auf. Dieser Aufsatz ist datirt vom 18. Febr. 1712. und der Prinz starb den nämlichen Tag frühe um 9 Uhr. Bey Erhaltung dieser schauerlichen Nachricht liess sich F. nur die wenigen Worte entfallen: *Alle meine Bande sind gesprengt! — Nichts fesselt mich mehr an die Erde.* — Mehrere Tage

lang

lang war er in einem solchen Zustande von Niedergeschlagenheit und Lebensüberdruſse, daſs es seinen theuersten Freunden sehr bange dabey ward; erst den 27. Februar, acht Tage also nach der erhaltenen Todesnachricht, hatte er die Kräfte, an den Hrn von Chevreuse folgenden herzzerreiſsenden Brief zu schreiben, in welchem sich der tiefe Schmerz seines Gemüthes mit der gröſsten Wahrheit ausdrückt.

„Ach, mein lieber Herzog! Gott hat uns alle unsere Hoffnungen für Kirche und Staat genommen. Er bildete diesen jungen Prinzen, schmückte ihn herrlich aus, bereitete ihn vor, um sehr viel gutes zu stiften, zeigte ihn der Welt, und nahm ihn sogleich wieder hinweg. Ein Schaudern hat mich befallen, und ich bin darüber krank, ohne eine Krankheit zu haben. Während ich den verstorbenen Prinzen beweine, der mir das Herz zerreiſst, bin ich voller Bestürzung wegen der Lebendigen. Meine zärtliche Freundschaft macht mir bange Ihres und des *guten Herzoges* wegen, (Hrn von Beauvilliers.) Noch mehr stehe ich in Furcht wegen des Königes; seine Erhaltung ist von unendlicher Wichtigkeit. Niemahls hatte man mehr Ursache, den Frieden zu wünschen, und ihn sogar zu erkaufen; was würde wohl erfolgen, wenn wir jetzt in die Stürme einer Minderjährigkeit gerathen sollten, wo wir ohne eine Mutter als Regentinn, bey dem drückendsten auswärtigen Kriege ganz entschöpft,

und auf das äufserste gebracht sind? Unglücklicher Weise ist der König dabey schon zu alt, als daſs sich hoffen lieſse, daſs sein Nachfolger das hinreichende Alter haben sollte, um gleich nach ihm die Regierung anzutreten. Sollten wir auch so glücklich seyn, daſs wir bis dahin einen nach der Vorschrift des Gesetzes groſsjährigen, das heiſst, vierzehnjährigen Thronerben hätten, so würden wir doch einer wirklichen Minderjährigkeit, während welcher ein Kind seinen Namen nur dem Stärksten leihet, unmöglich entgehen können. Gegen die Gefahren eines solchen Zustandes läſst sich kein vollkommen sicheres Mittel angeben; alles, was die menschliche Klugheit noch nützliches leisten kann, besteht darin, daſs man schon von morgen an, mit gröſster Eile jeden Augenblick dazu benütze, um eine Zwischenregierung fest zu setzen, und einen jungen Prinzen heranzuziehen, der schon den Geschäften auf den Fall gewachsen ist, wenn der König uns zum Unglücke entfallen sollte. Seine Ehre, sein Ruhm, seine Liebe für das königliche Haus und für sein Volk, und endlich sein Gewiſsen legen ihm die strengste Verbindlichkeit dazu auf, daſs er in Hinsicht dieses Punctes alle Maſsregeln ergreife, die nur der menschlichen Weisheit möglich sind. Man würde den Staat, und sogar die Kirche der schrecklichsten Gefahr aussetzen, wenn man nicht mit dieser Hauptangelegenheit sich vor allen andern beschäftigen wollte. Man muſs auf schick-

li-

lichen Wegen die Fr. v. Maintenon und alle Minister dahin zu stimmen suchen, damit sie mit vereinten Kräften bey dem Könige ihr Aeufserstes in dieser Sache thuen. Es liefs sich darüber noch unendlich viel sagen, aber Sie sehen von Selbst alles befser ein, als ich, und mir fehlt es auch an Zeit und Kräften. Ich bitte Gott, dafs er Ihnen die gehörigen Einsichten verleihen möge; wir hatten derselben niemahls mehr nöthig, als jetzt."

„Man sagte mir, auch die Fr. Herzoginn von Chevreuse sey krank gewesen: diefs thut mir wahrhaft leid. O Gott, was für Schmerzen verursacht die ächte Freundschaft!„

Nur einem solchen Freunde, wie es der Herzog von Chevreuse war, wagte F. sein tiefes Leid und seine Besorgnifse über das Schicksal Frankreichs anzuvertrauen; er hatte es sich, wie es scheint, zur Vorschrift gemacht, alle Bewegungen seines so tief verwundeten Herzens in sich selbst zu verschliefsen; wenigstens glaubt man dieses aus einer sehr kurzen und überdachten Antwort an die Marquisinn von Lambert abzunehmen, mit welcher er aus Zuneigung und Achtung öfters Briefe wechselte. „Madame, Gott denkt ganz anders, als die Menschen; er zernichtet dasjenige, was er ausdrücklich zu seiner Ehre gebildet zu haben schien; er strafet uns, und wir verdienen es. Mein ganzes übriges Leben hindurch erharre ich stets mit Eifer und Ehrfurcht etc."

Nicht lange nach dem Tode des Herzogs von Burgund gab der Pater Martineau, ein Jesuite, und der Beichtvater dieses Prinzen, dem er auch bis zu seinem letzten Augenblicke den schweren Pflichten seines geistlichen Amtes gemäſs beygestanden war, ein geschichtliches Lob seiner Tugenden heraus. *) Er hatte sich an F. gewendet, um von ihm einzelne Umstände und Thatsachen zu erhalten, welche ohne Zweifel dieses Denkmahl, durch welches er den Ruhm des Prinzen verewigen wollte, deſsen noch weit würdiger gemacht hätten. Allein der Geist F. war zu sehr niedergeschlagen, als daſs er sich einer Arbeit hätte unterziehen können, welche in ihm das grausame Gefühl eines so unersetzlichen Verlustes immer wieder erneuert haben würde. Er scheute sich nicht, diese seine Schwachheit geradezu einzugestehen. „Gegenwärtig, so schrieb er dem P. Martineau im J. 1712. zurück, fühle ich mich auſser Stande gesetzt, den Thatsachen nachzuforschen, die Sie gerne zusammenstellen möchten. Ich kann Ihren Eifer und die Güte Ihres Herzens nicht genug loben; aber der Muth fehlet mir, um an einem Werke zu arbeiten, deſsen Ausführung ich jedoch leidenschaftlich wünsche. Das Unglück, welches uns alle getroffen hat, hat einen so starken Eindruck auf mich gemacht, daſs meine Gesundheit

sehr

*) Dieses Werk erschien im J. 1712 unter dem Titel: Tugenden des H. Herzoges von Burgund.

sehr darunter leidet. Alles, was meinen Kummer erneuert, versetzt mich in eine Art von fieberhaftem Anfalle; ich muſs mich dieser Schwachheit wegen schämen. — Uebrigens war ich auch schon zu lange von dem Prinzen entfernt, als daſs ich ihn in seinem reiferen Alter beobachten und ein Zeuge jener Handlungen, durch welche er die Welt erbauet haben mag, seyn konnte.

Unseres Erachtens hatte F. noch wichtigere Gründe dazu, um nichts von dem zu offenbaren, was von ihm über einen solchen Gegenstand hätte gesagt werden können. Er wuſste, daſs der Prinz, ohne seinem Range etwas zu vergeben, einen so religiösen Wandel geführt hatte, als ihn nur immer wahrhaft gottesfürchtige Personen führen können; und ihn hielt schon einigermaſsen der Contrast zurück, der sich so auffallend herauswerfen muſste, zwischen einem solchen Charakter, und zwischen der Denkart einer schon verdorbenen, und gegen das Joch der Religion so sehr empörten Welt, daſs das Schauspiel groſser Tugenden sie nur betrübte, muthlos machte, und erbitterte.

Aber die gröſste Schwierigkeit würde es für F. gewesen seyn, dem Publikum die politischen Grundsätze, welche er dem Herzoge von Burgund eingepräget hatte, öffentlich darzulegen, und unter einem solchen Gesichtspuncte hätte er, der Erzieher des Prinzen, diesen seinen Zögling der Nation zeigen können und müſsen, die ihn beweinte, und von

dem

dem *Lehrlinge eines Mentors* ihr ganzes Glück erwartet hatte. Wie hätte aber F. im Angesichte Ludwigs XIV., der noch lebte, die nämlichen Maximen wiederhohlen können, die diesen gegen den Verfaſser des Telemachs so sehr erbittert hatten? Dieſs giebt er auch in seiner Antwort an den Pater Martineau ziemlich zu verstehen: „Der Hr. Herzog von Beauvilliers kann Sie weit beſser unterstützen als ich; alles, was er Ihnen über die Aufsuchung der Thatsachen, über ihre Auswahl, und über die Art, sie zu bearbeiten, rathen wird, wird sehr gut seyn. Sie begreifen leicht, daſs sich darüber groſse Bemerkungen machen laſsen: periculosae plenum opus aleae tractas. Sie kennen die Welt, und ihre boshafte Kritik."

Das wahre Lob des Herzogs von Burgund würde aus den Unterweisungen und den zuweilen starken Vorstellungen, die ihm F. so oft machte, sich ergeben haben. Vorzüglich würde sich der groſse und bewunderungswürdige Charakter dieses jungen Prinzen aus den Briefen haben darstellen laſsen, in welchen er gegen die Vaterstimme, die ihm seine Fehler vorhielt, ein so zartes Dankgefühl, und ein so gelehriges und ehrerbiethiges Zutrauen erblicken lieſs. Aber konnte F. diese geheimen und vertrauten Briefe, die sie so viele Jahre hindurch ohne Vorwiſsen Ludwigs XIV. miteinander wechselten, dem Publikum vor Augen legen? Hätten ihn wohl alle seine weisen und tugendhaften Rathschläge

ge vor den Augen des irregeführten und ganz gegen ihn eingenommenen Monarchen rechtfertigen können? Zum Glücke hat die Nachwelt alle diese kostbaren Ueberbleibsel gesammelt: und ob sie gleich, wie man doch hätte hoffen sollen, der Nachkommenschaft des Herzogs von Burgund nicht zum Unterrichte gedienet haben, so werden sie doch stets als das rühmlichste Denkmahl für das Andenken des Erziehers sowohl, als des Zöglings bestehen.

Hätte F. sich von so ehrgeizigen Absichten leiten lassen, als ihm seine Neider und Feinde zum Vorwurfe machten, um ihn vom Hofe wegzudrängen, so würde er wahrscheinlich, nachdem alle seine Plane und Hoffnungen mit dem Herzoge von Burgund zu Grabe gegangen waren, blos darauf gedacht haben, seine ehrenvolle Laufbahn im Schoose seiner ihn umgebenden Freunde, und unter den Segenswünschen des ihn seiner Tugenden wegen anbethenden Volks vollends in Ruhe zu beschliessen.

§. 18. *Fenelons auf die Lage, in welcher Frankreich nach dem Tode des Dauphins war, sich beziehender Briefwechsel.*

Allein man würde F. übel kennen, wenn man glauben wollte, dass ein Mann von solchem Geiste das Wohl seines Vaterlandes und die Glückseligkeit seiner Mitbürger nur einen Augenblick aus den Augen verlieren könnte. Gerade da, wo gegen ihn

aller

aller Verdacht eines persönlichen Interesse verschwindet, sieht man ihn mit gleicher Wärme und Sorgfalt des allgemeinen Besten sich annehmen. Ein so edelmüthiges Verhalten, sogar bey dem innigsten Gefühle des niederschlagendsten Schmerzens, ist in unsern Augen die heldenmäſsigste Aufopferung eines Herzens, das nur für Religion und Vaterland athmet.

Aus einem seiner Briefe, den er an den Herzog von Chevreuse ungefähr drey Wochen nach dem Tode des Herzogs von Burgund geschrieben hat, ist schon ersichtlich, mit welcher Unruhe er in die betrübte Zukunft hinaussah, welche der Zustand des Hofes, der königlichen Familie, und des Königreiches für Frankreich vorher verkündeten.

In diesen so kritischen Umständen fodert er den Herzog von Beauvilliers auf, er wolle, aller seiner Abneigung ungeachtet, sich Gewalt anthun, um mit der Fr. von Maintenon über eine so delicate und doch so wichtige Sache zu sprechen. Er erinnert ihn an ihr ehmahliges freundschaftliches Benehmen, und an alle die Dienste, die sie ihm geleistet hatte, um ihn das nur zu gerechte Miſsvergnügen, wozu sie ihm in neueren Zeiten Ursache gegeben hatte, vergeſsen zu laſsen; er sucht ihm die Fehler, die man ihr mit Grunde vorwerfen konnte, nicht auszureden; aber man merkt es aus der Aufrichtigkeit, mit welcher er sich über einige Theile ihres Charakters herausläſst, daſs er bey dem An-

tra-

trage an den Hrn von Beauvilliers, er sollte den ersten Schritt zu ihr thun; nichts weiter wünschte, als dafs sie nur der guten Sache nicht hinderlich seyn möchte, ohne dabey die Hoffnung zu wagen, dafs sie auch einen thätigen und sehr wirksamen Antheil an der Beförderung so äufserst wichtiger Gegenstände nehmen würde. Das kurz hingeworfene Bild von der Fr. v. Maintenon zeiget, wie scharf sie F. während seines Aufenthaltes am Hofe beobachtet und studieret hatte; allein er wufste auch, dafs man nur durch sie bis zum Könige gelangen konnte. Glauben wir dem Hrn v. Saint-Simon *) „so war das Uebernehmen und Ausführen solcher Geschäfte, die ihrer Natur nach, wie von ferne her, eingeleitet, und allmählig und geschickt mufsten behandelt werden, für die Frau von Maintenon stets Eins.“

F. schrieb demnach dem Herzoge von Chevreuse, er möchte seiner Seits dem Hrn von Beauvilliers alles zu Gemüthe führen, was er dem Vaterlande, und den Kindern des Prinzen, defsen Verlust sie sämmtlich beweinten, schuldig sey. „Ich würde, so heifst es in diesen Briefe vom 8. März 1712, nicht nur für den Staat, sondern auch für die Kinder**) unseres theuersten Prinzen, mit dem sich

*) Mémoire de Saint-Simon tom. IV. Supplement, p. 203.

**) Der Herzog von Burgund hatte zwey Söhne hinterlafsen' den Herzog von Bretagne und den Herzog von Anjou: der er-

sich mein Herz jetzt noch mehr, als da er am Leben war, beschäftigt, gerne mein Leben hingeben. Nach meinem Dafürhalten dürfte der *gute Herzog* (Hr. v. Beauvilliers) sehr wohl daran thun, wenn er, ungeachtet der eingetretenen Erkältung, sich zu der Fr. v. Maintenon begeben, und mit ihr ganz offen sprechen möchte; *er könnte ihr zu verstehen geben, hier sey weder unmittelbar noch mittelbar von einem Privat-Interesse die Rede*, sondern es sey um die Sicherheit des Staates, um die Ruhe und die Erhaltung des Königes, um dessen Ruhm und Gewissen zu thun, weil er, so viel als möglich, für die Zukunft Vorsorge treffen müsse. Er könnte ihr hierauf seine vorzüglichsten Ansichten mittheilen, und dasjenige mit ihr verabreden, was sie dem Könige zu sagen habe. *Ich mache diesen Antrag nicht deſswegen, gleich als wenn ich hoffte, Gott werde sich ihrer als eines Werkzeuges bedienen, um große Dinge auszuführen; ich besorge nur zu sehr, sie werde sich mit allerley Eifersüchteleyen, Bedenklichkeiten, argwöhnischen Gedanken, Grillen, üblen Launen und Weiberkniffen abgeben: ich besorge zu sehr, sie werde sich nur auf die leichte, oberflächliche und schmeichelhafte Seite dieses Geschäftes einlassen, um den König einzuschläfern, und das Publikum zu blenden, ohne daſs ihre Bemühungen mit dem Bedürfnisse*

erste starb aber gerade an dem Tage, dem 8ten März 1712, von dem dieser Brief datirt ist.

des Staates im Verhältniſse stehen. Allein Gott bedienet sich zuweilen allerley Mittel zu seinem Zwecke; wenigstens muſs man die Fr. v. Maintenon zu besänftigen suchen, damit sie nicht die nothwendigsten Entschlieſsungen hintertreibe; der *gute Herzog* ist ihr in der gegenwärtigen so ganz eigenen Lage diese Rücksicht auch deſswegen schuldig, weil sie doch ehemahls viel für seine Beförderung gethan hat."

F. setzte aus Furcht, der Herzog von Chevreuse möchte sich aus einer falschen Bescheidenheit weigern, an den für das öffentliche Beste zu ergreifenden Maſsregeln wirksamen Antheil zu nehmen, noch folgendes bey: „Setzet man einen Regentschaftsrath nieder, so würden Sie es vor Gott und der Welt nicht verantworten können, wenn Sie Sich weigerten, ein Mitglied deſselben zu werden; Sie sind dermahlen dem Alter und Range nach der älteste Herzog, der dem Staate unter die Arme greifen kann; Sie wiſsen alles, was die übrigen nicht wiſsen; Sie sind Ihre Mitwirkung dem Könige und dem königlichen Hause im höchsten Grade, Sie sind dieselbe auch unserm theuren Prinzen noch im Grabe, und seinen zwey Kindern schuldig, und zwar dermahlen noch weit mehr, als da er noch lebte, und in der Fülle seines Glückes stand. Alle Ihre Sorgen und Anstrengungen sind für nichts zu achten in Ansehung des groſsen Gewichts, das Ihre Stimme in einem unwiſsenden und schwachen Re-

Regierungs-Rathe haben wird. Man muſs sich ohne Schonung aufopfern. Sie würden Sich gegen Gott verfehlen, wenn Sie aus zu weit getriebener Bescheidenheit und aus unzeitiger Demuth eine andere Parthie ergreifen wollten."

Aus dem nämlichen Briefe erhellet auch, daſs F. wegen seines Briefwechsels mit dem Herzoge von Burgund etwas unruhig war. Man wird bemerkt haben, daſs er sich in seinen Briefen über eine Menge von Gegenständen sehr freymüthig geäuſsert hatte. Schon dieser Briefwechsel an und für sich muſste Ludwigen XIV. auſserordentlich miſsfallen; denn er gewährte ihm die Ueberzeugung, daſs alle seine Bemühungen, das innigste Einverständniſs zwischen seinem Enkel und dem Erzbischofe von Cambrai zu zernichten, vergeblich waren. „Sollten sich nicht unter den Papieren unsers theuersten Prinzen einige Schriften von meiner Hand befinden? Sollten keine meiner Briefe darunter seyn, die ich ihm während der Belagerung von Lille schrieb? Hat der König alle Papiere des Prinzen?"

Vorzüglich befand sich unter diesen Papieren ein Aufsatz, welcher wegen des Eindruckes, den er natürlicher Weise auf das Herz Ludwigs XIV. machen muſste, F. mit Grund in Unruhe versetzen konnte. Wenn diesen Monarchen die im Telemach geäuſserten allgemeinen Maximen schon so sehr beleidigt hatten, wie sollte er es nicht für eine noch

weit schwerere Beleidigung seiner Person gehalten haben, wenn er den Aufsatz: „*Gewifsensleitung für einen König*" gelesen hätte? Jede Zeile defselben würde ihm vorgekommen seyn wie eine bittere Rüge jener Prachtliebe, jener leidenschaftlichen Ruhmbegierde, jener Eroberungssucht, jener widerrechtlichen Anmafsungen, jenes Hangs nach Vergnügungen, jenes Wohlgefallens an Schmeicheley, und jenes unersättlichen Durstes nach unumschränkter Gewalt, welche Fehler er wirklich in den ersteren Jahren seiner Regierung nur zu sehr sich hatte abmerken lafsen, die aber an ihm selbst seine Feinde niemahls hätten tadeln sollen, ohne zugleich den Muth zu bewundern, mit welchem er endlich über alle seine Neigungen zu siegen gewufst hatte.

Zum Glücke war dieser Aufsatz nicht in den Händen des Herzogs von Burgund geblieben; der junge Prinz wollte von den Papieren seines Lehrers nur solche bey sich zurückbehalten, die ihm entweder seine Fehler und Vergehungen vor das Auge stellten, oder ihn auf die Grundsätze von Ehre, Tugend und Gerechtigkeit aufmerksam machten, welche er dereinst mit auf den Thron nehmen sollte: er hatte die weise Vorsicht, alle andere Schriften F., die dem Könige, wenn sie ihm durch einen unglücklichen Fall in die Hände gerathen wären, sehr hätten mifsfallen müfsen, entweder zu verbrennen, oder dem Hrn v. Beauvil-

liers

piert zur Verwahrung anzuvertrauen. Auf solche Weise erhielt sich auch bey letzterem der Aufsatz: „*Gewiſsensleitung für einen König*“, den hernach seine Wittwe dem Marquis von Fenelon zustellen lieſs.

Der Erfolg rechtfertigte die Vorsicht des Herzogs von Burgund. Kaum hatte dieser Prinz die Augen geschloſsen, so befahl Ludwig XIV., daſs man ihm selbst alle Papiere, welche sich in der Schatulle deſselben vorfinden könnten, einhändigen sollte, worauf er sie dann sehr aufmerksam und sorgfältig durchging. Der Hr. von Beauvilliers, der diesen Befehl erfahren hatte, wendete sich an die Fr. von Maintenon, um seine Papiere nebst jenen des Erzbischofs von Cambrai zurückzufodern; sie gab ihm folgende Antwort, die aus Saint-Cyr vom 15. März 1712. datirt ist.

„Um Sie auſser Unruhe zu setzen, habe ich von allen Ihren Papieren Abschriften nehmen lassen, und schicke Ihnen Alles ohne Ausnahme zurück. Man würde alles geheim gehalten haben, aber es können Fälle eintreten, die alles ans Licht bringen, wie wir denn so eben eine traurige Erfahrung davon gemacht haben. Ich wollte Ihnen alles, was sich von Ihnen und dem Erzbischofe von Cambrai vorfand, zurückschicken; allein der König verbrennte es mit eigner Hand; mir that dieses, ich gestehe es Ihnen, sehr leid, denn es läſst sich nie etwas schöneres und beſseres schreiben, und

wenn

wenn der Prinz, den wir beweinen, einige Fehler an sich hatte, so entstanden sie nicht daher, daſs man ihm zu furchtsame Rathschläge gegeben, oder zu viel geschmeichelt hätte. Man kann sagen, daſs Leute, die den geraden Weg gehen, niemahls zu Schanden werden.“

So lieſs die Fr. v. Maintenon endlich F., wiewohl sehr spät, Gerechtigkeit wiederfahren. Dieses Geständniſs ist um so merkwürdiger, weil es von einer Frau herrühret, die ehemahls seine Freundinn war, und darauf seine Feindinn geworden ist, und man weis ja hinlänglich, daſs, wenn Abneigung auf Zuneigung folgt, man sich immer mehr gegen den vormahligen Gegenstand seiner Zuneigung aufbringen läſst, sollte es auch nur deſswegen geschehen, um sich vor sich selbst wegen seiner Veränderlichkeit zu rechtfertigen.

Wie man sieht, so gibt sich die Frau v. Maintenon in diesem Briefe das Ansehen, als schätze sie die freymüthigen Aeuſserungen F. sehr hoch, und als ginge ihr der Verlust der Schriften, welche Ludwig XIV. so eben verbrennt hatte, tief zu Herzen. Es ist schwer zu beurtheilen, ob und in wie ferne dieses Bedauerniſs bey ihr aufrichtig war.

F. hatte es dem Herzoge von Chevreuse zu verstehen geben, wie sehr eine Annäherung des Hrn von Beauvilliers zu der Fr. v. Maintenon zu wünschen sey, damit der König durch sie gestimmt würde, noch bey seinen Lebszeiten alle schickliche

An-

Anstalten zu treffen, um den Uebeln, die nach seinem Tode entstehen dürften, zuvorzukommen. Er erwartete dabey freylich nicht, daſs diese Frau, „entweder aus Gefälligkeit, oder aus einer gewiſsen höheren Klugheit sich dieser Sache mit Nachdrucke annehmen werde: allein er wünschte doch, daſs man wenigstens, um gewiſse Uebel zu verhüten, sich ihrer so bedienen möchte, wie sich Gott der schwächsten Werkzeuge zu bedienen pflege."

Er ermahnte den Hrn von Beauvilliers, er möchte es ihr begreiflich zu machen suchen: „Nicht dadurch, daſs man dem Könige täglich verdrieſsliche und unangenehme Dinge aus den Augen zu rücken suche, sorge man wahrhaft für die Erleichterung und noch lange Erhaltung seiner Person; es würden zu jeder Stunde wieder andere Dornen zu seinen Füſsen aufwachsen; er könne sich nicht anders erleichtern, als wenn er einmahl gegen sich selbst mit dem gröſsten Ernste zu Werke ginge."

F., von der unüberwindlichen Abneigung der Fr. v. Maintenon gegen seine Person gänzlich überzeugt, ersuchte den Hrn v. Beauvilliers, ihn geradezu selbst aufzuopfern, um allen Verdacht über das Verhältniſs ihrer gegenseitigen Achtung und ihres Vertrauens, und ihrer gleichen Denkart zu entfernen; er foderte ihn auf, der Fr. von Maintenon bestimmt zu erklären:

„Er spreche mit ihr ohne Vorurtheil, ohne Cabale, ohne ein Interesse dabey für sich selbst oder

für seine Freunde zu haben; was seine Religions-Grundsätze betreffe, so verstehe er sich zu keinen andern, als zu jenen des h. Stuhles; er hänge an Nichts, was außerordentlich sey; seine Freunde selbst würden ihm zum Abscheu werden, wenn er an ihnen Eigendünkel, Verstellung, oder Neuerungssucht bemerken sollte."

Der Hr. v. Beauvilliers hatte wirklich eine besondere Unterredung mit der Fr. v. Maintenon; er schien mit ihrer Bereitwilligkeit und ihrem Eifer ganz zufrieden zu seyn, um gemeinschaftlich mit ihm den König zur Ergreifung der den Umständen angemeſsensten Maſsregeln zu stimmen. Ihr so eben angeführter Brief schien es in der That zu verrathen, daſs sie zu ihren vormahligen freundschaftlichen und achtungsvollen Gesinnungen für diesen tugendhaften Mann zurückgekehrt war; sie hatte ohnehin von seinem überwichtigen Einfluſse, den er auf den nun verstorbenen, Herzog von Burgund hatte, nichts mehr zu fürchten, und es war ganz natürlich, daſs sie bey dem traurigen, verwirrten und kummervollen Zustande, in welchen der König, die königliche Familie, und der ganze Hof durch so viele Catastrophen gesunken waren, sich wieder aufrichtig nach dem Umgange eines alten Freundes sehnte, der sich in seiner Frömmigkeit, Mäſsigung und gerader Denkungsart stets gleich geblieben war; sie war sich selbst überlaſsen, war unruhig, ungewiſs; betrübt wegen der Gegenwart,

bang wegen der Zukunft, und erlag beynahe unter jenem unbegreiflichen Drucke von Ueberdrusse und Langweile, die ihr ihre so beneidete Lage verkümmerten. Den Bischof von Chartres hatte sie verloren, mit dem Cardinal von Noailles war sie miſsvergnügt, und dem Bischofe von Meaux, (nachmahligem Cardinal von Bissy) hatte sie noch nicht ihr ganzes Vertrauen geschenket: sie sah, wie der König durch die Last seines Alters niedergedrückt, durch Unglück gebeugt, und dabey der angenehmen Zerstreuungen beraubet war, durch welche das lebhafte, muntere, reizende, gefällige, und zaubervolle Wesen der Fr. Herzoginn von Burgund das Einförmige seiner Tage zu erheitern, und den Ernst seines Charakters ihm von der Stirne zu verscheuchen wuſste. Der Marschall von Villeroy, der mit Ludwig XIV. erzogen war, und deſsen Gesellschaft durch eine lange Gewohnheit ihm um so angenehmer geworden war, weil er an ihm nicht jene Ueberlegenheit des Geistes zu befürchten hatte, die Königen im vertraulichen Umgange oft mehr lästig, als nothwendig ist, hätte ihm für die langen Winterabende, welche die Fr. v. Maintenon, aller ihrer interessanten Unterhaltungsgabe ungeachtet, nicht mehr auszufüllen wuſste, einen angenehmen Zeitvertreib machen können; allein miſsmuthig darüber, daſs ihm vom Könige der Oberbefehl über die Armee genommen war, hatte er sich vom Hofe

ſe entfernt, und erschien an demselben äuſserst selten.

Endlich wuſste die Fr. v. Maintenon weit besser, als irgend Jemand, daſs der König von jeher eben so viele Zuneigung als Achtung für den Hrn von Beauvilliers hatte; sie selbst hatte die Erfahrung gemacht, daſs er aus inniger Ueberzeugung von seiner Treue und Rechtschaffenheit, allen ihren Einlispelungen und Versuchen während der stürmischen Periode des Quietismus sich unerschütterlich widersetzt hatte; man hat sich also gar nicht darüber zu verwundern, daſs sie gleich vom ersten Augenblicke an geneigt war, sich mit dem Hrn von Beauvilliers wieder zu verbinden, und in alle seine Plane für die Gegenwart und die Zukunft sich einzulaſsen.

Diesen glücklichen Erfolg machte der Hr. von Chevreuse sogleich F. bekannt, und ersuchte ihn im Namen des Hrn v. Beauvilliers, er möchte ihm alle seine Gedanken mittheilen, damit sie nach einem zusammenhängenden Plane miteinander zu Werke gehen könnten.

Bey dieser Gelegenheit fertigte F. mehrere Aufsätze, welche wir von seiner eignen Hand geschrieben besitzen, und die heut zu Tage ohne Nachtheil und Gefahr öffentlich können bekannt gemacht werden; auch glauben wir, daſs sie wegen des Namens ihres Verfaſsers, und wegen der Wich-

tigkeit der in ihnen verhandelten Materien sehr anziehend seyn werden.

Als F. im November 1711. für den Herzog von Burgund einen Regierungsplan ausarbeitete, so ging seine Absicht nicht weiter, als nur die Form und die Grundlage zu einer guten Staatsverwaltung fest zu stellen; die Thronfolge war gesichert, der Thron fiel ganz ruhig und unmittelbar einem Prinzen zu, der, seiner Jugend ungeachtet, schon zu einer solchen Reife der Vernunft, und zu einer solchen Stufe von Achtung gelanget war, daſs dadurch die Kraft und das Ansehen der höchsten Gewalt sehr erhöhet wurden. Es kam demnach blos darauf an, ihm gute und tugendhafte Plane anzugeben; der Entschluſs, sie auszuführen, lebte in seinem Herzen, und alle Mittel zu dieser Ausführung würden ohnehin in seiner Hand sich befunden haben.

Allein während des kurzen Zeitraums zwischen dem November 1711. und dem März 1712. hatte sich die ganze Lage der Dinge geändert; das Schicksal Frankreichs hing jetzt einzig von einem 74jährigen Greise, und einem zweyjährigen Kinde ab.

Es war gegen alle Wahrscheinlichkeit, daſs Ludwig XIV. noch so lange leben würde, um seinem Reiche die Stürme und die Unruhen einer Minderjährigkeit zu ersparen: „doch gesetzt auch, daſs man der gesetzlichen Minderjährigkeit, die sich mit dem zurückgelegten 13ten Jahre endigt, entgangen wäre, so konnte man doch, wie F. bemerkte, einer

wirk-

wirklichen Minderjährigkeit nicht ausweichen, während welcher ein Kind nur dem Stärksten seinen Namen leiht."

Nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge fiel die Regentschaft dem Herzoge von Berri, einem Oheim des jungen Königes zu. Dieser Prinz, der erst im J. 1714. starb, lebte noch zu der Zeit, wo Fenelon seine Aufsätze niederschrieb.

Dieses machte aber die Lage der Dinge nur um so bedenklicher; das Recht des Prinzen von Berri zur Regentschaft war unbestreitbar: aber eben so gewifs ist es auch, dafs es ihm an den gehörigen Eigenschaften fehlte, ja dafs er ganz unfähig dazu war, um den Geschäften eines Regenten vorzustehen. Dieser Prinz, den man nie zu irgend einer ernsthaften Beschäftigung bewegen konnte, verband mit dem Mangel an Unterrichte, an Talenten und Tauglichkeit eine aufserordentliche Schwäche des Charakters; er hing gänzlich von den Launen, den Aufbrausungen und den wilden und schändlichen Leidenschaften seiner Gemahlinn, einer Tochter des Herzogs von Orleans ab, die man öffentlich bezüchtigte, dafs sie mit ihrem eigenen Vater in einer blutschänderischen Verbindung lebe. Dem Herzoge von Berri mit vollem und unbeschränktem Ansehen die Regentschaft übergeben, war eben so viel, als sie der Herzoginn von Berri, oder vielmehr ihrem Vater, dem Herzoge von Orleans überlafsen. Unglücklicher Weise lag damahls

auf

auf diesen Prinzen selbst der Verdacht der greuelvollsten Frevelthat; ganz Frankreich, bestürzt über den schnellen und unvorgesehenen Tod eines jungen Prinzen, der die Freude der Nation geworden war; einer Prinzefsinn, die durch ihre Güte, Reize und Annehmlichkeit dem Hofe so theuer war, und in der Blüthe ihres Alters weggeraffet wurde; eines Kindes endlich, welches an demselben Tage mit Vater und Mutter zu Grabe getragen wurde, bezüchtigte den Herzog von Orleans, dafs er der Urheber des so aufserordentlichen Unglückes sey, welches zwischen ihm und dem Throne nur noch ein schwächliches, und in Todesgefahr fast täglich schwebendes Kind hinterlafsen hatte.

Solche düstere Gedanken wurden durch jene traurigen Bilder des Todes, der Verbrechen, und der Vergiftungen in allen Köpfen veranlafset.

Liest man die Aufsätze, von denen wir gleich reden werden, so machen sie freylich einen ganz anderen Eindruck, als jene, die F. vorher geschrieben hatte. Als er für den Herzog von Burgund einen Regierungsplan ausarbeitete, so stellten sich ihm von allen Seiten Bilder des nahen Friedens, der Ordnung, der Gerechtigkeit, der Weisheit und des Glückes dar; nun aber standen ihm die gräfslichsten und gröfsten Uebel Frankreichs vor Augen; ein unglücklicher Krieg, ein unsicherer Friede, erschöpfte Finanzen, ein von Auflagen erdrücktes Volk, die unvermeidliche Nothwendigkeit eines

Ban-

Bankerottes, ein dem Tode naher König, ein zweyjähriges Kind als sein Thronfolger, eine stürmische Minderjährigkeit, ein der Regierung unfähiger, und von einem strafbaren Weibe ganz abhängiger Regent, die Möglichkeit eines Bürgerkrieges, mifsvergnügte und aufrührerische Sectirer, ein schreckliches Verbrechen, schwer zu beweisen, und gefährlich zu bestrafen. Alles dieses macht den Inhalt des ersten Aufsatzes von F., mit dem Titel: *der König*, aus.

In einer solchen Krise sah F. nur ein einziges Hilfsmittel, nämlich die vorläufige Einrichtung eines *Regentschafts - Rathes*, den Ludwig XIV. selbst schon bey seinen Lebszeiten in Gang bringen sollte; „er würde dabey doch, bemerkt F., Herr von allem bleiben; er würde die Nation daran gewöhnen, sich diesem Rathe zu unterwerfen, würde jedes Mitglied desselben prüfen, würde sie alle in ein gutes Einverständnifs miteinander setzen, sie in das rechte Geleise bringen, und seinem Werke Festigkeit verschaffen. Wird erst des anderen Morgens nach seinem Tode eine so ungewöhnliche Einrichtung vorgenommen, so wird sie in ihrer Entstehung über den Haufen geworfen werden. Die Nation ist seit langer Zeit nur an den unbedingten Willen eines einzigen Herrn gewöhnt. Jedermann wird sich an den neuen Regenten wenden. Man darf keinen Augenblick versäumen, um auf die Errichtung eines solchen Rathes zu dringen. Das

Auf-

Auffallende dieser Einrichtung, das öffentliche Geschrey, die Furcht, das Leben des Königes durch einen solchen Antrag in die gröfste Gefahr zu versetzen, können zwar Bedenklichkeit erregen; allein, wenn man unter dem Vorwande, den König nicht zu betrüben, ihn wieder seinen gewohnten Gang will gehen laſsen, so wird gar nichts zu Stande kommen; *wir sind ja keinen einzigen Tag sicher, daſs nicht ein natürlicher und plötzlicher Tod, oder sonst ein unglückliches Ereigniſs eintreffen kann.*"

Allein, während F. seine Gedanken über die Zusammensetzung des Regentschaftsrathes vorträgt, kömmt ihm auf einmahl eine Schwierigkeit in den Sinn, vor welcher er selbst, wie es scheint, zurückschauderte, und die er nicht stark genug zu beseitigen wuſste, noch sie aus Furchsamkeit verschweigen wollte. „*Nimmt man in den Regentschaftsrath den NN.* (Herzog von Orleans) *auf, so gibt man demjenigen, der sich der schwärzesten Lasterthat verdächtig gemacht hat, den Staat und den jungen Prinzen Preis; schlieſst man ihn aber dieses Verdachtes wegen aus, so führt man eben dadurch den Umsturz dieses Rathes herbey, der nur in einer abscheulichen Verläumdung gegen einen französischen Prinzen seinen Grund zu haben scheinen wird.*"

Um diese Ausschlieſsung minder auffallend zu machen, schlägt F. vor, man sollte zu gleicher Zeit

alle

alle andere Prinzen vom Geblüte, *) alle legitimirten Prinzen, und alle auswärtigen Prinzen, welche sich anmaſsen, den König nicht als ihren Souverain anzuerkennen, ausschlieſsen; er trägt endlich darauf an, daſs man dem Herzoge von Berri als Regenten nur den blosen Vorsitz laſse, wobey aber seine Stimme nicht mehr, als jede andere, gelten dürfte, und alles durch die Stimmenmehrheit müſste abgethan werden.

In einem besonderen Aufsatze zeigt er noch an, daſs es zweckdienlich sey, „in den Regentschaftsrath solche Prälaten aufzunehmen, die sich durch ihre Geburt, oder durch ihre Tugenden, oder durch den hohen Ruf von ihren Fähigkeiten und ihrer rechtschaffenen Denkungsart auszeichneten. Die Prälaten sind der erste Stand des Staates, und die ersten Gutsherren der Nation; es ist äuſserst wichtig, diese feyerliche Form einem Rathe zu ertheilen, der eines groſsen Ansehens bedarf, und deſsen Gewalt streitig gemacht werden dürfte. Zudem wird in demselben oft von Religionsangelegenheiten die Rede seyn, deren sich die Prälaten annehmen müſsen; endlich hieſs es, sie herabwürdigen, wenn man sie von einer solchen Rathsversammlung ausschlieſsen wollte.“

Uebrigens verhehlet es sich F. keineswegs, „daſs die Errichtung eines solchen Regentschafts-

ra-

*) Fast alle diejenigen, die damahls lebten, waren minderjährig.

rathes sehr fürchterliche Folgen nach sich ziehen könne; aber in der gegenwärtigen Lage sey alles, was man nur immer thun möge, unvollkommen: noch schlimmer wäre es aber, wenn man gar nichts thun wolle; mit gewöhnlichen und mittelmäfsigen Vorbauungsmitteln könne man sich nicht befriedigen."

In einem dritten Aufsatze eröffnet er seine Gedanken über die Erziehung des Kindes, das noch in der Wiege lag, und augenblicklich auf den Thron konnte erhoben werden; er deutet auf die verschiedenen Personen hin, die sich nach seiner Meinung zu einem so schwierigen und delicaten Geschäfte am besten schickten. Merkwürdig ist es, dafs er unter den verschiedenen Bischöfen, die er als Lehrer vorschlägt, denjenigen nicht nennet, *) den sein glückliches Loos zu diesem Posten, und endlich zum Range eines ersten Ministers erheben sollte. Er dringet darauf, „dafs man sogleich den Hofmeister, den Lehrer, und die anderen zur Erziehung erforderlichen Personen ernennen möchte; man dürfe nicht das gewöhnliche Alter abwarten; es sey hier ein ganz besonderer Fall; der König könne auf einmahl entfallen; man müfse also noch bey seinem Leben die Maschine in Gang bringen, und ihre Dauer befestigt haben, ehe er entfallen könnte; man könne das Kind in den Händen des Frauenzim-

*) Den Cardinal von Fleury.

zimmers lassen, doch wären gleich Männer anzustellen, die es alle Tage besuchen, es an sich gewöhnen, und so seine Erziehung unmerklich anfangen müssten."

Der vierte Aufsatz *) Fenelons ist vielleicht das abschreckendste Denkmahl, das die Jahrbücher der Geschichte aufstellen können; er macht darin die Fürsten für immer darauf aufmerksam, was für einen Werth sie auf einen guten Ruf legen sollen, und wie grausam sich die öffentliche Meinung an ihnen räche, wenn sie gegen die öffentliche Stimme Verachtung äusserten. Wenn man sieht, dass ein Prinz, wie der Herzog von Orleans, der von Natur aus menschenfreundlich und grossmüthig dachte, der alle die liebenswürdigen Eigenschaften besass, durch welche alle Herzen und alle Zuneigungen gewonnen werden, der sich niemahls eine harte Handlungsweise erlaubte, der es unter seiner Würde hielt, sich an seinen Feinden und Verläumdern zu rächen, sobald er sie in seiner Gewalt hatte; der seine Milde sogar bis zu einem sehr merkwürdigen Grade trieb; wenn man sieht, dass ein solcher Prinz von einer ganzen Nation der niedrigsten und grausamsten Lasterthaten bezüchtiget wird,

so

*) Dieser Aufsatz hat die Aufschrift: Untersuchungen über — Fenelon getrauet sich nicht, das folgende Wort auszuschreiben, weil er seine Feder zu schänden glaubte, wenn er die Natur des Verbrechens nennen würde.

so kann man sich Anfangs kaum enthalten, den Grund so entehrender Gerüchte in den geheimen Kunstgriffen einer tiefliegenden Feindschaft oder Ehrsucht aufzusuchen. Indefsen ist es gewifs, dafs der Herzog von Orleans keine Feinde hatte; sein einziger und gefährlichster Feind war er selbst. Wenn er ungerechter Weise beschuldigt wurde, so mufste er dieses sich allein zuschreiben. — — Man beurtheilte ihn so, wie er wollte beurtheilet seyn; er weigerte sich, an Tugend und Rechtschaffenheit zu glauben; er verdiente es also auch, dafs man an seiner eignen Tugend und Rechtschaffenheit zweifelte; *und er machte*, wie F. sagt, *alles das glaubwürdig, was man sonst mit gröfster Mühe kaum zu glauben waget.*

Der abscheuliche Verdacht, der den Herzog von Orleans des gröfsten aller Verbrechen anklagte, mufste ziemlich allgemein verbreitet gewesen seyn, und alle Merkmahle der Wahrscheinlichkeit an sich getragen haben, weil es F. für nothwendig hielt, in seinem Aufsatze so fürchterliche Vorsichtsmafsregeln anzurathen.

Weder er, noch die HH. von Beauvilliers und Chevreuse waren gegen diesen Prinzen eingenommen: man sieht sogar aus den Denkschriften des Hrn Saint-Simon, dafs sie ihm bey dem Herzoge von Burgund sehr gute Dienste geleistet hatten, und zwar zu einer Zeit, wo er wegen einer in Spanien unkluger Weise angesponnenen Intrigue schon

den

den Verdacht eines frevelhaften Beginnens auf sich gezogen hatte. Blos dem grofsmüthigen Benehmen des Herzogs von Burgund hatte er es damahls zu verdanken, dafs er dem Unwillen Ludwigs XIV., dem Zorne des ersten Dauphin, der gerechten Rache Philipps V., und den noch weit gefährlicheren Einlispelungen der Fr. v. Maintenon, und der Prinzefsinn von Ursini entwischte. Er stand sogar mit F. über die erhabensten Gegenstände der Religion und Philosophie in einem interessanten Briefwechsel, weil ihn defsen Tugenden rührten, die Annehmlichkeiten seines Geistes entzückten, und die Ueberlegenheit seines Genies in Erstaunen setzten.

Wider ihre natürliche Gemüthsstimmung sahen sich also F. und seine Freunde durch das allgemeine Geschrey, so zu sagen, zur Vermuthung genöthiget, der Herzog von Orleans möchte strafbar seyn. Der Aufsatz F. läfst uns die peinliche Angst eines Geistes erblicken, der sich weder von der Unschuld noch von dem Verbrechen überzeugen kann, und vor der Nothwendigkeit zurückschaudert, tiefer in das Geheimnifs solcher Greuelthaten einzudringen. Jede Zeile dieses Aufsatzes versetzt den Leser in eine Art von unfreywilligem Entsetzen über eine solche Menge von schwarzen Vermuthungen und abscheulichen Gerüchten, welche ein durch Schmerz irre geführtes Volk, allgemein und einstimmig gegen so erlauchte, und durch Rang

und Geburt so ausgezeichnete Personen zu erheben schien.

„Es würde eine grofse Ungerechtigkeit, und ein grofses Unglück seyn, sagt F., wenn man ohne einen sichern Grund, blos aus Volkseinbildungen Verdacht schöpfen wollte."

„Ist er nicht schuldig, so veranlafset man blindlings einen Bürgerkrieg, wenn man ihn wegen eines solchen Verdachtes von der Regentschaft ausschliefset."

„Ist er aber schuldig, so mufs vor allem darauf gesehen werden, das Leben des Königs und des jungen Prinzen, das alle Augenblicke in Gefahr stehet, in Sicherheit zu stellen."

„Ist er nicht schuldig, sondern gut gesinnet, so mufs man ihm lieber Zutrauen beweisen, und ihn durch Ehre zu gewinnen suchen."

„Das auffallendste ist mir, dafs seine Tochter, (die Herzoginn von Berri), welche, wie man sagt, auf die schamloseste Weise aller Religion entsagt hat, ohne ihn nicht so gesinnet seyn könnte, und dafs er, obgleich von allem unterrichtet, was man abscheuliches von ihrem Umgange spricht, er demungeachtet alle seine Zeit mit ihr allein zubringet; eine solche Irreligion, eine solche Verachtung gegen alle entehrende Gerüchte, eine solche Anhänglichkeit an eine so seltsame Person scheinen alles glaublich zu machen, was so schwer zu glauben ist.

Er ist doch ehrgeizig und nicht gleichgiltig für die Zukunft.“

„Es giebt Verbrechen, von denen man nicht eher gewiſs seyn kann, daſs sie gerichtlich zu beweisen sind, als bis der Prozeſs darüber vollkommen eingeleitet ist; es ist fürchterlich, diesen Prozeſs ohne eine vorläufige Gewiſsheit anzufangen.“

„Der Beweis wird durch den hohen Rang einer solchen Person noch mehr erschweret; wer sollte sich nicht fürchten, bey einer so gehäſsigen Anklage zu unterliegen?“

„Jedermann wird fürchten, daſs entweder der König schnell sterben, oder Nachsicht von seiner Seite brauchen werde, um die Ehre des königlichen Hauses zu retten. Jedermann wird besorgen, daſs ihm ein solches Haus ewig seine Empfindlichkeit nachtragen werde; die Aussicht auf Schutz oder Belohnungen stehen mit dergleichen Besorgniſsen in gar keinem Verhältniſse. Sobald man nach einzelnen Zeugen sich umsehen wird, wird Jedermann sich zurückeziehen.“

„Sollte zum Unglücke das Verbrechen wirklich dargethan werden, wird man wohl einen Prinzen vom Geblüte, der bald durch das Erbfolgerecht auf den Thron gelangen kann, auf eine schimpfliche Art hinrichten? Wird man ihn sicher in ewiger Gefangenschaft halten können? Würde er von derselben nicht befreyet werden, sobald sein Tochter-

mann

mann und seine Tochter die Gewalt in Händen haben werden?“

„Vorausgesetzt sogar, daſs man Kraft genug hätte, ihn des Erbfolgerechts für verlustig zu erklären, welche Kriege würde man nicht zu besorgen haben, sobald der Fall einträte? Noch mehr, man würde doch seinen unschuldigeu Sohn von der Erbfolge nicht ausschlieſsen können; was würde nun von dem Vater des Königes, den man auf eine ehrlose Weise von dem Throne ausgeschloſsen hätte, zu befürchten seyn?“

„Jede gerichtliche Untersuchung, sie mag glimpflich, oberflächlich, oder strenge seyn, würde umsonst und um Nichts willen auſserordentlich viel Unglück nach sich ziehen, sobald sie nicht offenbar zu seinem gänzlichen Untergange ausfallen wird. Einer Seits würde ihn eine so entehrende Untersuchung unversöhnlich machen; anderer Seits würde er darüber triumphiren, daſs man ihn nicht habe überführen können. Er würde von der Regentschaft ausgeschloſsen seyn, und gleichwohl unter dem Namen seines Tochtermanns, den er durch seine Tochter beherrschte, die ganze Gewalt eines Regenten besitzen.“

„*Man darf nicht auf den öffentlichen Unwillen rechnen; das Entsetzliche des noch ganz frischen Schauspieles erregt diesen Unwillen; er wird von Tage zu Tage schwächer werden. Ein königlicher Prinz Frankreichs, so schrecklich verläumdet, ohne deutliche Bewei-*

weise, würde bald eine andere Art von Unwillen rege machen. Noch mehr, die gegenwärtigen Sitten der Nation setzen Jedermann der gewaltsamsten Versuchung aus, sich durch alle Arten von Niederträchtigkeit, Feigheit, Verrätherey und schwarzer Denkungsart an den Mächtigsten anzuschmiegen.“

„Dieser Prinz, wenn man ihn aufs äuſserste treiben sollte, würde immer noch groſse Hilfsquellen in der Schwäche des gegenwärtigen Zeitalters, in dem kraftlosen Zustande einer ihrem Ende nahen Regierung, in seinem heftigen, obgleich leichtsinnigen Charakter, in seinen groſsen Einkünften, in der Unterstützung seines Tochtermannes, in seiner und seiner Tochter irreligiösen Denkart, und in den abscheulichen Rathschlägen, an denen es ihm nicht fehlen wird, finden.“

„Schlieſst man ihn von dem Regentschaftsrathe aus, so muſs Jedermann auf den Gedanken gerathen, daſs der König ihn im Verdachte habe; man wird diese Ausschlieſsung eben deſswegen als sehr beschimpfend für ihn ansehen. In diesem Falle erfodert es sein Interesse, auf eine Untersuchung zu dringen, in welcher aber nichts gegen ihn wird bewiesen werden; er wird alsdann nach dem Tode des Königs gegen eine solche beschimpfende und verläumderische Ausschlieſsung auftreten. Doch, wenn man der stärkste ist, so bedarf es so vieler Umstände nicht, um das, was gehäſsig und gegen

die Regel zu seyn scheint, über den Haufen zu werfen."

„Bey der Untersuchung würde man das Verbrechen des N— nicht entdecken können, ohne zugleich zu finden, daſs seine Tochter daran Theil genommen habe; was sollte man in diesem Falle mit ihr anfangen? Sie kann Königinn werden; ihre Verurtheilung würde den Hrn Herzog von Berry, wenn er König würde, auſser Stande setzen, je Kinder zu bekommen."

„Wenn der junge Dauphin nach einem so gräſslichen Vorfalle entfallen sollte, so würde der König von Spanien zurück kommen wollen, um den französischen Thron zu besteigen; die Spanier aber dürften sich wohl weigern, statt seiner den Herzog von Berri anzunehmen, der durch einen ihnen so verhaſsten Schwiegervater, und durch deſsen Tochter sich ganz beherrschen läſst."

„In diesem Falle könnte leicht zwischen den beyden Brüdern ein Krieg ausbrechen. Der König von Spanien würde zufolge der Rathschläge der Königinn seiner Gemahlinn, und der ganzen spanischen Nation behaupten, die Verzichtleistung des ersteren, und seines Sohnes des zweyteren Dauphins sey eben so nichtig, als jene der Königinn Maria Theresia von Spanien; sie würden die beyden Monarchien vereinigen wollen, um sie nur nicht in so verhaſste und berüchtigte Hände fallen zu lassen."

„So

„So sehr alle diese Gründe es abrathen, keine öffentliche Untersuchung anzustellen, so wünschte ich doch, daſs man eine ganz in der Stille vornehmen möchte, um das Leben des Königs und des jungen Prinzen in Sicherheit zu setzen, vorausgesetzt jedoch, daſs hinlängliche Anzeigen da sind, um sich in eine Untersuchung einlaſsen zu können. Allein die Geheimhaltung ist eben so schwer, als sie durchaus nothwendig ist."

„Könnte man nicht in der tiefsten Stille den Chemiker dieses Prinzen in Verhör nehmen, und die Mischungen, welche er verfertigt hat, genau untersuchen? Man sollte davon nehmen, und Versuche damit an zum Tode verdammten Verbrechern machen."

Wenn zum Unglücke der Prinz schuldig ist, und er dabey sieht, daſs man sich scheut, seinem Verbrechen auf den Grund zu kommen, was wird er nicht noch zu wagen im Stande seyn?"

Dieser Aufsatz F. giebt nur zu sehr zu erkennen, wie stark sich damahls die öffentliche Stimme gegen den Herzog von Orleans geäuſsert hatte.

In welch einer schmerzhaften Verlegenheit muſste sich Ludwig XIV. bey der Erzählung so vieler Greuelthaten befinden? Die laute Stimme des öffentlichen Unwillens war bis zu seinem Throne gedrungen, alle Anklagepuncte hatte er vor Augen; die Auſsagen der Aerzte, auf welche er am meisten sich verlieſs, bezeugten das Verbrechen,

und jeder Mund nannte den Strafbaren. Was für eine Lage für einen so lange Zeit glücklichen König! Allein sah er sich in seinem öden und verlassenen Pallaste; die zahlreiche Nachkommenschaft, die ihn sonst umgab, war verschwunden, und die Stille seiner weitläufigen Zimmer belebte nur noch die Gegenwart eines schwachen, mit dem Tode ringenden Kindes. Kaum erinnerte er sich in diesen Augenblicken an das bedeutungslose Daseyn des Herzogs von Berri; eine solche Stütze konnte weder seine Krone sichern, noch sein Herz trösten. Zu diesen Bildern des Todes und der Trauer, zu der so beunruhigenden Lage, in welcher sich Frankreich von innen und von aufsen versetzt sah, zu der eben so marternden Ungewifsheit wegen der nahen Zukunft kam noch die tiefe Erschütterung eines Herzens, das weder zu glauben, noch zu zweifeln, weder zu verzeihen, noch zu strafen waget. Dieser so edel, so rechtschaffen denkende König, der stets so viele Grofsmuth, und ein so feines Ehrgefühl äufserte, war dazu verdammt, von nichts als Vergiftungen und Schurkenstreichen sprechen zu hören, und es war sogar ein Prinz von seinem Geblüte, der Gemahl seiner Tochter, und seine Enkelinn, die man ihm als die Urheber so vieler Schändlichkeiten angab.

Nie zeigte sich aber die Gröfse seines Charakters vielleicht befser, als in diesem schrecklichen Zeitpuncte; er allein setzte die Ueberzeugung sei-

ner

ner tugendhaften Seele dem ungerechten Geschrey der Verläumdung entgegen; er konnte es unmöglich glauben, dafs sich sein Blut mit so vielen Verbrechen sollte besudelt haben; er beurtheilte seinen Neffen weit befser, als der Hof, Paris und ganz Frankreich. Mit einem einzigen Zuge hatte er den Herzog von Orleans eben so richtig als kräftig gezeichnet, als er ihn einen *Prahler mit Lastern* nannte, und gab dadurch zu erkennen, dafs er mehr dazu gemacht sey, dieselbe auszusinnen, als sie zu begehen. Da er ihn nicht für strafbar halten konnte, so weigerte er sich auch, ihn nur für verdächtig anzusehen; er änderte nichts an seiner Art, ihn zu empfangen, und behandelte ihn immer mit der nämlichen Gefälligkeit sowohl vor dem ganzen Hofe, als in einem vertrauteren Umgange mit ihm. Sein Beyspiel war für den Hof ein Wink, fernerhin zu schweigen, dem Volke aber benahm es seine irrige Meinung. Die billigere Nachwelt hat das Urtheil Ludwigs XIV. bestätiget, das er allein gegen alle seine Zeitgenofsen aufstellte.

Aus den so eben angeführten Aufsätzen F. sieht man, dafs er kein befseres Mittel, um den Stürmen einer Minderjährigkeit vorzukommen, um die Unfähigkeit des Herzogs von Berri zu ersetzen, und um die Kühnheit des Herzogs von Orleans im Zaume zu halten, vorzuschlagen wufste, als die Errichtung eines Regentschafts-Rathes. Allein wenn mit einem solchen Rathe der beabsichtigte End-

zweck

zweck erreicht werden sollte, so hätte er durch Ludwig XIV. selbst in Gang gebracht, und im Augenblicke, wo dieser Monarch seine Augen würde geschloſsen haben, schon im Besitze der ganzen Regierungsgewalt müſsen gewesen seyn.

Man kann unmöglich wiſsen, ob diese mehr oder weniger fest eingerichtete Schranke stark genug würde gewesen seyn, um eine precäre und vorübergehende Gewalt gegen die Angriffe eines so kühnen Prinzen, wie der Herzog von Orleans war, sicher zu stellen.

Es läſst sich vermuthen, daſs bey dem Gehorsame, an den die Nation seit langer Zeit gewöhnt war, bey den Grundsätzen von Unterwürfigkeit, die allen Classen der Magistratur von Jugend auf beygebracht, und seit 60 Jahren bey ihnen waren unterhalten worden, bey dem Geiste der Zurückhaltung und Mäſsigung, der in der ganzen Geistlichkeit herrschend war, und bey der Abneigung des Publikums gegen die Sitten und die Zügellosigkeit des Herzogs von Orleans, Ludwig XIV. auch noch im Grabe sein Ansehen behauptet, und blos durch seinen Namen eine von ihm getroffene Einrichtung aufrecht würde erhalten haben.

Allein anderer Seits ist es eben so wahrscheinlich, daſs einem schlauen und geschickten Prinzen, der zwischen dem Throne und sich nur noch ein Kind sah, groſse Mittel zu Gebothe gestanden wären, um die schwachen Inhaber einer kurz dauernden

den Gewalt zu bestechen, zu entzweyen, und zu stürzen, zumahl zu einer Zeit, wo, wie F. bemerkte, „die Sitten der Nation Jedermann der gewaltsamsten Versuchung aussetzten, sich durch jede Art von Niederträchtigkeit, Feigheit, Verrätherey und schwarzer Denkungsart an den Mächtigsten anzuschliefsen.“

Dieses sind problematische Fragen, die sich mit gleich starken Gründen und gleich scheinbaren Einwürfen vertheidigen und bestreiten lafsen. Meistentheils werden sie durch den Ausgang, und durch ein Zusammentreffen von Umständen, die kein menschlicher Geist vorauszusehen vermag, entschieden. Fenelon liefs diese *Aufsätze* den HH. v. Beauvilliers und Chevreuse zustellen; sie sind in der Original-Handschrift vom 15. März 1712 datirt, und, wie es scheint, hatte sie der Herzog von Chevreuse schon erhalten, als er den 24. März darauf an F. schrieb: „Der Hr. von Beauvilliers hat Ihren Rath befolgt; er hat mit der Fr. v. Maintenon gesprochen, und sie sehr gut gesinnet gefunden.“

Wir wifsen aber nicht, wie weit man in dieser Unterhandlung gekommen ist; sie mufste natürlicher Weise in dem Charakter Ludwigs XIV. und in jenem der Fr. von Maintenon grofsen Schwierigkeiten begegnen; es ist wenigstens sehr zweifelhaft, ob Ludwig XIV. je dazu würde eingewilliget haben, noch bey seinen Lebszeiten mit einem Regentschafts-Rathe die unumschränkte Gewalt zu

thei-

theilen, welche er seit so langer Zeit ganz in seinen Händen hatte. F. scheint es selbst vorgesehen zu haben, daſs hier das gröſste Hinderniſs liegen dürfte; umsonst hatte er sich bemühet, es zu beseitigen, oder vielmehr zu umgehen, indem er in seinem Aufsatze bemerkte, „der König würde dem ungeachtet Herr von allem bleiben“; er schränkte sich sogar nur auf den Wunsch ein, „daſs, wenn man den König zu einer so nothwendigen Sache nicht sollte bereden können, man im äuſsersten Falle wenigstens von ihm erhalten möchte, daſs er diesen Rath fünf oder sechsmahl des Jahres zusammenberiefe.“

Allein schon der blose Name einer so neuen und auſserordentlichen Einrichtung muſste den auf die Ausübung der höchsten Gewalt so eifersüchtigen Ludwig XIV. zum Unwillen reizen.

Auch andere Rücksichten auf die Seite gesetzt, stand dem Erfolge eines solchen Planes der Charakter der Fr. v. Maintenon eben so im Wege, als jener Ludwigs XIV. Bey der genauen Bekanntschaft mit den Regierungsmaximen F., die sie während ihrer ehemahligen Verbindung mit ihm viele Jahre hintereinander zu machen Gelegenheit hatte, würde sie bald den Verfaſser des Vorschlages entdecket haben, und zwar um so leichter, je weniger ihr das innigste Vertrauen des Hrn v. Beauvilliers auf den Erzbischof von Cambrai verborgen war;

mehr

mehr bedurfte es nicht, um sie dagegen einzunehmen, oder wenigstens kalt dafür zu machen.

Man darf sogar zweifeln, ob Hr. v. Beauvilliers sie etwas von dem Aufsatze über die Zusammensetzung des Regentschaftsrathes werde haben merken lassen, weil einer der Hauptartikel desselben auf die förmliche Ausschliessung der legitimirten Prinzen anträgt; man kannte ihre ausserordentliche Zuneigung für den Herzog von Maine, den sie schon so hoch erhoben hatte, und noch immer mehr zu erhöhen Willens war.

Uebrigens beurtheilte F. die Fr. v. Maintenon sehr gut, indem er sie, sobald von wichtigen Staatsinteressen die Rede war, als eine Frau schildert, „die allerley Eifersüchteleyen, Bedenklichkeiten, argwöhnischen Gedanken, Grillen, üblen Launen und Weiberkniffen nachhänge; nur auf die leichte, oberflächliche und schmeichelhafte Seiten solcher Geschäfte sich einlasse, um den König einzuschläfern, und das Publikum zu blenden, ohne dass ihre Bemühungen mit den Bedürfnissen des Augenblicks in einigem Verhältnisse ständen."

Man sieht wirklich, dass sie bis zum letzten Lebensjahre Ludwigs XIV. über die Folgen einer so grossen Veränderung *sich selbst einzuschläfern* schien; wahrscheinlich verliess sie sich auf ihr Al-

ter

ter, das noch höher war, als jenes des Königes, und glaubte also, sich solcher Ereignifse, von denen sie kein Zeuge mehr seyn sollte, nicht viel annehmen zu dürfen. Sie hatte sich in dem Kloster zu Saint-Cyr eine Zufluchtsstätte gegen alle Abwechslung des Glückes vorbereitet; sie wollte sich da gerne vergefsen lafsen, weil sie voraus überzeugt war, dafs man sie aus gerechter Rücksicht auf ihr Alter, auf ihre Mäfsigung, und auf den Namen Ludwigs XIV. auch gerne vergefsen würde.

Uebrigens machten die Ereignifse alles Denken, Rathen, und Streben dieser tugendhaften Männer, die nur für die Ehre der Religion und das Wohl ihres Vaterlandes lebten, bald vergeblich. Der Herzog von Chevreuse starb noch im Jahre 1712. Der Herzog von Beauvilliers, immer untröstlich über den Tod des Herzogs von Burgund, in seinen zartesten Gefühlen durch den Verlust seiner Söhne, die er vor sich sterben sah, schmerzlich angegriffen, gänzlich losgerifsen von der Welt und dem Hofe, seitdem der, welcher in seinen Augen die schönste Zierde der Welt und des Hofes war, nicht mehr da anzutreffen war, schleppte nur noch mit Mühe sein Leben fort, und starb den 31. August 1714. Fenelon überlebte ihn nur vier Monathe.

Seit dem Tode des Herzogs von Chevreuse mufsten alle Gedanken F. sich auf seine eigne Person

son beschränken. Alle Papiere, die aus dieser Zeit uns von ihm übrig sind, beziehen sich, mit Ausnahme einiger Gegenstände der Literatur, sämmtlich auf das Interesse der Religion, und die Angelegenheiten der Kirche, mit denen er sich bis zum letzten Lebenshauche stets beschäftigte.

Ende des siebenten Buches.

Achtes Buch.

§. 1. *Schreiben Fenelons an die französische Akademie, Vorschläge für ihre Arbeiten enthaltend.*

Während Fenelon so eifrig und sorgsam dahin strebte, um durch den heilsamen Einfluſs seiner Rathschläge von der Kirche und dem Staate die ihnen drohenden Uebel abzuwenden, muſste er noch eine Pflicht von ganz anderer Art erfüllen. Die französische Akademie arbeitete an einer neuen Ausgabe ihres Wörterbuches, und trug ihrem beständigen Secretär, Hrn Dacier, auf, F. um die Mittheilung seiner Ansichten und Gedanken über den von ihr dabey zu befolgenden Plan zu ersuchen. Einer so berühmten Gesellschaft, von welcher er selbst ein Mitglied war, glaubte er willfährig seyn zu müſsen, und benützte sogar diese sich ihm so natürlich darbiethende Gelegenheit, um den Absichten der Akademie mehr Umfang zu verschaffen, und

und ihr einen für die Fortschritte der schönen Wissenschaften eben so nützlichen als des literärischen Ruhms der Nation würdigen Plan vorzulegen.

Fenelon erinnerte sich vielleicht damahls an die scherzhaften Spöttereyen der Fr. v. Maintenon, welche auf die Arbeiten der französischen Akademie sehr wenig Werth zu legen schien. Diese Dame, welche wahrscheinlicher Weise nie das Wörterbuch der Akademie aufgeschlagen hatte, und doch so rein und so geschmackvoll schrieb, verdiente vielleicht Entschuldigung darüber, daſs sie das Verdienst einer Arbeit nicht zu würdigen wuſste, die doch so nothwendig ist, um dem hergebrachten Sprachgebrauche und den Regeln, welche das Ansehen und das Beyspiel der besten Schriftsteller für sich haben, Fertigkeit und Dauer zu verschaffen: aber noch weit ungerechter, als sie, handelte das Publikum, wenn es sich zuweilen herausnahm, der ersten literärischen Gesellschaft des Königreiches über Trockenheit und Unnützlichkeit ihrer Bemühungen Vorwürfe zu machen. Man vergaſs zu leicht, daſs all der Ruhm, den die groſsen aus ihrem Schooſse hervorgegangenen Männer eingeärndet hatten, ihr, der Akademie selbst, einigermaſsen gebührte.

Wirklich durfte, ja muſste man sogar annehmen, daſs das natürliche Genie der groſsen Schriftsteller, welche so vielen Glanz über das Jahrhundert Ludwigs XIV. verbreitet haben, mächtig durch

die

die edle Nacheiferung gehoben ward, welche in einer, so zu sagen, mit Ludwigen XIV. entstandenen, und von seinem Ruhme und Schutze umgebenen Gesellschaft rege gemacht ward: allein bösartig genug zog man eine ziemlich unbillige Parallele zwischen den gelehrten und nützlichen Untersuchungen, welche zwey andere literarische Gesellschaften öffentlich bekannt machten, und zwischen der trocknen und lästigen Arbeit eines Wörterbuches, das zu seiner Vollkommenheit um so schwerer zu bringen ist, weil die Laune und Unstätigkeit des Sprachgebrauches ohne Unterlafs neue Veränderungen nothwendig macht.

Ohne Zweifel wollte F. den Muth seiner schätzbaren Collegen bey dieser undankbaren Geistesanstrengung aufrecht erhalten, und ihrem Eifer eine weitere und nützlichere Bahn dadurch anweisen, dafs er der Akademie einen Plan vorlegte, durch defsen Ausführung sie den wahren Zweck ihrer Einrichtung vollkommen erreicht, und vielleicht auch allen den Mifsbräuchen und dem Verderbnifse entgegen gearbeitet haben würde, welches man der Literatur des 18ten Jahrhunderts zur Last geleget hat.

Dieser Plan ist in der Antwort enthalten, die er dem Hrn Dacier gab, und die nach seinem Tode unter dem Titel: „*Schreiben an die französische Akademie*“ im Drucke herausgekommen ist.

Man

Man darf dieses Schreiben für eines unserer besten classischen Werke halten, für ein Werk, das ganz dazu geeignet ist, um durch die Weisheit seiner Grundsätze, durch die Auswahl von Beyspielen, und durch die glückliche Anwendung aller Regeln, die hier neuerdings hervorgezogen oder angedeutet sind, den Geschmack zu bilden. Aber F. hatte es nicht verfertiget, daſs es öffentlich sollte bekannt werden; seine Bescheidenheit würde es ihm nie erlaubt haben, sein eignes Ansehen statt jenes der gelehrten Gesellschaft zu gebrauchen, welche seinem Geschmacke und seinen Einsichten auf eine so ehrenvolle Weise gehuldigt hatte. Ueberzeugt, daſs er zu Collegen und Freunden im engsten Vertrauen spreche, und voll des Verlangens, etwas ihren Absichten gemäſs zum Ruhme der Wissenschaften beyzutragen, hielt er sich für berechtigt, und faſste den Muth, der Akademie eine ihrer würdige Arbeit vorzuschlagen; aber er that dieses nur, wie er selbst erkläret, mit dem gröſsten Miſstrauen auf seine Einsichten, und mit einer aufrichtigen Ergebenheit für jene, die sich würdigten, ihn zu Rathe zu ziehen.

F. hatte, wie man aus den ersten Zeilen seines Schreibens leicht wahrnehmen kann, über den Nutzen eines Wörterbuchs sich solche Begriffe gemacht, die man vielleicht zu streng finden dürfte, die aber indeſsen von allen jenen für richtig werden gehalten werden, welche weder Vorurtheilen,

noch

noch dem Enthusiasmus bey ihren Lieblingsstudien einigen Einfluſs verstatten.

Er gibt zu, „das Wörterbuch, an dem die Akademie arbeite, verdiene ohne Zweifel gänzlich zu Stande zu kommen; aber er verschweigt es nicht, daſs der Sprachgebrauch, der oft bey lebendigen Sprachen sich ändert, auch das ändern könne, was das Wörterbuch einmahl festgesetzt habe.“

Er glaubt wohl, daſs die gebildetesten Franzosen zuweilen das Bedürfniſs fühlen könnten, bey zweifelhaften Wortbedeutungen ihre Zuflucht zu dem Wörterbuche zu nehmen; aber, was merkwürdig ist, er findet das gröſste Verdienst eines solchen Buches in dem Nutzen, den es entweder für Ausländer, die Liebhaber unserer Sprache sind, oder für unsere Nachkömmlinge auf den Fall habe, wenn unsere Sprache einmahl aussterben sollte, damit sie nämlich mit Hilfe desselben unsere besten Schriftsteller alsdann verstehen können. Bey dieser Gelegenheit bemerkt er auch mit Grunde, wie sehr es zu bedauern sey, daſs wir keine griechische und lateinische Wörterbücher hätten, welche von den alten selbst verfertiget wären.

Man sieht, wie sehr er nach diesem Eingange wünsche, daſs die Akademie sich nicht auf ein so beengtes und so veränderliches Werk, dergleichen ein *Wörterbuch* ist, einschränken, sondern mit dem *Wörterbuche* eine *französische Sprachlehre* verbinden möchte, um auf die Regeln, die Ausnahmen, die

Wort-

Wortableitungen, den figürlichen Sinn, auf den künstlichen Bau der ganzen Sprache, und auf ihre Abwechslungen aufmerksam zu machen.

Eben so schlägt er der Akademie vor, der *Sprachlehre* noch eine *Anleitung zur Beredsamkeit* beyzufügen, bemerkt aber dabey, dafs diese Anleitung nicht sowohl die Form eines trocknen und magern Systems von willkührlichen Vorschriften haben, als vielmehr eine Sammlung der schönsten Vorschriften des Aristoteles, Cicero, Quintilian, Lucian, Longin, und zwar nach dem Texte dieser Schriftsteller selbst enthalten möchte; diese Texte würden die Hauptzierde einer solchen Anleitung ausmachen, und zugleich die schönsten Muster der Beredsamkeit darbiethen. „Wenn man sich nur an die reinste Blüthe des Alterthumes halten würde, so würde daraus ein kurzes, ausgesuchtes und höchst annehmliches Werk entstehen."

Er begnügt sich aber nicht mit dem Vorschlage an die Akademie, dafs sie in den Plan ihrer Arbeiten eine *Sprachlehre* und eine *Anleitung zur Beredsamkeit* aufnehmen möchte; er wünschet auch, dafs sie sich gleichfalls mit einer *Anleitung zur Dichtkunst* und einer *Abhandlung* über die *Geschichte* beschäftigen möchte.

Der Theil dieses Schreibens, welcher sich auf die *Dichtkunst* bezieht, ist vielleicht eines der lieblichsten Stücke in der französischen Literatur, ein Stück, ganz dazu geeignet, um den Geschmack jun-

ger Leute zu bilden. Man wird hier überrascht, und nimmt mit Verwunderung wahr, daſs F., ob er gleich schon ziemlich an Jahren vorgerückt war, und sich seit 30 Jahren beynahe ausschlieſsig mit den ernsthaftesten Studien der Religion, und mit den dornichsten Untersuchungen der Theologie beschäftiget hatte, doch noch gänzlich den so reinen Geschmack der griechischen und lateinischen Literatur inne hatte, die so vielen Zauber über alle seine Schriften ausgieſset, und allen seinen Ausdrücken so liebliche Reize ertheilet. Jeden seiner Gedanken über die Dichtkunst begleitet er mit einigen Versen aus Virgil und Horaz, und vielleicht trifft man nie in einem so kurzen Werke eine so glückliche und reiche Auswahl derselben an. Vorzüglich fällt es bey diesen aus Virgil und Horaz ausgehobenen, und auf den jedesmahligen Stoff vollkommen paſsenden Bruchstücken auf, daſs an ihnen ganz jene Empfindsamkeit athmet, welche die herrschende Stimmung seines Geistes und aller seiner Neigungen war. Immer ist es seine Vorliebe zu den reinen und schuldlosen Freuden des Landlebens, und zu dem Glücke des Privatstandes, immer die Einfachheit der Sitten der Vorzeit, welche er mit den Stürmen der Höfe, und mit dem unbesonnenen Lärmen der Städte in Contrast setzet. Lächeln muſs man beynahe, wenn man sieht, wie er mit einem liebenswürdigen Unwillen über alle die-

jenigen das Anathema ausspricht, welche bey folgendem Verse Virgils nichts fühlen:

Fortunate senex, hic inter flumina nota
Et fontes sacros frigus captabis opacum.

Man sieht, dafs F. keine günstige Meinung für jene frostige und eiskalte Herzen haben konnte, welche, wenn die Natur ihre reinen, schuldlosen und frischen Reize vor ihnen enthüllet, doch bey allen diesen Annehmlichkeiten ungerührt bleiben: die Lust, mit welcher er sich stets auf Virgil berufet, giebt zu erkennen, wie ganz er von der unnachahmlichen Vollkommenheit eines Schriftstellers durchdrungen war, mit welchem er in Hinsicht des Geschmackes, des Herzens und des Charakters so viele Aehnlichkeit hatte.

F. endet zuletzt mit einem Vorschlage an die französische Akademie, welcher schon allein diese aus so vielen ausgezeichneten Männern bestehende Gesellschaft würdig hätte beschäftigen können, mit dem Vorschlage, zu einer *Abhandlung über die Geschichte.*

Nach seiner Meinung, „giebt es sehr wenige Geschichtschreiber, die von grofsen Fehlern ganz frey sind, und doch ist die Geschichte von der gröfsten Bedeutenheit; sie stellt vor uns grofse Muster auf; sie benützt selbst die Laster der Bösewichte zum Unterrichte der Rechtschaffenen; sie

dringt bis zum Ursprunge der Völker vor, und erklärt, wie die Nationen von einer Regierungsverfaſsung zur anderen übergegangen sind. Der gute Geschichtschreiber gehört keiner Zeit, keinem Lande an; er liebt zwar sein Vaterland, aber er schmeichelt ihm nie; er enthält sich eben so des panegyrischen als des satyrischen Tons; er verdient nur in so ferne Glauben, als er ohne Schmeicheley und Lästersucht das gute und schlimme offen darlegt; Ordnung und Zusammenstellung machen das Hauptverdienst eines Geschichtwerkes aus. Um diese schöne Ordnung zu erreichen, muſs der Geschichtschreiber seine ganze Geschichte vollkommen inne haben: er muſs sie wie mit einem einzigen Blicke gänzlich überschauen; ein Geschichtschreiber, der das ächte Talent zur Geschichte besitzt, weiset unter zwanzig Stellen einer Thatsache gerade den Platz an, auf welchem sie über alle andere Begebenheiten das hellste Licht verbreitet. Zuweilen hellt eine Thatsache, auf welche schon voraus wie von ferne hingedeutet wird, alles dasjenige auf, was künftig zu sagen ist; oft würde eine andere Begebenheit eine lichtvollere Stelle einnehmen, wenn sie etwas mehr im Hintergrunde stände; durch ihre spätere Erscheinung würde sie den schicklichsten Platz haben, um andere Begebenheiten anzureihen. Ein wohl gewählter Umstand, ein gut getroffenes Wort, eine Geberde, die auf das Genie oder auf die Laune eines Mannes sich beziehet

sind

sind Originalzüge, und haben grofsen Werth in der Geschichte; sie können einen Menschen ganz mahlen, wie er ist; Plutarch und Suetonius sind hierin Meister: mit Vergnügen wird man es auch an dem Cardinal von Ossat gewahr; man glaubet, Clemens VIII. vor Augen zu haben, wenn er mit ihm bald offen und frey, bald aber mit Zurückhaltung spricht."

Es ist sicher zu bedauern, dafs die französische Akademie einen so weisen und nützlichen Plan, den ihr Fenelon auf ihre Auffoderung vorgelegt hat, nicht ausgeführet hat; alle Theile dieses Plans beschränkten sich auf die natürliche Sphäre der Arbeiten und Kenntnifse einer solchen literarischen Gesellschaft, dergleichen die französische Akademie war, und pafsten vollkommen zu dem Zwecke dieser Anstalt.

Allein die Zeitumstände waren nicht günstig; gerade war diese Gesellschaft über eine literarische Frage getheilet. Die Dispüte über die *Alten* und *Neueren* fing damahls an, einen sehr lebhaften und hitzigen Streit unter den Gelehrten zu erregen: die *Alten* und die *Neueren* hatten unter den bedeutendsten Mitgliedern der Akademie ihre Freunde und ihre Gegner, und über diese ziemlich geringfügige Frage kamen Schriften voll Leidenschaft und Heftigkeit zum Vorscheine.

Beyde Partheyen suchten F. Stimme für sich zu gewinnen; er trat keiner bey; er begnügte sich,

das-

dasjenige unpartheyisch darzulegen, was er zum Ruhme der Alten und Neueren dachte, verschwieg aber auch nicht die gerechten Vorwürfe, welche man mit Grunde den Einen sowohl als den Andern machen könnte; er schloſs endlich sein Schreiben an die französische Akademie mit so richtigen und augenscheinlichen Bemerkungen, daſs alle Partheyen sich einander hätten nähern müſsen, wenn anders der Partheygeist für Vorstellungen der Vernunft und der Wahrheit Empfänglichkeit hätte. Sein Schreiben hatte er unmittelbar an Hrn Dacier, den damahls beständigen Secretär der Akademie, und den übertriebensten Verehrer der Alten gerichtet: es scheint nicht, daſs er Hrn Dacier zu jener billigen und vernunftmäſsigen Bewunderung herabgestimmet hat, die man für die genievollen Männer des Alterthums allerdings hegen, jedoch nicht bis zur blinden und abgöttischen Verehrung derselben überspannen darf.

Diese literarische Controverse war noch in ihrem Entstehen, als F. sein Schreiben an die Akademie erlieſs: er schmeichelte sich, Lamotte, in deſsen Charakter mehr Mäſsigung als in jenem des Hrn Dacier lag, für seine Vorstellungen und Denkart leichter zu gewinnen. Lamotte machte nie ein Geheimniſs daraus, daſs er die Person F. eben so sehr liebe, als er in ihm einen Prälaten schätze und verehre, der sich auf dem Felde der Wiſsenschaften durch seine Schriften, und in der Kirche durch den

Glanz

Glanz seiner Würde und seiner Tugenden so rühmlichst ausgezeichnet habe. Als er nach dem Tode F. eine Sammlung seiner eignen Schriften dem Drucke übergab, so glaubte er, den Werth derselben zu erhöhen, wenn er diesen Briefwechsel mit dem Erzbischofe von Cambrai in sie einrücket. In dem *Vorberichte*, den er an die Spitze dieses Briefwechsels stellte, erklärte er sogar laut: „er rechne es sich gerne vor dem Publikum zur wahren Ehre an, daſs ein so achtungswürdiger Mann sein Freund gewesen sey."

§. 2. *Fenelons Abhandlung über das Daseyn Gottes, desselben Correspondenz über einige Hauptfragen im Fache der Religion.*

Zur nämlichen Zeit, wo die französische Akademie F. über Gegenstände der Literatur zu Rathe zog, wendete sich auch ein Prinz, der durch seinen Geist sowohl, als durch eine Mischung von glänzenden Eigenschaften und schändlichen Lastern so bekannt geworden ist, an ihn wegen der wichtigsten Fragen aus der Philosophie: denn in diesem auſserordentlichen Jahrhunderte hatte die Philosophie noch immer einen religiösen Charakter; sogar diejenigen, die bey dem Drange ihrer Leidenschaften sich dem lästigen Joche der Religion zu entziehen wünschten, hielten sich für verpflichtet, sie

erst zu befragen und zu vernehmen, ehe sie dieselbe verdammten.

Bey dieser allgemein herrschenden Stimmung der Köpfe würde man sich damahls es nie erlaubt haben, eine philosophische Frage in Untersuchung zu nehmen, ohne den Glauben an Gottes Daseyn dabey als Hauptgrundsatz voraus zu setzen: in dieser Hinsicht steht auch nach der Bemerkung eines neueren Schriftstellers „die Religion stets in enger Verbindung mit jeder guten Philosophie, und hier liegt der Grund, warum die Philosophie in dem Jahrhunderte Ludwigs XIV. oft einen erhabenen Schwung nahm, und warum, wenn sie auch auf Irrwege gerieth, dieſs beynahe ohne Gefahr, und immer ohne Aergerniſs geschah."

Von seinen ersten Jugendjahren an hatte F. immer dieser ächten, auf die Religion angewendeten Philosophie gehuldiget, weil sie in ihren sublimen Betrachtungen alles umfaſst, was von Gottes Daseyn herab bis zur Natur unserer Seele und ihrer Bestimmung die ganze Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes verdienet, und dieses Gegenstände sind, die für jeden vernünftigen Geist, der sich gerne von den Gründen und den Verbindlichkeiten der moralischen Wahrheiten überzeugen möchte, stets das wichtigste Interesse haben. Nie kann ein Geist, der fühlt und nachdenket, Ruhe und Zufriedenheit in dem peinlich-schwankenden Zustande des Zweifels und der Ungewiſsheit finden.

Diese

„Diese Wiſsbegierde ist von der menschlichen Vernunft unzertrennlich, und zwar deſswegen, weil diese ihre Gränze, jene aber keine hat; diese Wiſsbegierde ist an und für sich selbst kein Uebel, sie beschäftigt sich mit dem, was das vortreſflichste an unserer Natur ist; denn, wenn gleich nur derjenige alles weis, der alles gemacht hat, so nähert sich ihm doch der Mensch, so viel er kann, indem er alles zu erkennen verlanget: man weis, daſs von jeher alle Weisen in diesem groſsen und schönen Verlangen die Urkunde ihres Adels und das Vorgefühl ihrer Unsterblichkeit erblickten. Freylich wird dieses Verlangen hier auf der Erde stets getäuschet werden, weil es nur in einer anderen Ordnung der Dinge vollkommen kann befriediget werden; allein wir haben ihm wenigstens das zu verdanken, was wir von speculativen Kenntniſsen uns haben verschaffen können, und wenn sich Täuschungen mitunter einmengten, so stammen diese von unserer Eigenliebe, und beweisen weiter nichts, als daſs unsere Vernunft eines höheren Führers bedarf, der ihr die Bahn vorzeichne, auſser welcher sie sich nothwendiger Weise stets verirren muſs."

Auch für unordentliche Köpfe und für verdorbene Gemüther behalten diese Fragen ein gleichfalls groſses Intereſse; nur liegen hier unedlere Absichten zu Grunde. Leute dieses Schlages suchen hier nicht Licht, sondern Finsterniſse, um den Vorwürfen ihres Gewiſsens zu entfliehen, und sich über ihre

Ver-

Verirrungen und Leidenschaften völlig zu betäuben. Fenelons philosophische Schriften traten gröſstentheils erst nach seinem Tode án das Licht: er hatte sie nur deſswegen gefertiget, um dem Zutrauen derjenigen zu entsprechen, die sich so gerne an sein Herz wendeten: von Natur aus sind wir geneigt, denjenigen unser Vertrauen zu schenken, die wir ihrer Tugenden wegen verehren.

Blos der erste Theil seiner Abhandlung von dem *Daseyn Gottes* kam zu seiner Lebenszeit im Drucke heraus. Nach einigen Bemerkungen des Pater Tournemine, welche in seiner, *dem Beweise von Gottes Daseyn* vorstehenden Vorrede enthalten sind, scheint selbst dieses ohne Vorwiſsen Fenelons geschehen zu seyn; aber Leute, in deren Hände dieser Beweis gekommen war, fanden die Frage so allgemein interessant, fanden die Weise, mit welcher der Verfaſser im ersten Theile dieselbe beantwortete, so verständlich, und faſslich für den gröſsten Theil der Menschen, daſs sie Entschuldigung verdienen zu können glaubten, wenn sie auch ohne vorläufige Erlaubniſs des Verfaſsers dieselbe öffentlich an das Licht treten lieſsen.

Die zwey Theile, aus denen die *Abhandlung über das Daseyn Gottes* bestehet, machten eigentlich nur die Skize zu einem gröſseren Werke aus, welches F. in seiner Jugend unternahm, aber nie vollendete. Die Verrichtungen, die er am Hofe übernehmen muſste, dieſ quietistischen und jansenistischen

schen Streitigkeiten, und die Pflichten seines bischöflichen Amts verstatteten ihm weder Muſse noch die nöthige Freyheit dazu. Hierin mag auch der Grund liegen, warum man vielleicht in diesem Werke nicht alle jene Schärfe und Bestimmtheit antrifft, die er ihm hätte verschaffen können, wenn er es absichtlich für den Druck gearbeitet hätte.

Allein selbst bey diesem Zustande von Unvollkommenheit, in welchem es F. gelaſsen hatte, hat es, nach der Bemerkung des Hrn la Harpe, „immer das so seltene, so kostbare Verdienst, daſs es ganz natürlich, und wie durch eine Art von freyer Herzensergieſsung Gefühl mit Denken vereiniget, und dieſs selbst bey Gegenständen, bey deren Behandlung die Vernunft in ihrer vollen Strenge sich äuſsern muſs; dieſs ist aber auch der unterscheidende Charakter der Philosophie F., dieſs dasjenige, was diesem Werke eine so herzliche, so eindringende Beredsamkeit verschaffet. In dem ersten Theile wird jener groſse und erste Beweis von dem Daseyn eines Schöpfers, der auf der Ordnung und der Harmonie des Weltalls beruhet, auf eine prächtige Weise auseinandergesetzt; ein Beweis, der um so bewunderungswürdiger ist, weil er einer Seits so faſslich für den groſsen Haufen ist, der ihn blos mit seinem schlichten Menschenverstande begreifet, und anderer Seits selbst das Nachdenken des Philosophen erschöpft.“

„Die-

„Dieser Beweis, an und für sich selbst von dem innersten Sinne aufgefafst, erregt bey seiner umständlichern Entwicklung in der höchsten Geisteskraft Staunen und Beschämung: Fenelon thut nichts anders, als dafs er jene so oft angeführte Stelle zerleget, und weiter aus einander setzt: — Coeli enarrant gloriam Dei: *Der Himmel verkündige die Herrlichkeit Gottes*, (Psalm XVIII., 1.) — Aber während man diesen Gedanken weiter entwickelt, so fühlt man erst ganz, wie richtig und fruchtbar er ist. Die gelehrtesten Forscher der Dinge scheinen nur dafür gearbeitet zu haben, um diesen Gedanken in seinem Umfange auszufüllen; aber weder sie, noch irgend ein anderer, der vor ihnen oder nach ihnen war, oder seyn wird, ja nicht einmahl die ganze Gesammtheit der Menschen, wenn sie auch alle ihre Kräfte vereinigen sollten, um der Unermefslichkeit dieses Gedankens auf den Grund zu kommen, wird je im Stande seyn, den Gränzpunct desselben zu finden. Nur für Gott hat sein Schöpfungswerk Gränzen, für uns wird es stets gränzenlos bleiben. Fenelon richtet sich hier nur nach der schönen Stelle, in welcher Cicero die Einrichtung der Welt gezeichnet hat; aber er erhebt sich über denselben durch die anatomische Zerlegung der verschiedenen Theile des menschlichen Körpers, mit defsen Beschaffenheit die Neueren weit beſser, als die Alten vertraut sind; er weis allen diesen an und für sich blos wifsenschaftlichen

Kennt-

Kenntnifsen so schimmernde Farben zu leihen, dafs aus dem Gemälde das wundervolleste Schauspiel hervorgehet."

Man tadelt F. darüber, dafs er es nicht für zu klein gefunden hat, die so lächerlichen Hypothesen von Lucrez und Epikur über die Bildung der Welt zu widerlegen; ja dafs er sich etwas zu lange dabey aufgehalten habe, das Ungereimte und Abentheuerliche derselben auseinander zu setzen; aber welch eine Schärfe zeigen dabey seine Vernunftschlüfse? welchen Reichthum seine Ausdrücke? und wie erhebt er sich in jener Stelle über die innige Vereinigung der Seele mit unserm Leibe? „So wie uns die h. Schrift Gott darstellet, wenn sie ihn sprechen läfst, *es werde das Licht, und das Licht ward*; so bringt auch meine Seele ohne Anstrengung, ohne Vorbereitung, blos durch ihr inneres Wort das zu Stande, was sie spricht: durch dieses so innere, so einfache, so augenblickliche Wort spreche ich bey mir selbst: *es bewege sich mein Leib*, und er bewegt sich. Auf diese einfache und geheimste Aeufserung meines Willens kommen alle Theile meines Leibes in Thätigkeit; schon sind alle Nerven gespannt, voller Eile wirken alle Triebfedern zusammen, und die ganze Maschine gehorchet, gleich als hörte jedes meiner geheimsten Organe eine unumschränkt gebietende und allmächtige Stimme. Hier ist ohne Zweifel die einfachste und wirksamste Macht, die man sich nur immer vor-

vorstellen kann; man hat unter allen übrigen Wesen, die man kennet, sonst kein Beyspiel davon. Gerade diese Macht ist es, welche alle Menschen, die von Gottes Daseyn überzeuget sind, ihm über das ganze Weltall beylegen. Soll ich sie meinem schwachen Geiste, oder der Gewalt, die er über meinen von ihm so verschiedenen Leib hat, beylegen? Soll ich glauben, daſs mein Wille, mein an und für sich so schwacher und ohnmächtiger Wille, diese höchste Oberherrschaft aus sich selbst hat? Aber warum hat er denn diese Gewalt blos über einen einzigen Körper, und nicht über so viele andere? Kein anderer Körper bewegt sich nach einem Winke meines Willens. Wer hat ihm denn das, was er über keinen andern Körper vermag, blos über einen einzigen verliehen?

Wenn F. im ersten Theile seiner Abhandlung sich nach Cicero richtet, so folgt er im zweyten Theil dem Descartes: „Er bedient sich, sagt la Harpe, des methodischen Zweifels dieses Philosophen, um zur Kenntniſs einer ersten Wahrheit vorzudringen, und bald steht er auch, gleich ihm, bey diesem Fundamentalsatze, dem Grundprincip aller Gewiſsheit: *Ich denke, folglich bin ich.* Er erhebt sich nachher durch eine Kette von Schluſsfolgen bis zur Idee eines nothwendig unendlichen Wesens, welches wir *Gott* nennen: diese Idee beflügelt seine rührsame Einbildungskraft, und er leget es dar, daſs kein Ausdruck das Wesen der Gott-

heit

heit beſser charakterisirt, als jene wahrhaft erhabenen Worte: *Der ist.* Nichts, nicht einmahl das Beywort *unendlich* soll nach seiner Meinung diesem Ausdrucke beygefüget werden."

F. widerlegt hierauf im Vorbeygehen und mit wenigen Worten das, was man *Spinozismus* nennt: „Man sieht, setzt la Harpe hinzu, daſs er es seiner nicht würdig fand, sich lange bey einem Systeme aufzuhalten, welches durchaus so dunkel, und da, wo es noch etwas verständlich ist, so abentheuerlich ist: es ist wahrlich eine sehr vergebliche Mühe, wenn man sich abarbeitet, um einen Mann zu verstehen, der wahrscheinlicher Weise sich selbst nicht verstanden hat. F. thut sein mögliches, um ihn zu dollmetschen, und liefert auf vier Seiten alles von diesem unverständlichen Buche, was nur möglich ist, davon einzusehen. Wahr ist's, gerade die Dunkelheit des Spinoza trug am meisten zu seinem Rufe bey; man hielt ihn für tiefdenkend, weil man ihn zu errathen suchen muſste, und manche setzten ihren Stolz darin, ihn zu entziffern: allein wenn gleich ein Schriftsteller, den man errathen muſs, einige Neugierige an sich zieht, so schrecket er doch den gröſsten Theil der Leser zurück, und hat die Philosophie, wie Jedermann zugeben muſs, Evidenz zum Zwecke, was verdient weniger philosophisch zu heiſsen, als Dunkelheit?

Dem Herzoge von Orleans flöſsten die allgemeine Achtung, in der F. stand, eine besondere

Vor-

Vorliebe für defsen Charakter, und die Manier, mit welcher er die wichtigsten Puncte der Philosophie behandelt hatte, das Verlangen ein, sich mit ihm über Gegenstände, welche des Nachdenkens jedes helldenkenden Kopfes so würdig sind, in einen unmittelbaren Briefwechsel einzulafsen. Der Schmerz und der öffentliche Unwille, die sich bey dem Tode des Herzoges und der Herzoginn von Burgund so laut und heftig gegen diesen Prinzen erhoben hatten, hatten endlich der vernünftigern Meinung weiser und besonnener Männer Platz gemacht; gerade die tugendhaftesten Freunde des Herzogs von Burgund hatten durch ihr Betragen und ihre Gespräche zur Beseitigung jener schlimmen Vorurtheile das meiste beygetragen, vielleicht, weil sie sich bewufst waren, in der ersten Aufwallung ihres nur zu gerechten Schmerzes denselben zu voreilig beygetreten zu seyn. So sehr es auch die Herzoge von Beauvilliers und Chevreuse bedauerten, dafs dieser Prinz von seinen seltnen Naturgaben einen so verdammlichen Gebrauch machte, so versprachen sie sich doch für das Wohl Frankreichs viel von seinen Einsichten und Talenten, und trauten es recht gerne seiner natürlichen Grofsmuth zu, dafs das theure Leben des Ludwigen XIV. zum Nachfolger bestimmten Prinzen würde erhalten werden.

Der Herzog von Orleans fühlte das ganze Verdienst eines so achtungswürdigen Benehmens, und die Zufriedenheit und Erkenntlichkeit, welche er

für

für die zwey Freunde F. hatte, gingen nun auf diesen selbst über.

Dieser Prinz, der bey seinem so umfaſsenden Geiste einen so schwachen Charakter hatte, der mit der groſsmüthigsten Denkart alle Leidenschaften des verdorbensten Herzens vereinigte, den sein Genie zum Herrscher bestimmte, sein ungezähmter Hang zum Vergnügen zum steten Sclaven erniedrigte, der an der Spitze der Heere als Held glänzte, und sich von einem seines Vertrauens unwürdigen Minister stets unterjochen lieſs; der bey dem Reichthume der seltensten Kenntniſse nicht einmahl einen Begriff von der Moral hatte; der allen Arten von Ruhm, nur dem nicht, den die Tugend verleiht, nachstrebte; der durchaus nicht an eine Religion, aber dafür an Astrologie glaubte; dieser Prinz, das seltsamste Gewebe von sich einander widersprechenden Eigenschaften und Gebrechen, sah sich indeſsen genöthiget, der Tugend zu huldigen, indem er in der Person F. alles wieder fand, was für die Tugend Liebe und Achtung gebiethet.

Uebrigens hatte er zu viel Geist, als daſs er völlig fühllos und gleichgiltig gegen jene ersten Begriffe, die sich jedem verständigen Wesen darbiethen, hätte bleiben können; auch *war er*, (nach einem Ausdrucke F. über diesen Prinzen), *in Hinsicht der Zukunft zu neugierig*, um nicht wenigstens an sein eigenes Schicksal zu denken.

Er scheute sich nicht, F. seine Fragen und Zweifel über die Verehrung der Gottheit, über die Unsterbliehkeit der Seele, und über die Freyheit des Willens vertraulich vorzulegen.

F. antwortete, und diese Antwort ist gedrucket „nebst seinen bewunderungswürdigen Briefen über die Religion, welche, wie la Harpe sagt, selbst denen gefallen müſsen, welche keine Liebhaber von F. sind.“

Diese Fragen, die beynahe so alt wie die Welt sind, haben von jeher die unruhige Wiſsbegierde der Sterblichen gereizet; oft waren sie der Gegenstand der stillen Betrachtungen weiser Männer, zuweilen machten sie die leidende und unglückliche Tugend scheu und muthlos; auch setzten sie die religiöse Hingebung jener reinen, und bey aller Einfalt erhabenen Gemüther auf die Probe, die überdrüſsig des Getümmels der flüchtigen und vergänglichen Dinge dieser Erde, ihre Blicke, Gedanken und Hoffnungen jener unveränderlichen und ewigen Ordnung der Dinge entgegenkehrten, in der einst der Vorhang fallen, und alle Räthsel werden aufgelöset werden.

In unsern Tagen zog man alle diese Fragen neuerdings hervor, und stürzte sich auf dieselben mit einer Art von Wuth; man sah sie aber nicht als dunkle und schwierige Puncte an, die ernstliche Untersuchung verdienen; eine thörichte und dünkelvolle Generation hat alle vorhergehenden Jahrhun-

hunderte der Schwäche und Furchtsamkeit bezüchtiget: über Fragen, in welche sich die gröſsten Geister nur mit Zittern eingelaſsen haben, sprach sie ohne Prüfung, ohne Untersuchung ab; es kann daher nicht auffallend seyn, wenn sie mit jenen groſsen Männern bey Forschung nach Wahrheit nicht auf einem Wege zusammentraf.

Es kann Niemanden gleichgiltig seyn, zu wiſsen, wie F. über diese allen Menschen so wichtige Gegenstände dachte: theuer ist sein Name allen Freunden der Religion, und er zwingt selbst denjenigen Ehrfurcht ab, welche das Joch der Religion abzuschütteln strebten. Dieſs ist der Grund, warum wir uns nicht scheuen, seine Gesinnungen hier etwas weitläufig darzulegen; groſses Intereſse muſs schon die Wichtigkeit des Gegenstandes einflöſsen, und da er über einen so schwierigen Stoff die gröſste Klarheit ausgoſs, so kann die Aufmerksamkeit nicht ermüden.

Als der Herzog von Orleans F. diese Fragen vorlegte, so ersuchte er ihn zugleich, er sollte sie aus dem Standpuncte der Philosophie betrachten: nicht den Bischof zog er zu Rathe, weil es ihm nicht um die Erblehre der Kirche zu thun war; an die überlegene Vernunft F. wendete er sich, und versprach, sich ihr mit allen seinen ängstigen Zweifeln, und schwachen und schwankenden Einsichten zu unterwerfen. Von einer so gearteten Untersuchung muſsten also alle Zeugniſse, und alles Anse-

hen einer positiven Offenbarung weggehalten werden; Gottes Daseyn war die einzige Wahrheit, die er anzuerkennen sich erklärte; alle Vernunftschlüſse sollten von diesem einzigen Grundprincip ausgehen, und alle Folgerungen durch eine nothwendige und unbestreitbare Schluſskette sich wieder an dasselbe anschlieſsen.

F. betrachtet die religiöse Verehrung in Hinsicht auf Gott und auf den Menschen.

„Gott sprach: *Ich werde meine Ehre keinem andern überlaſsen.* (Isaias XLVIII, 11.) Alles kömmt von ihm, alles muſs wieder zu ihm zurück kehren: er kann verständige Wesen in keiner andern Absicht geschaffen haben, als daſs sie ihren Verstand brauchen, um ihn zu erkennen und zu bewundern, und ihren Willen, um ihn zu lieben, und ihm zu gehorchen: wir gehören nicht uns an, sondern dem, der uns gemacht hat. Als Gott den Menschen schuf, so war sein Zweck bey diesem seinem Werke, sich als die unendliche Wahrheit, und als die allgemeine Güte lieben zu laſsen: sobald man annimmt, daſs Gott allein, als dem Urheber unseres Daseyns, und folglich als unserem ersten Wohlthäter unsere Liebe ursprünglich gebührt, so ist gar keine Frage mehr über die Gottesverehrung, weil es, wie der h. Augustin sagt, gar keine andere Verehrung gibt, als die Liebe: *nec colitur nisi amando.* Darin besteht die *Anbethung im Geiste und in der Wahrheit*; dieſs ist der einzige Zweck, warum

uns

uns Gott gemacht hat; er gab uns das Vermögen, zu lieben, damit wir ihn lieben. Sehen wir, daſs alle Menschen von der Liebe, welche sie Gott als ihrem Schöpfer und Erhalter schuldig sind, durchdrungen sind, so heben sich alle Zweifel, so legen sich alle Stürme des menschlichen Herzens, so verschwinden alle Ausflüchte der Ruchlosigkeit und der Religionsverachtung; ich grüble hier nicht; ich fodere nichts von dem Menschen; ich überlaſse ihn blos seiner Liebe; er liebe den, dem er alles zu verdanken hat, von ganzem Herzen, dann thue er, was ihm gefällig ist; denn was ihm gefällig seyn wird, wird nichts als die reinste Religion seyn: dieſs ist der ächte und vollkommene Gottesdienst; er wird nichts thun, als lieben und gehorchen; *die Nation der Gerechten*, sagt die Schrift, *weis von nichts als von Liebe und Gehorsam.* (Sirach III., 1.)

„Diese Liebe, wird man sagen, ist eine blos innere Verehrung; aber worauf gründet sich die äuſsere Verehrung? Warum setzt man voraus, daſs Gott dieselbe fodert?“

„Aber sieht man denn nicht, daſs die äuſsere Verehrung eine nothwendige Folge der inneren Verehrung der Liebe ist? Man nehme eine Gesellschaft von Menschen an, die sich wechselseitig auf der Erde nur als Glieder einer einzigen Familie betrachten, deren Vater im Himmel ist: ist es nicht wahr, daſs in einer solchen göttlichen Gesellschaft stets der Mund von dem sprechen wird, wovon das

Herz

Herz voll ist? Sie werden ohne Unterlafs den Urheber ihres Daseyns bewundern, werden seine Güte lieben, mit welcher er über sie, wie über seine Kinder wachet; werden sein Lob besingen, werden ihn für alle seine Wohlthaten preisen; ein edler Welteifer wird unter ihnen entstehen, um seine Herrlichkeit zu verkünden, und ein zärtliches Mitleiden werden sie für jene fühlen, welche die ihnen von der Dankbarkeit aufgelegten Pflichten verkennen sollten. Was heifsen Sie eine *äufsere Gottesverehrung,* wenn es diese nicht ist?"

„Es sollte, wird man sagen, bewiesen werden, dafs aufser der Liebe, und den von ihr unzertrennbaren Tugenden Gott noch von dem Menschen regelmäfsige und öffentliche Ceremonien verlange; aber dergleichen Ceremonien gehören nicht zum Wesen der Religion, welches in der Tugend und in der Liebe besteht; diese Ceremonien sind eingeführt, nicht als wären sie wesentliche Wirkungen der Religion, sondern sie sollen blos Zeichen seyn, um auf sie hinzuweisen, sie in uns zu nähren, und sie andern mitzutheilen. Diese Ceremonien sind in Hinsicht auf Gott, was die äufsern Beweise der Ehrfurcht für einen Vater, was die äufsern Ehrenbezeigungen und Huldigungen für einen König sind."

„Ist es dann nicht augenscheinlich, dafs für Menschen, die zum Sinnlichen so geneigt sind, und eine so schwache Vernunft haben, ein äufseres

Schau-

Schauspiel Bedürfniſs wird, um ihnen tiefe Ehrfurcht für die unsichtbare, und ihren Leidenschaften im Wege stehende Majestät einzuprägen? Der Mensch fällt so natürlich auf diesen Gedanken, daſs alle Völker, die irgend eine Gottheit angebethet haben, gewiſse äuſsere Ehrenbezeigungen, die man *Ceremonien* nennet, mit ihrem Gottesdienste fest verbunden haben: sobald die innere Gottesverehrung sich vorfindet, drückt sie sich nothwendig auch äuſserlich aus, und theilt sich der ganzen Gesellschaft mit. Das menschliche Geschlecht brachte bis zum Moses Gaben und Opfer: Moses führte dergleichen in die jüdische Kirche ein, und die christliche Kirche hat ihre Ceremonien von Jesus Christus erhalten. So lange Gott diese Ceremonien nicht durch geschriebene Gesetze angeordnet hatte, so richteten sich die Menschen nach jenen, die ihnen aus der Urwelt waren überliefert worden: sobald aber Gott durch geschriebene Gesetze diese Ceremonien festgesetzt hatte, so muſsten die Menschen dieselben unverbrüchlich beobachten; sogar die Protestanten, welche unsere Ceremonien so scharf getadelt haben, konnten sich nicht enthalten, viele derselben beyzubehalten; so wahr ist es, daſs sie Bedürfniſs für uns Menschen sind."

„Man halte nur diese zwey verschiedenen Plane gegeneinander: in dem einem würde jeder, welcher den wahren Gott erkennte, ihn nach seiner Art innerlich verehren, ohne dieses durch irgend ein

ein Zeichen den andern Menschen sichtbar werden zu laſsen; in dem andern hat man eine gemeinschaftliche Gottesverehrung, vermittelst welcher jedermann sich sammelt, seine Liebe nähret, seine Brüder erbauet, andere, die von Gott nichts wiſsen, oder seiner vergeſsen, auf ihn aufmerksam machet, und in sich selbst die Neigung zu allen jenen Tugenden unterhält, welche zum Wohle und zur Ordnung der menschlichen Gesellschaft, und zur Erleichterung alles menschlichen Elends von der religiösen Liebe weit wirksamer erzeugt werden, als von der bloſsen Wohlthätigkeit. Fällt es nicht in die Augen, daſs der zweyte Plan des Wohlgefallens des Schöpfers der Natur tausendmahl würdiger, und den Bedürfniſsen der Menschheit weit angemeſsener ist, als der erste?"

„Man wendet ein, Gott sey unendlich über den Menschen erhaben; sie seyen in gar keinen Vergleich mit einander zu stellen; Gott bedürfe unserer Verehrung nicht; endlich sey ein von einem so beschränkten Wesen geleisteter Dienst des unendlich vollkommenen Wesens ganz unwürdig. Wahr ist es, Gott bedarf unserer Verehrung nicht, aber er kann doch diese, wiewohl unvollkommene, doch seiner nicht unwürdige Verehrung wollen; und vielleicht hat er uns blos dieser Verehrung wegen erschaffen.

Wenn es darauf ankömmt, zu wiſsen, was sich für das unendliche Wesen ziemt, oder nicht ziemt,

so kann diefs nicht dem Ausspruche unserer schwachen und kurzsichtigen Vernunft überlafsen werden: wir fühlen es selbst, dafs Gott, als er uns schuf, keinen edleren und erhabenern Zweck haben konnte, als diesen, sich von uns erkennen und lieben zu lafsen. Diese Handlung des Erkennens und Liebens ist die vollkommenste Kraftäufserung, welche Gott von seinem Geschöpfe fodern, und als den Zweck seines Werkes sich vorsetzen konnte: hätte Gott ein Geschöpf nur unter der Bedingnifs schaffen können, dafs dieses so vollkommen für ihn wirken sollte, als er selbst ist, so würde nie ein Geschöpf aus dem Nichts hervorgetreten seyn, denn es ist einem Geschöpfe unmöglich, in der nämlichen Vollkommenheit, wie die Gottheit, zu wirken. Die vollkommenste und edelste Wirkung, welche der Mensch bey seiner beschränkten und unvollkommenen Natur in sich erzeugen kann, ist die Erkenntnifs und Liebe Gottes. Alles, was der Mensch Gott erzeigen kann, ist unvollkommen, wie der Mensch selbst; aber Gott nimmt von dem Menschen das an, was dieser am vollkommensten in sich erzeugen kann, und es reicht zur Erfüllung der Absichten Gottes hin, dafs sein Geschöpf ihm das leistet, was es bey den ihm gesetzten Gränzen am besten leisten kann. Gott ist alsdann mit seinem Werke zufrieden; seine Macht stimmt dann zu seiner Weisheit zusammen."

„Wir

„Wir können nicht zweifeln, daſs Gott von den Menschen erkennet wird, und daſs ihn viele derselben lieben, oder wenigstens zu lieben verlangen; es muſs also auch zuverläſsig der Wille Gottes gewesen seyn, daſs wir ihn erkennen und lieben sollten. Denn hätte uns Gott nicht seine Erkenntniſs und Liebe mittheilen wollen, so würden wir ihn nie haben erkennen und lieben können. Ich gebe zu, daſs wir die unendliche Vollkommenheit nicht auf eine unendliche Art erkennen und lieben können; unsere erhabenste Erkenntniſs würde dem unendlich vollkommenen Wesen gegenüber stets unendlich unvollkommen bleiben: mit einem Worte, ob wir gleich Gott erkennen, so können wir ihn doch nie erfaſsen, aber wir kennen ihn doch so, daſs wir alles von ihm sagen, was er nicht ist, und daſs wir ihm jede ihm angemeſsene Vollkommenheit beylegen, ohne die geringste Furcht, uns zu täuschen. In dem ganzen Umfange der Natur gibt es kein Wesen, das wir mit Gott verwechseln; nichts ist erstaunungswürdiger, als die Idee von Gott, welche ich in dem Innersten meiner selbst herumtrage; hier ist das Unendliche in dem Endlichen enthalten; ich begreife es nicht, wie ich es in meinem Geiste haben kann, und doch habe ich es. Es ist vergeblich, eine Untersuchung darüber anzustellen, wie ich es haben könne, nachdem ich es habe; die Thatsache ist klar und entscheidend: der Mensch, welcher Gott so erkennet

und

liebet, wie er ihn nach dem Maſse seiner Kräfte lieben und erkennen kann, ist dieses vollkommenen Wesens ungemein würdiger, als der Mensch, der in der Welt wie ohne Gott leben, und nie daran denken würde, ihn zu erkennen, und zu lieben."

„Dieſs sind also die zwey verschiedenen Plane von dem Werke Gottes: der eine ist seiner Weisheit und Güte so würdig, als man sich es nur denken kann; der andere ist seiner ganz unwürdig, und hat keinen vernünftigen Zweck. Daraus läſst sich nun leicht schlieſsen, welcher von beyden derjenige ist, nach dem Gott sich gerichtet hat."

„Es gibt Leute, die durch eine trügerische und erheuchelte Demuth ihre Unbedeutenheit, ihr Nichts und das unendliche Miſsverhältniſs, welches zwischen ihnen und Gott bestehet, mit Fleiſse übertreiben, nur um das Joch der Gottheit abzuschütteln, und alle ihre unordentlichen Leidenschaften zu befriedigen. Sie stellen sich Gott so sehr von der Erde entfernet, so erhaben, und in seiner Erhabenheit so gleichgiltig vor, gleich als würdige er sich nicht, von seiner Höhe herab über die Sterblichen zu wachen, so daſs also Jedermann, unbekümmert wegen der göttlichen Oberaufsicht, regellos leben, und seinem Stolze und seinen Lüsten nach Willkühr fröhnen könne: aber während man Gott dem Scheine nach so hoch hinaufhebet, so erniedriget man ihn wirklich, denn man macht aus ihm einen für das Gute und Böse, für das Laster

und

und die Tugend seiner Geschöpfe, für die Ordnung und die Unordnung der von ihm eingerichteten Welt ganz gleichgiltigen Gott. Aber lafst uns diese zwey Plane miteinander vergleichen! In dem einen sieht man einen weisen, guten, über alles wachenden Gott, welcher auf Ordnung sieht, zurechtweiset, belohnet, welcher will erkannt und geliebet seyn, und Gehorsam verlanget: in dem andern stellet man uns Gott als denjenigen dar, der fühllos gegen unsern Wandel ist, den wedér unsere Tugenden noch unsere Laster rühren, der den Menschen ganz den Trieben seines unbesonnenen Stolzes und seiner schändlichen Leidenschaften überläfst; der sein Geschöpf verwahrloset, das er doch gebildet hat, und der gleichgiltig dabey ist, ob er von ihm erkannt oder geliebet werde, wiewohl er ihm einen Verstand, um ihn zu erkennen, und ein Herz, um ihn zu lieben, angeschaffen hat. Vergleiche man diese zwey Plane bey ruhiger Vernunft, bey der Stille der Leidenschaften, bey einem Gefühle von Tugend und Ehrlichkeit, so wird man, defsen bin ich gewifs, keinen Anstand nehmen, dem ersten den Vorzug vor dem zweyten zu geben.

Mit der nämlichen Klarheit der Gedanken, mit der nämlichen Einfachheit der Sprache behandelt auch F. den Punct von der Unsterblichkeit der Seele.

„Wahr ist es, die Seele hat kein nothwendiges Daseyn; Gott hat keiner besonderen Aeſserung seines Willens nöthig, um die menschliche Seele zu zer-

zernichten; die Kraft, mit der er seine Schöpfung jeden Augenblick erhält, darf nur einen Augenblick aufhören, zu wirken, so fällt sie in den Abgrund des Nichts zurück, aus dem er sie gezogen hat."

„Allein es kömmt hier darauf an, zu wifsen, ob die Seele in sich selbst den natürlichen Grund ihrer Zerstörung hat, vermöge defsen sie nach einer gewifsen Zeit zu seyn aufhöret, und ob man philosophisch beweisen kann, dafs die Seele einen solchen Grund nicht in sich hat."

„Hier ist der negative Beweis davon. Sobald man einmahl einen wirklichen Unterschied zwischen der Seele und dem Leibe angenommen hat, so setzt uns ihre Vereinigung in das tiefste Erstaunen, und nur vermittelst der Allmacht Gottes können wir uns einen Begriff machen, wie er zwey so ganz verschiedene Naturen vereinigen, und durch sie eine zusammenstimmende Wirkung konnte entstehen lafsen. Die Körper denken nicht, die Seelen sind nicht theilbar, nicht ausgedehnt, haben keine Figur, keine körperlichen Eigenschaften. Ist einmahl der wirkliche Unterschied und die völlige Ungleichheit der Natur dieser zwey Wesen auf solche Weise festgesetzet, so darf man sich keines Wegs verwundern, wenn ihre Vereinigung, die nur in einer Art von Zusammenwirkung und in einem wechselseitigen Verhältnifse der Gedanken des einen zu den Bewegungen des andern bestehet, aufhören kann, ohne dafs defswegen eines dieser zwey

We-

Wesen sein Daseyn verliert; im Gegentheile muſs man sich wundern, daſs zwey Wesen von einer so ungleichen Natur einige Zeit lang in einer so zusammenstimmenden Wirkung ausharren können. Aus welchem Grunde wäre man zu dem Schluſse berechtiget, daſs eines dieser zwey Wesen zernichtet würde, sobald die ihnen so wenig natürliche Verbindung getrennt ist? Noch mehr! Stellen wir uns zwey Körper durchaus von der nämlichen Natur vor, trennen wir sie dann, deſswegen werden wir weder den einen noch den andern zerstören: von dem Daseyn des einen kann man nie auf das Daseyn des andern schlieſsen, und die Zernichtung des zweyten kann nie die Zernichtung des ersten beweisen, wenn man sie auch als vollkommen gleich annimmt. So reicht schon ihr wirklicher Unterschied zum Beweise hin, daſs sie in sich keinen wechselseitigen Grund zu ihrem Daseyn oder ihrer Zernichtung haben."

„Ist man aber zu diesem Schluſse in Hinsicht zweyer Körper berechtiget, die man trennet, und die ganz die nämliche Natur haben, mit wie viel gröſserem Rechte kann man den nämlichen Schluſs in Hinsicht eines Geistes und eines Körpers machen, deren Vereinigung nichts natürliches hat, weil ihre Naturen so vollkommen ungleich sind?"

„Besteht die Verbindung des Leibes und der Seele nur in einem Zusammenstimmen, oder in dem wechselseitigen Verhältniſse der Gedanken des ei-

nen zu den Bewegungen des andern, so läſst sich leicht absehen, was aus dem Aufhören dieser Zusammenwirkung entstehen muſs. Dieses Zusammenwirken ist diesen zwey so ungleichen, so von einander unabhängigen Wesen nicht natürlich. Nur Gott allein konnte durch seinen vollkommen freyen und allmächtigen Willen diese zwey an ihrer Natur und Wirkungsart so verschiedene Wesen also zusammenstimmen, daſs sie gemeinschaftlich wirken. Setzen wir, daſs dieser vollkommen freye und allmächtige Wille Gottes plötzlich aufhört, so hört auch alsdann diese, so zu sagen, gezwungene Verbindung auf; so wie ein Stein durch sein eignes Gewicht fällt, sobald er nicht mehr von der Hand in der Luft unterstützet wird: jedes dieser zwey Wesen kehrt wieder zu seiner natürlich-unabhängigen Wirkungsart in Hinsicht des andern zurück. Die Folge davon muſs seyn, daſs die Seele, ferne davon, daſs sie durch diese Trennung, durch welche sie nur in ihren natürlichen Zustand wieder versetzt wird, sollte zernichtet werden, vielmehr alsdann frey wird, um unabhängig von allen Bewegungen des Körpers zu denken: das Aufhören der Vereinigung ist nur Losreiſsung, nur Befreyung, so wie die Vereinigung nichts als Zwang und Anfeſslung ist. Die Seele muſs alsdann unabhängig von den Bewegungen des Körpers gerade so denken, wie nach der Vorstellungsweise der christlichen Religion die Engel im Himmel denken, welche nie

mit

mit Körpern vereiniget wären. Seiner Seits wird auch der Körper nicht vernichtet; nicht das kleinste Stäubchen geht von ihm zu Grunde; das, was man Tod nennt, ist weiter nichts, als eine blose Zerlegung der Organen; die feinsten Theilchen des Körpers verflüchtigen sich, die Maschine löset sich auf, und fällt auseinander; aber mag Fäulniſs oder Zufall die Trümmer immer wohin zerstreuen, kein Theilchen verliert deſswegen sein Daseyn, und alle Philosophen stimmen darin überein, daſs im Weltall kein einziger Atom, wenn er noch so klein und unwahrnehmbar seyn sollte, je zernichtet werde."

„Aus welchem Grunde sollte man also die Zernichtung jener andern edlen und denkenden Substanz, die man *Seele* nennt, zu befürchten haben? Wie könnte man annehmen, daſs der Körper, der sich keineswegs zernichtet, die Seele zernichte, die doch weit edler ist, als er, die ihm gar nicht angehört, sondern völlig unabhängig von ihm ist?"

„Freylich ist Gott zu jeder Zeit mächtig genug, die Seele zu zernichten; aber man hat keinen Grund, zu glauben, daſs er dieses erst zur Zeit der Trennung des Körpers, nicht aber im Zeitpuncte der Vereinigung unternehmen sollte. Sobald man die Verschiedenheit des Leibes und der Seele voraussetzet, so muſs man auch ohne Anstand den Schluſs machen, daſs die Seele nicht zusammengesetzt, nicht theilbar ist; daſs sie keine Figur, kein Auseinanderseyn der Theile, und folglich auch keinen

nen Organenbau habe. Was den Körper betrifft, der organisirt ist, so kann sein Organenbau zerfallen, er kann seine Figur ändern, und zerleget werden, aber die Seele kann diese organische Zusammenstellung nicht verlieren, weil sie dieselbe nicht hat, und ihrer Natur gemäſs nicht haben kann."

„Man könnte sagen, die Seele, die blos für die Vereinigung mit dem Körper geschaffen sey, sey auf diese Vergesellschaftung so beschränket, daſs ihr bedingtes Daseyn sogleich aufhöre, als ihre Gesellschaft mit dem Körper sich endet; aber das heiſst ohne allen Grund annehmen, die Seele sey so geschaffen, daſs ihr Daseyn einmahl für allemahl blos auf die Zeit ihrer Verbindung mit dem Körper eingeschränket sey. Mit welchem Rechte setzt man denn dieses voraus, statt daſs man es beweisen sollte? Man weis, und alle Philosophen geben es zu, daſs das Daseyn des Körpers nicht auf die Zeit seiner Vereinigung mit der Seele beschränket sey; sobald der Tod diese Gesellschaft aufgehoben hat, so dauert der Körper noch bis auf seine kleinsten Theile fort; man sieht nur zwey Dinge, das eine, daſs der Leib sich zertheilet, und auseinander fällt, was aber der Seele nicht begegnen kann, weil sie einfach, untheilbar, und nicht zusammengesetzt ist; das andere, daſs der Körper sich nicht mehr in Abhängigkeit von den Gedanken der Seele beweget. Sollte man nicht daraus den Schluſs ziehen, daſs die Seele ihrer Seits fortdauert, und daſs sie als-

dann erst anfängt, unabhängig von den Verrichtungen des Leibes zu denken? Das Wirken richtet sich nach dem Wesen, wie denn alle Philosophen in diesem Satze einstimmig sind: Seele und Körper sind ihrem Wesen nach sowohl in ihrer Natur als in ihrer Wirkungsart von einander unabhängig: bey dem Aufhören ihrer vorübergehenden Verbindung wird ihr Wirkungsvermögen in Freyheit gesetzt; jedes wirkt nach seiner Natur, die in gar keinem Bezuge zur Natur des andern stehet."

„Es kömmt endlich vor allem darauf an, ob Gott, in defsen freyer Macht es stehet, die Seele des Menschen zu zernichten, oder sie ohne Ende fortdauern zu lafsen, ihre Vernichtung oder ihre Fortdauer wollte; man hat nicht die geringste Wahrscheinlichkeit dafür, dafs er die Seelen vernichten wolle, indem er ja nicht den geringsten Atom im Weltall zernichtet."

„Indefsen mufs man doch eingestehen, dafs wir eine solche aufserordentliche, und so schwer zu begreifende Zernichtung glauben müfsten, wenn uns Gott selbst in seinem Worte Belehrung darüber ertheilt hätte: denn was von seinem freyen Willen abhänget, das kann uns nur durch ihn entdecket werden. Diejenigen, welche die Seele gegen alle Wahrscheinlichkeit für sterblich ausgeben, müfsen uns beweisen, dafs sich Gott hierüber ausdrücklich erkläret hat; uns kann der Beweis des Satzes, dafs Gott diese Vernichtung nicht wolle geschehen lafsen,

kei-

keineswegs aufgebürdet werden; uns genügt schon die Voraussetzung, daſs die Seele des Menschen, das vollkommenste Wesen, welches wir nach Gott kennen, ohne Zweifel ihr Daseyn noch weit weniger verlieren werde, als alle übrige Wesen, die uns umgeben, und so tief unter der Seele stehen. Wir haben also diesen vernünftigen, bleibenden und entscheidenden Grund zum voraus. Wollen uns unsere Gegner aus dem Besitze desselben treiben, so müſsen sie uns klare und entscheidende Beweise entgegensetzen: da nun aber solche Beweise sich auf eine bestimmte Erklärung Gottes selbst gründen müſsen, so schweige man entweder, oder man zeige uns diese Erklärung auf, Kraft welcher Gott hier eine Ausnahme von dem allgemeinen Gesetze, das er sogar für alle physische Wesen festsetzte, gemacht hat.“

„Aber wir legen noch ein Buch vor, welches alle Merkmahle seines göttlichen Ursprunges an sich trägt, weil wir darin gelehrt werden, den wahren Gott zu kennen, und ihn über alles zu lieben; in diesem Buche drückt sich Gott ganz als Gott aus, wenn er sagt: *Ich bin derjenige, welcher ist.* (2. Buch Moses III., 14.) Kein anderes Buch hat je von Gott auf eine seiner so würdige Weise gesprochen; dieses Buch, das wir in Händen haben, zeigt uns Gott so, wie er ist, und lehrt uns nachher, worin die seiner allein würdige Verehrung bestehe. Es kömmt nicht darauf an, ihn durch blutige Schlachtopfer zu

söhnen; man muſs ihn mehr, als sich selbst lieben; man muſs sich seinetwegen verläugnen, und seinem Willen den Vorzug vor dem unsrigen geben; die Liebe zu ihm muſs in uns alle Tugenden hervorbringen, und kein Laster aufkommen laſsen. Auf eine solche gänzliche Umkehrung seines Herzens würde der Mensch von sich selbst nie verfallen seyn, würde nie eine solche Religion erfunden haben, welche ihm seine eigne Denkart, seinen eignen Willen nicht läſst; selbst da, wo ihm mit dem höchsten Ansehen diese Religion vorgetragen wird, kann sein Geist sie nicht faſsen; sein Wille empöret sich, und sein Innerstes wird aufgebracht. Man hat sich nicht darüber zu verwundern, denn sie geht darauf aus, den Menschen ganz, wie er ist, aufzudecken; sein ihm so theures *Ich* herabzudrücken; diesen Götzen zu zertrümmern, einen neuen Menschen zu bilden, und Gott an die Stelle dieses *Ich's* zu setzen. Jede Religion, die der Mensch immer erfinden würde, würde ganz anders beschaffen seyn; sie würde das Werk seiner Eigenliebe seyn, würde ganz für diese berechnet seyn, da hingegen jene ihr alle Herrschaft entzieht, und doch ist die letztere so völlig richtig, daſs gerade das, was uns am meisten gegen sie empört, die stärkste Ueberzeugungskraft von ihrer Wahrheit für uns enthalten muſs. Gott ist Alles, weil ihm Alles gebührt; das Geschöpf ist Nichts, weil ihm Nichts als in Gott und für Gott bleiben soll. Jede Religion, die

nicht

nicht so weit gehet, ist Gottes unwürdig; sie weiset den Menschen nicht zurecht, und trägt sichtbar den Charakter von Falschheit an sich. Auf der Erde giebt es nur eine einzige Originalschrift, welche das Wesen der Religion darein setzet, daſs man Gott mehr als sich lieben, und sich wegen Gott verläugnen solle. Wenn andere Schriften diese groſse Wahrheit wiederhohlen, so haben sie sie aus jener entlehnet; das Buch, welches auf solche Weise die Welt mit der Gröſse Gottes, den Menschen mit seinem Elende, und endlich mit einer auf Liebe sich gründenden Gottesverehrung bekannt macht, kann nur göttlichen Ursprungs seyn; entweder gibt es gar keine Religion, oder diese ist die allein wahre. Dieses Buch hat alles zu Stande gebracht, wovon es gesprochen hat; es hat der Welt eine ganz andere Gestalt gegeben; es hat die Wüsteneyen mit Einsiedlern bevölkert, welche Engel im sterblichen Leibe waren; mitten in der ruchlosesten und verdorbensten Welt hat es die beschwerlichsten und liebenswürdigsten Tugenden aufblühen laſsen. Einem Buche solcher Art muſs man so glauben, wie wenn es vom Himmel auf die Erde gefallen wäre: in diesem Buche verkündet uns Gott eine Wahrheit, welche schon für sich selbst so viele Wahrscheinlichkeit hat; der nämliche allgütige und allmächtige Gott, welcher allein uns das ewige Leben entziehen könnte, verspricht es uns; durch die Aussicht auf dieses ewig fortdauernde Leben hat er so

viele

viele Märtyrer dahin gebracht, daſs sie das kurze, gebrechliche und elende Leben des Leibes verachteten. Ist es nicht natürlich, daſs Gott, welcher in dieser kurzen Lebenszeit jeden Menschen in Hinsicht der Tugend und des Lasters prüfet, und der oft den Bösewicht seinen Lebenslauf im Glücke beschlieſsen läſst, während dem der Rechtschaffene in Kummer und Verachtung lebt, und stirbt, sich für eine andere Lebensperiode die Bestrafung des Einen, und Belohnung des Andern vorbehält? Nun eben dieses ist die Lehre dieses göttlichen Buches. O der tröstlichen und wunderbaren Uebereinstimmung zwischen den Aussprüchen der h. *Schrift* und der Wahrheit, die unserem Herzen tief eingepräget, wir stets mit uns herumtragen!"

Mit Erstaunen wird man gewahr, daſs der Herzog von Orleans es für nöthig hielt, F. über das Daseyn des freyen Willens zu Rathe zu ziehen. Dieser Prinz, welcher allerdings ein beweinungswürdiges Beyspiel von der niedrigsten Sclaverey war, zu welcher man verdammt ist, sobald man sich von seinen Leidenschaften tyrannisiren läſst, wünschte vielleicht, sich selbst zu täuschen, oder wenigstens seine Verirrungen dadurch zu entschuldigen, daſs er sich zu bereden suchte, eine Art von eisernem Schicksale oder die Uebermacht seines zu gewaltigen Temperaments über seinen Willen und seine Vernunft reiſse ihn fort.

F. Antwort erlaubte es ihm nicht, sich ferner dieses erbärmlichen Hilfsmittels zu bedienen, zu welchem nur verdorbene Menschen, um sich zu betäuben, und ihr Gewiſsen zum Schweigen zu bringen, ihre Zuflucht, wiewohl vergeblich, nehmen.

„Es kömmt hier nicht, schrieb ihm F., auf die Untersuchung der Frage an, ob Gott den Menschen ohne einen freyen Willen habe schaffen können, und ob er ihn nicht habe nöthigen können, stets das Gute zu wollen, gerade so, wie nach der Vorstellungsart des Christenthums die Seligen im Himmel genöthiget sind, Gott ohne Unterlaſs zu lieben. Wer darf daran zweifeln, daſs es vollkommen in der Macht Gottes gestanden sey, dem Menschen gleich Anfangs diesen Zustand anzuerschaffen, und ihn für allzeit darin zu befestigen?“

„Aber entscheidend für diese Frage ist unsere innigste Ueberzeugung, die wir unaufhörlich von unsrer Freyheit haben. Unsere Vernunft besteht nur aus unseren klaren Ideen; wir brauchen nur diese zum deutlichen Bewuſstseyn hervorzuheben, um den Schluſs zu machen, daſs ein Satz wahr oder falsch ist: es hängt nicht von uns ab, zu glauben, daſs *Ja* — *Nein* sey, und daſs ein Zirkel ein Dreyeck sey. Woher kömmt es, daſs es uns durchaus unmöglich wird, diese Dinge miteinander zu verwechseln? Die Ursache davon ist, daſs alle Thätigkeit unsrer Vernunft darauf hinausläuft, unsre Ideen zu Rathe zu ziehen, und daſs die Idee eines Zirkels

kels durchaus verschieden von jener eines Dreyecks ist. Vernünftle man, so viel man will, ich kann dreist behaupten, daſs es Niemanden möglich ist, eine seiner klaren Ideen im Ernste zu bezweifeln. Nie beurtheilen wir eine derselben, sondern wir legen sie unserm Urtheile zu Grunde, und sie sind die unveränderliche Regel aller unserer Urtheile. Wir verirren uns nur deſswegen, weil wir nicht immer sie mit hinlänglicher Genauigkeit vor das Bewuſstseyn ziehen. Wenn wir Nichts bejaheten, als was sie uns erblicken laſsen, wenn wir Nichts verneineten, als was sie klar von sich ausschlieſsen, so würden wir nie in den geringsten Irrthum fallen; wir würden unser Urtheil aufschieben, sobald die Idee, die wir zu Rathe ziehen, sich nicht deutlich genug darstellen würde, und nur einer unüberwindlichen Deutlichkeit würden wir uns ergeben. Diejenigen, welche in der Speculation diese Regel verwerfen, verstehen sich selbst nicht, und sie richten sich in dem praktischen Leben immer nothgedrungener Weise nach dem, was sie in der Speculation verwerfen."

„Nachdem nun so das Fundamentalprincip alles Vernunftgebrauches festgestellet ist, so behaupte ich, die Freyheit unseres Willens sey eine jener Wahrheiten, von der Jedermann, wenn er nur kein krankes Hirn hat, eine so klare Idee hat, daſs sich ihm ihre Evidenz unwiderstehlich aufdringt. Jeder vernünftige Mensch, der sich zu Rathe ziehet, und sich

Ge-

Gehör giebt, trägt in sich selbst die unwiderlegbarste Entscheidung über seine Freyheit: diese Idee gibt uns zu erkennen, dafs ein Mensch nur in so ferne strafbar ist, als er etwas thut, was er hätte vermeiden können; das ist, was er durch die Wahl seines Willens gethan hat, ohne dafs er dazu durch irgend eine andere von seinem Willen verschiedene Ursache unvermeidlich und unüberwindlich bestimmet war."

„Man kann an der Freyheit nicht ernsthafter und aufrichtiger zweifeln, als an dem Daseyn der Körper, die uns umgeben. Vernünftle man noch so lange über unsere klaren Ideen; entweder mufs man sich auf sie verlafsen, ohne Furcht, sich zu täuschen, oder man mufs durchaus ein Pyrrhoniste werden. Allein die Pyrrhonisten waren, wie man ihnen mit Grunde vorwarf, eine Secte von Lügnern, und keine Philosophen; sie prahlten mit ihrem Zweifeln, und doch waren sie eben so wenig, als die andern Leute im Stande, die klaren Wahrheiten zu bezweifeln. Uebrigens kann ein über alles sich erstreckendes Zweifeln nicht bestehen, selbst den Fall angenommen, dafs uns unsre klaren Ideen hintergehen sollten: alles Berathschlagen darüber, ob wir uns nach ihnen richten, oder nicht richten wollen, ist vergeblich: ihrer Evidenz läfst sich nicht ausweichen; sie reisset uns zum Urtheilen fort; und sollten uns diese Ideen täuschen, so sind wir in einer unvermeidlichen Nothwendigkeit, ge-

täu-

täuschet zu werden. Aber in diesem Falle täuschen wir uns nicht selbst, sondern eine höhere Macht, als die unsrige, ist es, die uns täuschet, und dem Irrthume Preis gibt: wir können wohl unser Urtheil aufschieben, wenn unsre Ideen dunkel sind, und diese Dunkelheit uns in Ungewißheit läßt; aber sobald sie klar sind, wie diese Wahrheit, *Zwey zu Zwey macht vier*, so würde ein Zweifel daran nicht Gebrauch der Vernunft, sondern Narrheit seyn.“

„Uebrigens ist es sehr verlorne Arbeit, mit Leuten, welche die Freyheit des Willens abläugnen, viel zu vernünfteln, und zu disputiren; man braucht weiter nichts, als daß man sie in den gemeinsten Vorfällen des Lebens, bey welcher sie ein persönliches Interesse haben, auf die Probe setzet; sie werden bald durch sich selbst beschämet werden.“

„Es ist wahr, wir haben die Freyheit nicht, gewiſse Handlungen zu thun, sondern wir unterlaſsen sie aus Nothwendigkeit, aber alsdann ist kein Beweggrund vorhanden, der unsern Verstand rühren, auf einige Zeit sein Urtheil aufhalten, und ihn zur Ueberlegung auffodern kann. *So* steht es einem an Geist und Körper gesunden und tugendhaften Religionsfreunde nicht frey, sich aus dem Fenster herauszustürzen, ganz nackend über die Straſse zu laufen, und seine Kinder zu ermorden; nur eine an Wahnsinn gränzende Melancholie, oder ein

An-

Anfall von Verzweiflung, wie sie verschiedene Heyden hatten, könnten einen Menschen zu solchen Ausschweifungen verleiten. Allein so wie wir uns, so lange wir den Gebrauch von unserer Vernunft haben, wahrhaft unvermögend fühlen, solche unsinnige Handlungen zu begehen, so fühlen wir auch im Gegentheil, daſs wir in Hinsicht aller derjenigen Handlungen, die wir erst reif überlegen, wahrhaft frey sind."

„Zugeben muſs man auch noch, daſs der Mensch in Hinsicht des Guten überhaupt, so wie auch in Hinsicht des von ihm klar erkannten höchsten Gutes nicht frey ist. Die Freyheit besteht in einer Art von Abwägung zwischen zwey Gegenständen; der Mensch kann nur unter Dingen wählen, die an sich selbst einiger Wahl und einiger Liebe würdig sind; es müſsen auf einer und der andern Seite wahre oder scheinbare Gründe zum Wollen vorhanden seyn; diese nennt man *Beweggründe*; nun sind es aber nur wahre oder scheinbare Güter, die auf den Willen wirken."

„Wenn sich das höchste Gut auf einmahl in der gröſsten Klarheit mit allen seinen unendlichen und allmächtigen Reitzen sehen lieſse, so würde es gleich die ganze Liebe des Willens an sich reiſsen, jedes andere Gut würde vor ihm verschwinden, wie die Finsterniſse der Nacht vor dem hellen Mittagslichte verschwinden."

„Man

„Man sieht leicht, daſs in dem Laufe dieses Lebens die meisten Güter, die sich uns darstellen, entweder an sich selbst sehr mittelmäſsig, oder so verdunkelt sind, daſs wir im Stande sind, sie miteinander zu vergleichen. Dieses Vergleichen macht, daſs wir erwägen, um zu wählen; und wenn wir erwägen, so sagt uns dabey unser innerstes Bewuſstseyn, daſs wir volle Freyheit bey der Wahl haben. Blos bey dem Gegengewichte einander gegenüberstehenden Güter kömmt die Freyheit in Thätigkeit.“

„Hebe man diese Freyheit auf, so ist das ganze menschliche Leben verkehrt, und es gibt keine Spur von Ordnung mehr in der menschlichen Gesellschaft. Sind die Menschen bey dem Guten oder Bösen, das sie thun, nicht frey, so hört das Gute gut, und das Böse bös zu seyn auf. Nehme man die Freyheit hinweg, so gibt es auf der Erde keine Tugend, kein Laster, kein Verdienst mehr; Belohnen ist lächerlich, und Bestrafen wird ungerecht und verhaſst; jeder thut, was er muſs, weil er nur aus Nothwendigkeit handelt.“

„Man fragt, wie das unendlich vollkommenste Wesen, welches seiner Natur nach stets auf die höchste Vollkommenheit seiner Werke hinstrebet, dem Willen Freyheit habe verschaffen, das heiſst, ihm die Wahl zwischen dem Guten und Bösen, zwischen Ordnung und Unordnung habe ganz überlaſsen können? Warum sollte er ihn seiner eignen

Schwä-

Schwäche Preis gegeben haben, da er doch voraussah, daſs er von dem Geschenke der Freyheit einen übeln Gebrauch machen, sich zu Grunde richten, und das Werk Gottes verunstalten würde?“

„Ich antworte erstens: daſs dasjenige, was man läugnen will, unbestreitbar ist: einer Seits gesteht man das Daseyn eines unendlich vollkommenen Wesens zu, das die Menschen erschaffen hat; anderer Seits ruft die ganze Natur laut auf, daſs wir frey sind. Wenn der beschränkte Mensch es nicht begreifen kann, wie sich die Freyheit, diese Quelle aller Unordnung, mit der höchsten Ordnung in dem Werke Gottes verträgt, so bleibt ihm Nichts übrig, als das demüthig zu glauben, was er nicht begreifet. Sollte er sogar mit seiner Vernunft eine Wahrheit nicht faſsen können, an welcher ihm doch diese Vernunft nicht zu zweifeln erlaubt, so müſste er diese Wahrheit, wie so viele andere in der Ordnung der Natur ansehen, die man sich weder deutlich machen, noch ernstlich bezweifeln kann. So ist z. B. die Wirklichkeit der Materie; man kann sie nicht als aus Atomen zusammengesetzt, aber auch nicht als unendlich theilbar annehmen, ohne sich in unübersteigliche Schwierigkeit zu verwickeln. Zweytens: Nur Gott allein kann unendlich vollkommen seyn: es giebt Nichts, das ihm gleich werden kann; alles auſser ihm muſs sogar unendlich weit unter ihm stehen: man muſs daraus den Schluſs machen, daſs, so allmächtig er auch ist, er doch

Nichts

Nichts ausser sich hervorbringen könne, was nicht unendlich unvollkommen wäre. Um das zu begreifen, was Gott ausser sich hervorbringen kann, so muss man sich ihn vorstellen, als sähe er unzählige Grade der Vollkommenheit unter der seinigen; bey was immer für einem Grade er feststehet, so findet er immer unendlich viele, wenn er zu sich hinauf, und unendlich viele, wenn er unter sich heruntersteigt; er kann also seinem Werke nie einen Grad bestimmen, der nicht in Hinsicht seiner unendlich niedrig wäre. Wahr ist es, Gott hätte den Menschen unfähig zu sündigen, heilig und in dem Zustande der himmlischen Geister erschaffen können; in diesem Zustande würden die Menschen freylich mehr Vollkommenheit, mehr Uebereinstimmung mit der höchsten Ordnung gehabt haben; allein der Einwurf, den man macht, würde noch immer ganz bestehen, weil die himmlischen Geister doch immer beschränkt sind, und es über ihnen, wenn man bis zu Gott hinaufsteiget, noch unendlich viele Grade von Vollkommenheit gibt, welche der Schöpfer höheren Wesen, als die Engel sind, hätte anerschaffen können. Wenn Gott den Menschen weniger vollkommen machte, weil er ihn nicht unsündlich machte, so war dieses sein Wille so; seine unendliche Vollkommenheit nöthigt ihn nicht, einen solchen Grad von Vollkommenheit mitzutheilen, dass nicht über diesen rücksichtlich Gottes

tes nothwendig begränzten Grad unendlich viele andere und höhere Grade stehen könnten.“

„Jeglicher Grad ist in Hinsicht des Maſses seiner Vollkommenheit des Schöpfers würdig, obgleich die höheren Grade noch vollkommener sind; der freye Mensch ist gut an sich, stimmt zur allgemeinen Ordnung, und ist Gottes würdig, obgleich der keiner Sünde fähige Mensch noch beſser ist.“

„Drittens: Gott hat den Menschen, als er ihn frey schuf, nicht ganz sich selbst überlaſsen; er klärt ihn auf durch die Vernunft, er ist selbst im Innern des Menschen, um ihm Liebe zum Guten einzuflöſsen, ihm das geringste Böse zu verweisen, ihn durch seine Verheiſsungen an sich zu locken, ihn durch seine Drohungen im Zaume zu halten, ihn durch seine Liebe zu rühren; er verzeiht uns, weiset uns zurecht, wartet auf uns, erträgt unsern Undank und unsre Verachtung, wird nicht müde, uns bis zum letzten Hauche zu sich einzuladen, und unser ganzes Leben ist eine unaufhörliche Gnade. Ich gebe zu, wenn man sich Menschen ohne hinlängliche Kraft zum Guten vorstellet, von welchen Gott eine ihnen unmögliche Tugend fodert, so erregt eine solche Verlaſsenheit von Gott Schaudern; sie verträgt sich nicht mit seiner Ordnung und Güte; aber es steht dieser Ordnung gar nicht entgegen, daſs Gott dem von seiner Gnade unterstützten Menschen die Wahl lieſs, sich durch die Tugend glückselig, oder durch das Laster unglückselig zu machen: alles Uebel, welches der

Mensch

Mensch in diesem Zustande leidet, zieht er sich selbst zu, indem es ja völlig in seiner Gewalt ist, sich das gröſste Gut zu verschaffen."

„Viertens: Gott hat dem Menschen in der Freyheit einen bewunderungswürdigen Zug von Aehnlichkeit mit der Gottheit, deren Bild er ist, gegeben: es ist wirklich eine ungemeine Gewalt in einem abhängigen und geschaffenen Wesen, daſs die Abhängigkeit seiner Freyheit keinen Eintrag thut, und daſs es sich bilden kann, wie es ihm beliebt; es beſsert oder verschlimmert sich nach eigner Wahl; es kehrt seinem Willen dem Guten oder dem Bösen zu, und es ist, wie Gott, Herr von seiner innersten Thätigkeit; es hat sogar, wie Gott, eine Mischung von Freyheit für gewiſse Güter, und von Nothwendigkeit für andere; keines der Güter, welche der Mensch hienieden kennt, thut seinem Willen Gewalt an, keines bestimmt ihn unüberwindlich; in Rücksicht aller ist er seiner Selbstbestimmung überlaſsen, er gehört sich selbst zu, er erwäget entscheidet, und hat die Oberherrschaft über seinen eignen Willen; sicher ist in dieser Oberherrschaft über sich ein Charakter von Aehnlichkeit mit der Gottheit, der in Erstaunen setzet."

„Fünftens: Ist es denn Gottes nicht würdig, daſs er den Menschen vermittelst dieser Freyheit in den Zustand von Verdienstlichkeit setzet? Gibt es für ein Geschöpf etwas gröſseres, als Verdienst? Das Verdienst ist ein Gut, welches man sich durch

seine

seine Wahl verschafft, und welches den Menschen noch anderer Güte von einer höheren Ordnung würdig macht; durch das Verdienst erhebt sich der Mensch, nimmt zu, vervollkommnet sich, und bringt es bey Gott dahin, daſs er ihm neue, seinem Verhalten angemeſsene Güter ertheilet, die man *Belohnungen* heiſst. Ist es nicht allen Begriffen von Ordnung und Gerechtigkeit gemäſs, daſs ihm Gott nicht eher die Seligkeit verleihen will, als bis er sie ihn hat verdienen laſsen? Es ist wahr, der Mensch, welcher Verdienste erwerben kann, muſs auch strafbarer Handlungen fähig seyn; aber Gott gab die Freyheit nicht, um Vergehungen zu bewirken; er gab sie nur des Verdienstes wegen, und blos wegen des Verdienstes als seines einzigen Zweckes duldet er die Vergehungen, denen der Mensch durch seine Freyheit ausgesetzet ist: es ist gegen die Absicht und den Beystand Gottes, wenn der Mensch von einem so vortrefflichen und zu seiner Vervollkommnung so geeigneten Geschenke einen verkehrten Gebrauch macht."

„Sechstens: Gott wollte durch das Geschenk der Freyheit, welches er dem Menschen machte, seine Güte, seine Herrlichkeit und Liebe an den Tag legen, jedoch so, daſs, wenn der Mensch gegen seine Absicht diese Freyheit dazu miſsbrauchen würde, um von der Ordnung durch die Sünde abzuweichen, er ihn durch die Bestrafung seiner Sünden wieder zur Ordnung zurückverweisen würde;

auf solche Weise stehet jeder Wille unter der Ordnung; der eine, indem er sie liebt, und bey derselben verharret; der andere, indem er durch Reue über seine Verirrungen wieder in dieselbe zurück kehrt, der dritte endlich durch die gerechte Bestrafung seiner gänzlichen Unbufsfertigkeit. So erhält die Ordnung das Uebergewicht über alle Menschen; sie wird unverletzt bewahrt bey den Unschuldigen, wieder hergestellt bey den bekehrten Sündern, und bey den unbufsfertigen Verbrechern durch die ewige Strafgerechtigkeit, welche selbst zur höchsten Ordnung gehöret, gerächet. Gott thut das Böse nicht, wenn er es zuläfst; alles, was ihm in seinem Werke angehört, ist allzeit seiner würdig. Hätte Gott den Menschen nicht frey gemacht, so hätte er weder seine Barmherzigkeit, noch seine Gerechtigkeit kund machen können; er hätte weder belohnen, noch strafen, noch den verirrten Menschen wieder zurechtweisen können; er war sich selbst gewifser Mafsen diese verschiedene Arten von Ehre schuldig; er gibt sie sich, ohne seiner Güte zu nahe zu treten, die keinem Menschen fehlet. Blickt man auf die Tiefe des göttlichen Planes bey der Zulafsung der Sünde, so enthält er nichts unbilliges für den Menschen, weil Gott nur in so ferne die Verirrungen des Menschen duldet, als er ihm vorher allen Beystand dazu gibt, um dieselben zu vermeiden. Betrachtet man diese Zulafsung in Bezug auf Gott selbst, so leidet dabey weder seine

Ord-

Ordnung noch seine Güte, weil er nur dasjenige duldet, was er weder thut noch befördert; er setzt der Sünde allen Beystand der Vernunft und seiner Gnade entgegen; nichts behält er zurück, als seine Allmacht, die er wider sie nicht anwendet, weil er die Freyheit des Willens nicht verletzen kann, welche er dem Menschen zum Behufe des Verdienstes gelaſsen hat, und was der Ordnung von Seite der Güte und der Belohnung entgehet, das erhält sie wieder zu gleicher Zeit von Seite der Gerechtigkeit und der Bestrafung, folglich wird die Ordnung, welche aus zwey wesentlichen Theilen besteht, unverletzt aufrecht erhalten durch diese Alternative der Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, als zu welcher jeder gehören muſs."

Dieses ist der zusammengezogene Inhalt des Briefwechsels, welchen F. mit dem Herzoge von Orleans unterhalten hat. Schon aus dem Stoffe dieses Briefwechsels spricht sich der Geist des Jahrhundertes aus, in welchem diese zwey Männer lebten, besonders wenn man an den so auffallenden Contrast denkt, der sich zwischen ihren Sitten, ihrem Wandel und ihren Maximen befand; aber man war noch so sehr an Vernunft und Anstand gewöhnet; selbst Männer, welche sich in ihren Privatverhältniſsen über alle Gesetze der Moral hinweggesetzt hatten, behielten noch so viele Achtung für Tugend und Genie, daſs sie es für nöthig fanden, gewiſse Grundsätze zu respectiren, und einer

Untersuchung zu unterwerfen; selbst diese Untersuchung setzte noch Zweifel voraus, und glich weder dem schneidenden und wegwerfenden Tone, den man hernach in diese Art von Untersuchung eingeführt hat; noch der empörenden Unanständigkeit, mit welcher man alle den Rangclassen, Ständen und Personen gebührende Rücksichten aus den Augen gesetzet hat.

Dieser Briefwechsel gibt auch noch Gelegenheit zu Betrachtungen von einer ganz verschiedenen Art. Fenelon mufste ohne Zweifel einen unfreywilligen Schauer fühlen, mufste mit kummervoller Seele auf die Zukunft und auf das Loos Frankreichs hinausblicken, wenn er bemerkte, dafs ein Prinz von so hohem Range und Geiste, wie der Herzog von Orleans, ein Prinz, den Zeitereignifse dem Throne so nahe gebracht hatten, dafs ihn nur noch das schwache und schwankende Daseyn eines Kindes davon trennte; ein Prinz, der an dem Hofe Ludwigs XIV. erzogen, von Jugend auf an die gröfste Ehrfurcht für Religion gewöhnet war, von welcher dieser Monarch und alle seine Umgebungen das Beyspiel gaben, an den ersten Grundsätzen der natürlichen Religion zu zweifeln schien, und eine zeither ungewöhnliche Ueberzeugung nöthig hatte, um an die Unsterblichkeit seiner Seele und die Freyheit seines Willens zu glauben.

Fenelon dankte gewifs der Vorsehung dafür, dafs sie es ihm versagte, Zeuge der traurigen Ereig-

eignifse zu seyn, durch welche ein Jahrhundert, welches unter solchen Vorbedeutungen begann, sich auszeichnen sollte; aber er konnte nicht gleichgiltig bey allem dem Unglück seyn, welches diese Zügellosigkeit im Denken, diese nur zu sichtbare Verachtung aller religiösen Grundsätze über eine lange Reihe von Generationen verbreiten mufste.

§. 3. *Fenelon vertraut sein Seminar Priestern aus der Congregation von Saint-Sulpice an.*

F. hatte noch vor seinem Tode den Trost, den Plan auszuführen, welchen er seit den ersten Tagen seines bischöflichen Amtes mit sich herumgetragen hatte; nämlich die Leitung seines Seminars, der Congregation von Saint-Sulpice anzuvertrauen. In der Mitte dieser frommen Anstalt hatte er seine erste Erziehung zum geistlichen Stande erhalten, und Geschmack für die Maximen jener zarten, empfindsamen, nachsichtsvollen und religiösen Tugend gewonnen, von welcher er die achtungswürdigsten Muster stets vor Augen hatte: durch die stets fortgesetzte Verbindung mit derselben wurde die Hochschätzung, welche das Dankgefühl seinem Herzen eingeprägt hatte, immer verstärket, und als er in der Hitze seiner Controversen mit Bossuet und Noailles gezwungen war, alle seine Verhältnifse mit der Congregation zu unterbrechen,

um sie nicht dem Unwillen seiner mächtigen Gegner auszusetzen, so schmerzte ihn dieses am meisten, daſs er sich dadurch eines so kostbaren Beystandes für seine Geistlichkeit zu Cambrai beraubet sehen muſste.

Aber er dachte zu billig und zu aufgeklärt, als daſs er nicht eingesehen hätte, wie sehr die Directoren von Saint-Sulpice einen Prälaten, wie der Cardinal von Noailles war, zu schonen Ursache hatten, der ihr oberster Vorsteher war, und seine Abneigung gegen die Gesinnungen des Erzbischofes von Cambrai so laut geoffenbaret hatte.

Selbst der Geist ihrer Verfaſsung geboth es ihnen, alles zu vermeiden, was sie auf irgend eine Weise in die Streitigkeiten der Oberhirten verwickeln konnte, und machte es ihnen zum Gesetze, sich blos auf die nützlichen und bescheidenen Verrichtungen ihres ihnen angewiesenen Berufes einzuschränken.

Auch war es der Congregation von Saint-Sulpice unmöglich, die Wünsche so vieler Bischöfe zu erfüllen, welche ihr gerne die Leitung ihrer Seminarien übertragen hätten, Wünsche, welche eben so sehr den Eifer dieser Oberhirten für das Wohl ihrer Diöcesen, als ihre Hochschätzung für die würdigen Mitarbeiter, die sie zu ihrer Unterstützung herbeyriefen, beurkundeten. Vorhergegangene Zusagen erlaubten es sogar dem Superior von Saint-Sulpice nicht, die Zeit zu bestimmen, wann er den

Absichten des Erzbischofes zu Cambrai würde entsprechen können. In dieser so betrübten Lage mufsten also F. und der Abbé von Chanterac die ihnen entgangene Unterstützung durch ihren persönlichen Fleifs und Eifer ersetzen, und, so zu sagen, selbst die Stelle der Directoren von dem Seminarium zu Cambrai übernehmen. Aber F. hatte kurz vor seinem Tode von Ludwig XIV. einen verschlofsenen Befehl erwirkt, durch welchen die Congregation von Saint-Sulpice angehalten wurde, die Leitung des Seminariums von Cambrai über sich zu nehmen, und dieser Befehl war aus Erwägung der wichtigen Vortheile erlafsen, welche daraus für eine so bedeutende Diöcese entspringen würden. Ihm ward die Freude nicht, diese Einrichtung ganz vollendet zu sehen; und das letzte, was er sterbend wünschte, war, Ludwig XIV. durch seine Bitte dahin zu vermögen, dafs er an ein für die Diöcese zu Cambrai so interessantes Werk die letzte Hand legen möchte.

F. lebte indefsen noch lange genug, um den Anfang der Stürme zu sehen, welche die französische Kirche mit einer Art von Spaltung bedrohten.

§. 4.

§. 4. *Streitigkeiten über die Bulle Unigenitus. Fenelons Benehmen dabey.*

Ludwig XIV. hatte, wie man sich erinnern wird, mehr nicht von dem Cardinale von Noailles verlanget, als daſs er, dem Frieden zu Liebe, seine dem Buche des Pater Quesnel verstattete Gutheiſsung zurückenehmen möchte. Aber dieser Prälat verweigerte dem Könige standhaft diesen Beweis von Nachgiebigkeit, obgleich er dadurch wahrscheinlich die Gemüther beruhiget, und sich selbst alle die Vortheile wieder verschafft hätte, um welche er sich durch seine stäte Veränderlichkeit gebracht hatte.

Ludwig XIV. hatte eine aufrichtige Hochachtung für den tugendhaften Charakter des Cardinals von Noailles, und die Fr. v. Maintenon, die an seine Familie durch ihr sehr theure Bande geknüpft war, hätte sicher ein so geschmeidiges Benehmen, auf welches der König einen so groſsen Werth legte, geltend zu machen gewuſst; auch stand dem Cardinale noch ein ganz neues Beyspiel davon vor Augen, wie viel Ruhm und Verdienst sich ein Bischof erwerben könne, wenn er seine persönliche Gesinnungen dem Wohle der Religion und der Ruhe der Kirche zum Opfer bringet. Als Fenelon das Verdammungsurtheil eines Buches unterzeichnete, deſsen Verfaſser er selbst war, und welches er mit so scheinbaren Gründen vertheidiget hatte, daſs der

hei-

heilige Stuhl lange Zeit Bedenken trug, ein Endurtheil zu fällen, so mufste ihm dieses gewifs weit härter fallen, als es dem Cardinale von Noailles fallen mufste, die blose Gutheifsung eines Werkes zurück zu nehmen, das er nicht verfafset hatte, für das er nicht nothwendig verantwortlich war, und für welches man ihm zwar ein günstiges Urtheil ablocken konnte, aber ohne defswegen berechtigt zu seyn, ihm Theilnahme an den Irrthümern desselben zur Last zu legen. Fenelon hatte durch seine Unterwerfung so wenig in der öffentlichen Achtung verloren, dafs vielmehr der Glanz seiner Tugenden dadurch sehr erhöhet wurde.

Doch auf das religiösgestimmte Herz des Cardinals von Noailles hätte dieses den tiefsten Eindruck machen sollen, dafs Fenelon durch seine Unterwerfung allen Streitigkeiten über seine Lehrsätze auf einmahl ein Ende gemacht hatte. Schon hatten diese keine Anhänger mehr, und diese mit so vieler Lebhaftigkeit und Hitze zwischen zwey der gröfsten französischen Bischöfe geführte Dispüte war gänzlich vergefsen.

Wahr ist's, der Cardinal hatte, als er seine Gutheifsung zu wiederrufen sich weigerte, selbst darauf angetragen, man möchte die Prüfung des Buches dem Papste überlafsen; er hatte selbst Ludwigen XIV. förmlich versprochen, er würde dem Ausspruche des h. Stuhles sich unterwerfen: dieses Versprechen wiederhohlte er auf die bestimmteste

Wei-

Weise in einem Briefe an den Bischof von Agen, den er allgemein bekannt werden liefs:

„Ohne das geringste Bedenken habe ich es Jedermann, der mich hören wollte, gesagt, nie sollte man es von mir erleben, dafs ich wegen eines für die Religion entbehrlichen Buches in der Kirche Trennung veranlafsen, oder dulden würde; findet es unser h. Vater für gut, dieses Buch mit einer förmlichen Censur zu belegen, so werde ich seine Verordnung und Censur mit aller möglichen Ehrfurcht annehmen, und der erste seyn, um das Beyspiel einer vollkommenen Unterwerfung des Geistes und Herzens zu geben."

Höchst wahrscheinlich war es dem Cardinale damahls Ernst, dieses von sich gegebene Wort redlich zu halten; er hätte sich also gleiche Ehre mit F. machen können, wenn er in defsen Fufsstapfen getreten, und der Kirche einen glücklichen und offenen Beweis von der Reinigkeit seiner Absichten und der Gottesfurcht ertheilet hätte, durch welche er sich sein ganzes Leben hindurch so erbaulich auszeichnete.

Vielleicht hatte er auch vermöge seiner natürlich schwankenden Denkungsart gesucht, von der Ungewifsheit der Zukunft einigen Gewinn zu ziehen. Er wufste, mit welch weiser Umsicht der h. Stuhl zu Werke zu gehen pflegt, ehe er dogmatische Urtheile ergehen läfst, weil diese dem religiösen Glauben zur Richtschnur dienen. Dieser unver-

vermeidlich langsame Gang bey der Prüfung eines sehr weitläufigen Buches machte in ihm die Hoffnung rege, daſs mittlerweile in der Gemüthsstimmung Ludwigs XIV., oder in der Lage der öffentlichen Angelegenheiten einige günstige Veränderung sich ergeben dürfte, denn es läſst sich leicht aus dem ganzen Benehmen dieses Prälaten absehen, daſs er stets mehr darauf ausging, die Schwierigkeiten des gegenwärtigen Augenblicks zu umgehen, als daſs er einen festen unveränderlichen, und von den Zeitereigniſsen unabhängigen Entschluſs hätte faſsen können.

Mag er sich indeſsen was immer für Täuschungen und Hoffnungen überlaſsen haben, an der Fr. v. Maintenon lag es nicht, wenn er die Gefahr seines veränderlichen Betragens, und den Ausgang der unglücklichen Untersuchung, in welche er sich eingelaſsen hatte, nicht einsah; sie schrieb ihm in dem ihr gewöhnlichen eben so feinen als vernünftigen Tone: „Sie wiſsen, Monseigneur, wie sehr der König das Ende aller dieser Streitigkeiten wünschet; *wenn Sie dieselben noch ferner fortdauern laſsen, so ist es nicht möglich, Sich deſswegen zu entschuldigen.* Ihre Verantwortungen sind gründlich, aber unglücklicher Weise kommen sie zur Unzeit; Sie haben die Wahrheit für Sich, aber die Umstände wider sich; Sie sehen wohl, daſs ich Ihnen nicht schmeichle: ich will es zwar gerne glauben, daſs die Irrthümer so groſs nicht sind, als sie von denjenigen

hin-

hingestellt werden, welche auf ihre Verdammung dringen; indefsen sind es doch einmahl Irrthümer, und alles wird sich zur Ehre des Pater Letellier enden: ich wünsche sehnlichst, dafs Ihr Benehmen eben so klug als fest, und Ihre Absichten eben so weise als rechtschaffen seyn mögen."

Der Cardinal von Noailles hatte sich in seiner Meinung nicht geirret, dafs der römische Hof einen sehr langsamen und bedächtigen Gang bey der Untersuchung der Streitpuncte einhalten würde; dieser mufste sogar alle seine Festigkeit und Weisheit zu Hilfe nehmen, um der Ungeduld Ludwigs XIV. zn widerstehen, welcher unaufhörlich darauf drang, das Endurtheil zu beschleunigen, das ihm für die Ruhe seines Königreichs so nöthig schien.

Aber jemehr Clemens XI. die Köpfe in Frankreich sich spannen und erhitzen sah, desto sorgsamer suchte er einer Uebereilung zu entgehen, welche weder zu seinem Charakter als Richter, noch zu seiner Eigenschaft als gemeinschaftlicher Vater der Gläubigen stimmte. Da, wie ihm wohl bekannt war, die Jesuiten im Verdacht waren, als spielten sie eine Hauptrolle bey dieser Streitigkeit, so trieb er seine Aufmerksamkeit und Bedenklichkeit so weit, dafs er die vornehmsten Examinatoren des Quesnelischen Buches nur aus solchen Ordensständen wählte, die in ihren Schulmeinungen von jenen der Jesuiten am meisten abwichen; man zählte unter ihnen nur einen einzigen Jesuiten, welcher

aber

abér schon seit langer Zeit den Titel eines Theologen des h. Stuhles hatte; während unter den übrigen sich zwey Dominicaner, zwey Franciscaner, ein Benedictiner, und ein Augustiner sich befanden; er nahm selbst die tiefste Kenntniſs von allen den Fragen, welche der Gegenstand der Untersuchung waren.

Diese Darstellung scheint freylich wenig übereinstimmendes mit allen den lügenhaften Berichten zu haben, welche von dem Partheygeiste über diese Angelegenheit sind ausgestreuet worden. Nur zu oft verläſst man sich leichtsinnig auf dergleichen Erzählungen, und mag sich die Mühe nicht geben, bis zu den Quellen hinaufzusteigen, um der Wahrheit mit aller der Unpartheylichkeit und der scharfsinnigen Kritik, welche den Weg zu ihr bahnen, auf den Grund zu kommen. Aber wir fanden unter den Manuscripten F. den Brief einer seiner seiner Correspondenten, der sich damahls zu Rom aufhielt, und durch seinen Stand und seine bleibenden Verhältniſse die beste Gelegenheit hatte, von allem, was da vorging, die genauesten Erkundigungen einzuziehen. Dieser Brief drückt sich an F. (vom 16. Sept. 1713) folgender Maſsen aus:

„Nie ward vielleicht ein Buch so lange und so vorsichtig geprüfet, (als das Buch des P. Quesnel.) Man brauchte zu dieser Untersuchung *beynahe drey Jahre lang* die geschicktesten Theologen Roms, und hatte sie aus den berühmtesten Schulen und aus

allen

allen jenen Ordens-Ständen gewählet, welche sich vorzüglich auf Theologie legen; man zählte unter den Examinatoren zwey Dominicaner, zwey Franciscaner, einen Augustiner, einen Jesuiten, einen Benedictiner, einen Barnabiten, und einen Priester aus der Congregation der Mission. Nach siebenzehn Sitzungen, welche, jede zu vier bis fünf Stundenlang, diese Theologen in Gegenwart der Cardinäle Ferrari und Fabroni gehalten hatten, wurden noch einmahl alle die Sätze, in Gegenwart des Papstes und neun Cardinäle von der Congregation des h. Officium, in drey und zwanzig Congregationen untersuchet, zu denen noch alle Theologen, welche die Präliminarprüfung schon vorgenommen hatten, so wie alle gewöhnliche Consultoren des h. Officium gezogen wurden; auch fanden sich dabey der Commissarius des h. Officium, der allemahl ein Dominicaner ist, und der General der Dominicaner, so wie auch eine grofse Menge von Prälaten ein. In allen diesen Congregationen untersuchte man zuerst und anfänglich, ob der lateinische Satz getreu aus dem französischen übersetzt sey; dann prüfte man den Sinn und die Beschaffenheit des Satzes; es ist kein einziger Satz, defsen Prüfung nicht dem Papste selbst drey oder vier Stunden gekostet hat."

In einem anderen Briefe, *) den F. von der näm-

*) Vom 22. April 1713.

nämlichen Hand drey oder vier Monathe vor der feyerlichen Erlaſsung der Constitution Unigenitus erhalten hatte, kömmt eine Thatsache vor, welche die auſserordentliche Aufmerksamkeit beweiset, die Clemens XI. der Untersuchung des Quesnelischen Buches widmete.

„Seine Heiligkeit erwiesen mir die Ehre, mich alles dasjenige sehen zu laſsen, was Sie eigenhändig über jede der vier- und zwanzig bisher von Ihnen untersuchten Sätze, niedergeschrieben hatten. Dieſs ist eine auſserordentliehe Arbeit, und könnte allein schon einen groſsen Band ausmachen; auch sind die Cardinäle und die Qualificatoren des h. Officium voller Erstaunung über die Anstrengung des Papstes bey der Prüfung der Sätze, und über die groſse Fähigkeit, die er dabey zu Tag leget. Während der vierzehntägigen österlichen Zeit hat man die Untersuchung eingestellt, aber den nächsten Dienstag werden die Congregationen von neuem beginnen. Man hält deren wochentlich zwey, den Dienstag und den Donnerstag, und in jeder prüfet man acht Sätze. Sie können Sich nicht vorstellen, was die Faction sich für Mühe gibt, um dem Papste Furcht einzujagen, und die Herausgabe der Bulle zu hintertreiben; man schreibt ihm und den Cardinälen Briefe ohne Aufhören, um ihnen vorzustellen, wie sehr der Papst in Gefahr sey, sein Ansehen auf das Spiel zu stellen, und wie übel gesinnt die Bischöfe

von Frankreich und das Parlament seyen; allein der Papst bleibt fest, und wird sich nicht ändern."

Endlich machte Clemens XI. den 8. Sept. 1713. die Constitution *Unigenitus* öffentlich bekannt, und verdammte darin hundert und einen von den Sätzen, welche man *aus den moralischen Betrachtungen des P. Quesnel über das neue Testament* ausgezogen hatte.

Es scheint, man habe in Frankreich F. darüber zu Rathe gezogen, nach was für einer Form man sich bey der Annahme dieser Bulle zu richten habe, und wie man dieser Annahme den feyerlichsten Charakter ertheilen könne; wenigstens befindet sich unter seinen Papieren ein Aufsatz, in welchem er die verschiedenen Formen erwägt, die man schicklicher Weise annehmen könne, und endlich derjenigen den Vorzug gibt, welche man wirklich gewählet hat. Sobald die Constitution *Unigenitus* in Frankreich angelanget war, wenigstens noch ehe sie von dem bischöflichen Körper angenommen, und mit dem Siegel des königlichen Ansehens bekleidet war, that der Cardinal von Noailles freywillig, was er von Ludwig XIV. aufgefodert, so lange zu thun sich weigerte, er erliefs den 28. Sept. 1713 ein Ausschreiben, in welchem er seine dem Quesnelischen Buche ehemahls ertheilte Gutheifsung zurück nahm: *Er verdammte die Lehre desselben, und untersagte allen Gläubigen seines Sprengels, es zu lesen.* Wir können es, setzte er in seinem Ausschrei-

ben

ben hinzu, nicht zugeben, dafs unser Name fernerhin an der Spitze eines Werkes stehe, welches vom h. Stuhle ist verdammet worden; wir wollen daher keinen Augenblick verlieren, um die Gutheifsung, die wir ihm in einer andern Diöcese ertheilet hatten, wieder zurück zu nehmen.“

Die Liebhaber des Friedens, und die ächten Freunde des Cardinals mufsten es ohne Zweifel bedauern, dafs er den Schritt, den er endlich so spät zu thun sich entschlofsen hatte, nicht einige Jahre früher gemacht hat: wie viel Unruhe und Gram hätte er sich ersparet? Vor wie vielen Uebeln hätte er die Religion, die Kirche und den Staat bewahret, wenn er nicht durch die Unentschlofsenheit seines Charakters das Ansehen seines Namens und seiner Tugenden von unruhigen Köpfen hätte mifsbrauchen lafsen, die doch im Grunde nur ihre Privatleidenschaften zu befriedigen suchten? Man hat aber schon oft bemerket, dafs gerade die sanftesten und friedlichsten Männer sich, ohne es zu wifsen und zu wollen, in die schrecklichsten Stürme hineinreifsen lafsen, und zwar wegen dieser Art von Unentschlofsenheit, der sie dann um so schwerer sich entschlagen, sobald ihre Sanftheit zu nahe an Schwäche gränzet.

Man konnte indefsen und mufste es ziemlich allgemein glauben, dafs dieser Schritt des Cardinals von Noailles, der ihm schwer gefallen zu seyn schien, weil er so lange darauf hatte warten lafsen, allen

Vorwand zu fernerer Zwistigkeit werde aus dem Wege geräumt haben; allein diese Hoffnungen wurden grausam getäuschet.

Ludwig XIV., fest auf die Maximen der französischen Kirche in Hinsicht der Annahme der dogmatischen Bullen der Päpste haltend, wollte vorher das Gutachten der Bischöfe seines Königreiches vernehmen, ehe er der Constitution *Unigenitus* die königliche Sanction aufdrückte; auf sein Geheiſs versammelten sich die Bischöfe, welche sich damahls zu Paris oder am Hofe befanden, um zur Untersuchung und Annahme der Bulle vorzuschreiten.

Diese Versammlung, welche den 16. October 1713 ihren Anfang nahm, war sehr zahlreich; sie bestand aus zwey Cardinälen, neun Erzbischöfen, und acht und dreyſsig Bischöfen. Ludwig XIV. trieb seine Aufmerksamkeit beynahe bis zur Aengstigkeit, um die Mitglieder dieser Versammlung zu überzeugen, daſs er weder geradezu, noch durch Umwege, der Freyheit der Meinungen Eintrag thun wolle; er wollte sogar alle Mittel der Sanftmuth, der Achtung und des Zutrauens erschöpfen, um dem Cardinale von Noailles das Unangenehme seiner Lage zu ersparen, und ihn auf einem leichten und ehrenvollen Wege zur Einstimmigkeit mit dem übrigen bischöflichen Körper, welche das Ziel aller seiner Wünsche war, zurück zu führen; er verschaffte sich von dem Cardinale von Estrées, welcher damahls der älteste französische Cardinal war, die Zu-

sage, daſs er der Versammlung nicht beywohnen wolle, um so dem Cardinale von Noailles die Ehre des Vorsitzes zu überlaſsen. Er ging noch weiter; er willigte dazu ein, daſs man von der bisherigen Gewohnheit der kirchlichen Zusammenkünfte abwich, und erlaubte, daſs man die Sitzungen in dem Erzbischöflichen Pallaste, also vor den Augen und in der Wohnung des Cardinales selbst halten könne, um so an den Tag zu legen, wie weit man davon entfernet sey, um seine Eigenliebe zu kränken, oder es an irgend einer Art von Achtung für ihn fehlen zu laſsen. So viele Ursache auch der König hatte, miſsvergnüngt mit ihm zu seyn, und manches, was er sich schon hatte anmerken laſsen, wenig dazu geeignet war, gänzliches Zutrauen einzuflöſsen, so überlieſs ihm doch dieser Fürst die Auswahl aller Commiſsäre, die den Vortrag zu machen hatten; nur gab er ihm seinen Wunsch zu verstehen, daſs der Bischof von Meaux, (nachheriger Cardinal von Bissy) einer der Commiſsäre seyn möchte. Dem Cardinale von Rohan, welcher bey dieser Versammlung am Range der erste nach dem Cardinal von Noailles war, muſste ganz natürlich der Vorsitz bey dieser Commiſsion überlaſsen werden, und diese Wahl both dem Cardinale von Noailles neue Mittel zur Annäherung und Einigung dar. Die Abkunft, die Glücksumstände, und die ansehnlichen Stellen des Cardinals von Rohan, seine edeln und verbindlichen Manieren, sein sanfter,

zur Vermittlung geschickter Geist, seine glücklichen Erfolge in der Welt und in den Geschäften, selbst die Achtung, die er von jeher dem Cardinale von Noailles bewiesen hatte, erlaubten es diesem Prälaten nicht, ihn mit jenem Haufen mehr oder weniger unansehnlicher Feinde zu verwechseln, von denen er glaubte, daſs sie alle aus Eigennutz oder Ehrgeiz auf seinen Untergang hinarbeiteten.

Die Commission bestand demnach aus dem Cardinale von Rohan, den Erzbischöfen von Bordeaux und Auch, und den Bischöfen von Soissons, Meaux und Blois; diese Commissäre kamen drey Monathe lang fast alle Tage bey dem Cardinale von Rohan, und einigemahl bey dem Cardinale von Noailles zusammen, der sehr oft ihren Sitzungen beywohnte.

Aus dieser Darstellung erhellet offenbar, daſs man sich weder bey der Untersuchung noch bey der Annahme der Constitution *Unigenitus* einer Uebereilung schuldig machte. Vergleicht man sogar diese Art von Langsamkeit mit dem, was einige Jahre vorher vorgegangen war, als es auf die Annahme des Breve ankam, durch welches F. Buch ist verdammet worden, so wird jeder eingestehen müſsen, daſs man für den Cardinal von Noailles jede mögliche Rücksicht hatte, und alles anwendete, um nicht gegen seinen Rang, seine Würde und selbst gegen seine Reizbarkeit anzustoſsen. Fenelons Buch verbreitete sich über weit abgezogenere Gegenstände, als das Buch des P. Quesnel; ersteres war die

Ar-

Arbeit eines seines Genies, seiner Tugenden, und seines hohen Ruhmes wegen geschätztesten Erzbischofes; letzteres war das Werk eines Priesters, der wegen seiner starrsinnigen Anhänglichkeit an verdammte Irrthümer im übeln Rufe stand, und auch schon mit Kirchencensuren belegt war; indefsen hatten die Metropolitan-Versammlungen von Frankreich auf die Untersuchung des Fenelon verdammenden Breve nur zwey oder drey Sitzungen verwendet; allein F. war der erste, der sich selbst verdammte, und seine Collegen fanden sich glücklicher Weise der traurigen Nothwendigkeit überhoben, ihn zu überweisen, ihn zu bereden, oder zu bekämpfen. Eine so günstige Stimmung traf man bey dem Cardinale von Noailles nicht an, und man wünschte sehnlich, dadurch seine Unentschlofsenheit und sein Hin- und Herschwanken zu besiegen, dafs man ihm Zeit zum Nachdenken gab, und sich mit ihm in jede Erklärung einliefs, die etwas zur Niederschlagung seiner Scrupel beytragen konnte. Man schmeichelte sich gerne, ein so frommer Erzbischof würde mit einem heiligen Schauer bey dem blofsen Gedanken befallen werden, zwischen sich und dem Kirchenoberhaupte, und fast der Gesammtheit seiner Collegen eine Art von Spaltung zu veranlafsen. Zuweilen versprach man es sich auch von seiner natürlichon Unentschlofsenheit, er würde Gehör geben der Stimme der Freundschaft, die so laut zu seinem eignen Vortheile sprach; der Stim-

me

me der Vernunft, die es ihm untersagte, seine persönlichen Einsichten jenen des h. Stuhles und des ganzen bischöflichen Körpers vorzuziehen: endlich der noch weit ehrwürdigern Stimme der Religion, die er durch einen unverantwortlichen Eigensinn grofsen Uebeln und Gefahren aussetzte.

Nachdem man drey volle Monathe hindurch täglich die Constitution uud alle von ihr verdammten Sätze mit der gröfsten Tiefe und Genauigkeit geprüfet hatte, so machten endlich die Commissäre den 13 Jäner 1714 ihren Vortrag an die versammelte Geistlichkeit. Der Cardinal von Rohan führte im Namen der Commission das Wort, und füllte mit seinem Berichte sechs ganze Sitzungen aus; das einhellige Gutachten der Commissäre fiel dahin aus, dafs sie in der Constitution des Papstes die Lehre der Kirche erkannt hätten, und dafs also die Versammlung sie mit Ehrfurcht und Unterwürfigkeit annehmen müfse. Man konnte noch hoffen, der Cardinal von Noailles, der einige Jahre vorher, als er das Fenelons Buch verdammende Breve annahm, den Ausdruck gebrauchte: *Petrus hat durch den Mund Innocentius XII. geredet*, auch nun ohne Anstand sprechen würde, *Petrus hat durch den Mund Clemens XI. geredet*, indem er das Buch des P. Quesnel verdammte; allein er trat im Gegentheile mit einem Vorschlage hervor, welcher der Eingang zu der langwierigsten und betrübtesten Zwistigkeit war; er trug mit acht anderen Bischö-

fen

ſen aus der Verſammlung darauf an, man möchte ſo lange die Berathſchlagung über den Grund der Annahme der Bulle ausſetzen, bis man den Paſtoralunterricht geleſen und gutgeheiſsen hätte, den man auf Vorſchlag der Commiſsäre im Namen der Verſammlung mit der Annahme der Conſtitution herausgeben wolle.

Offenbar hatte der Cardinal von Noailles die Abſicht, alle die alten Diſpüte über die Form der Annahme der dogmatiſchen Bullen des h. Stuhles zu erneuern, und ſo die franzöſiſche Kirche und den Hof mit dem Papſte und dem römiſchen Hofe in neue Streitigkeiten zu verwickeln. Alle andere Prälaten der Verſammlung, vierzig an der Zahl, ſtimmten dem Gutachten der Commiſsion bey, und erklärten, daſs, nachdem ſie in der Conſtitution Clemens XI. die Lehre der Kirche erkannt hätten, ſie dieſelbe mit Unterwürfigkeit und Ehrfurcht annähmen; daſs ſie das Buch der *moraliſchen Betrachtungen*, und die hundert und einen aus demſelben ausgezogenen Sätze verdammten, und zwar auf die Weiſe und mit den nämlichen Qualificationen, mit welcher ſie der Papſt verdammet hätte.“

Der Vorſchlag des Cardinal von Noailles und der acht Biſchöfe, die ihm beygetreten waren, war noch keine förmlich-entſchiedene Weigerung; er lieſs ſogar bis auf einen gewiſsen Punct die Hoffnung durchſchimmern, daſs man noch zu einer vollkommenen Einigkeit kommen könne, wenn durch

den Pastoralunterricht, an welchem die Commission arbeitete, alle Schwierigkeiten wurden aufgehellet werden, die man über den Sinn und die Qualification einiger der verdammten Sätze zu haben vorgab.

Diefs war auch ein Grund für die Commissäre, warum sie sich alle Mühe gaben, diesem Unterrichte die einfachste, lichtvollste und vernünftigste Form zu ertheilen. Sorgfältig hatten sie alles weggelafsen, was ihren Collegen, welche nicht ganz mit ihnen einstimmig waren, anstöfsig seyn konnte; alle Ausdrücke waren sehr genau abgewogen, und voller Mäfsigung. Mit eben so vieler Gelehrsamkeit als Klarheit und Bestimmtheit gaben sie den richtigen Sinn jener verdammten Sätze an, die, wenn sie allgemein und obenhin betrachtet wurden, bey dem ersten Anblicke nichts Censurwürdiges zu enthalten schienen. In dem Unterrichte war ächt und genau der wahre Wortverstand jener Sätze so angegeben, wie er aus dem Geiste der Constitution selbst, aus der bekannten Denkart des Verfafsers des Buches, und aus der Beschaffenheit der Umstände und der erregten Streitigkeiten hervorging.

Wenn man jetzt, nach Verlaufe eines Jahrhundertes, diesen Unterricht überliest, so kann man nicht genug darüber staunen, wie er von Seite des Cardinals und der acht Bischöfe, die ihm anhingen, oder deren vorgefafste Meinungen er vielmehr an-

ge-

genommen hatte, so starken Widerstand hat leiden können.

Aber man sah bald ein, daſs er schon lange vorher den Plan bey sich festgesetzt hatte, welchen er befolgen wollte, und daſs, als er einstimmig mit den acht Bischöfen den Antrag gemacht hatte, die Annahme der Bulle so lange auszusetzen, bis ihnen der Pastoral-Unterricht, der mit der Annahme zugleich erscheinen sollte, wäre zur Einsicht vorgeleget worden, sie schon entschloſsen waren, beyde zu verwerfen, und es sich zum einzigen Zwecke gemacht hatten, durch irgend einen Vorwand Uneinigkeit zwischen dem Papste und der versammelten Geistlichkeit herbeyzuführen.

Als daher in der Sitzung vom 1. Februar 1714 die Commissäre den Unterricht ablasen, den sie zu fertigen beauftragt waren, und nun die Frage war, ob ihn die Versammiung begnehmigen wolle, so stellte wirklich der Cardinal von Noailles für sich und die acht Bischöfe die Erklärung aus, daſs sie weder die Bulle noch den Unterricht annehmen könnten: „Sie hielten sich für verpflichtet, zu dem Papste ihre Zuflucht zu nehmen, und ihm ihre bangen Zweifel und ihre Schwierigkeiten vorzutragen. — *Sie glaubten, dieser Schritt sey eben so regelmäſsig, eben so kanonisch, eben so respectvoll für den Papst, als er zur Erhaltung des Kirchenfriedens den gröſsten Nutzen gewähre.*"

Es

Es thut einem wehe, sehen zu müſsen, daſs ein so ehrlicher und tugendhafter Mann, wie der Cardinal von Noailles, in einer sehr wichtigen Sache eine so höhnische Sprache führte. Wie konnte er doch ernstlich den Gedanken haben, es sey *höchst respectvoll für den Papst*, ein Urtheil zu verwerfen, welches nach einer dreyjährigen Prüfung von ihm war ausgesprochen worden; *und es gewähre zur Erhaltung des Kirchenfriedens den gröſsten Nutzen*, wenn man sich geradezu dem Kirchenoberhaupte, und beynahe dem ganzen bischöflichen Körper trotzig gegenüber stelle?

Man wird sich leicht vorstellen, daſs ein so übel begründeter Widerspruch die vierzig Bischöfe, welche die Bulle schon angenommen hatten, keinen Augenblick lang unschlüſsig machen konnte; sie begnehmigten alle den von ihren Commissären gefertigten Pastoralunterricht, und zwar um so lieber, weil er die paſsendsten Betrachtungen enthielt, um die bangen Besorgniſse gutdenkender Leute zu zerstreuen, und auch dem unrichtigen Sinne entgegenarbeitete, welchen man einigen Sätzen des verdammten Buches unterlegen wollte.

Sobald die Versammlung dem Könige ihre Beschlüſse mitgetheilt hatte, befahl er sogleich durch einen offenen Brief vom 14. Februar 1714., daſs die Constitution *Unigenitus* sollte in Vollzug gesetzt werden, und der königliche Brief wurde im Parlamente von Paris gleich des andern Morgens den 15.

Fe-

Februar einregistrirt. Da die Einzeichnung der Bulle in das Register so leicht und noch den nämlichen Tag, wo der königliche Brief dem Parlamente vorgelegt wurde, vor sich ging, so sieht man deutlich, daſs sie nichts enthielt, was diesen eifrigen Magistratspersonen anstöſsig seyn konnte. Man ahndete damahls noch nicht, daſs man unter der folgenden Regierung sie zum Vorwande der gewaltsamsten Kämpfe zwischen der Geistlichkeit und den Magistratspersonen brauchen würde.

Doch muſs man daraus den Schluſs nicht machen, als habe man sich zu dieser Einregistrirung ohne alle vorhergehende Prüfung, blos aus blinder Unterwerfung unter den Willen des Königes verstanden. Wenn Ludwig XIV. den Parlamenten das Recht der Gegenvorstellungen untersagte, so wollte er sich deſswegen des Beystandes und der Einsichten dieser wichtigen Magistratsstellen nicht berauben. Wir haben es schon, dem Zeugniſse des Kanzlers von Aguesseau zu Folge, gesagt, daſs dieser Fürst an die Stelle der stürmischen und zuweilen aufruhrähnlichen *Gegenvorstellungen* ein nützlicheres Zusammenwirken der Regierung mit den vorzüglichsten Vorstehern der Magistratur weislich gesetzt habe; durch eine solche weise Zusammensicht brachte man zu den Gesetzen, ehe man sie erlieſs, alle die Ueberlegung und reife Beurtheilung, die das allgemeine Wohl heischet. *) Ueber je-

*) Einer der tugendhaftesten Männer, die aus der Familie von

jeden Act der gesetzgebenden Gewalt beredeten sich vorher die Glieder des Staatsrathes mit den vorzüglichsten Gliedern der obersten Gerichtshöfe; und durch dergleichen friedliche Auseinandersetzungen, von denen aller Corporationsgeist, so wie aller Partheygeist weggehalten wurde, entfernte man eben so sehr den Mifsbrauch der Machtsprüche, als den nicht minder gefährlichen Mifsbrauch der Rechthaberey und starren Widersetzlichkeit.

Man kann gleichfalls bemerken, dafs damahls der Kanzler von Pontchartrain, der einen so grofsen Einflufs auf den Staatsrath hatte, noch an der Spitze des Parlaments stand, Hr. von Aguesseau aber Generalprocurator war. Diese zwey grofsen Magistratspersonen wachten, sowohl aus persönlichen Grundsätzen, als wegen der Pflichten ihres Amtes, streng über jede öffentliche Acte, die vom römischen Hofe erlafsen wurde, und Ludwig XIV. weigerte sich niemahls, ihren Vorstellungen beyzutreten, wenn sie ihm mit den Maximen des Königreichs übereinzustimmen schienen. Man darf gerne

Lamoignon hervorgingen, und ihrem erblichen Namen so viel Ehre machten, der Kanzler Lamoignon bemerkte öfters, unter unsern Gesetzen zeichneten sich diejenigen durch ihre Weisheit und Dauerhaftigkeit aus, die in jener Zwischenzeit wären erlafsen worden, wo Ludwig XIV. den Parlamenten das Recht der Gegenvorstellungen untersagt hätte. (Siehe die Lobrede auf M. v. Malesherbes von H. Gaillard.)

ne annehmen, daſs diese zwey aufgeklärten Männer, die zuweilen ihre so regsame Wachsamkeit bis zur Scrupulosität trieben, gewiſs nachdrücklich gegen die Constitution *Unigenitus* würden gesprochen haben, wenn die gefährlichen Folgen in derselben gelegen wären, welche der Partheygeist dieser Verordnung des h. Stuhles beyzumeſsen suchte.

Die Constitution *Unigenitus* war schon fast fünf Monathe lang in Frankreich bekannt; sie war den vorzüglichsten Mitgliedern des Parlaments von Paris mitgetheilt, und erst, nachdem man mit diesen übereingekommen war, wurden die offenen Briefe ausgefertiget, die Beschlüſse des Generalprocurators, H. v. Aguesseau festgesetzet, und die Requisitionsschrift vom General-Advocaten, dem Hrn Joly von Fleury zu Papiere gebracht.

Auch machte Hr. Joly von Fleury, nachdem er der Gottesfurcht und dem Eifer Ludwigs XIV. gegen die alten und neuen Irrlehren die gröſsten Lobsprüche ertheilet hat, das Parlament darauf aufmerksam, daſs die Constitution *Unigenitus* in ihrer äuſseren Form keine von den, dem römischen Hof geläufigen Clauseln enthielt, gegen welche man sich in den französischen Tribunalen von jeher zu verwahren pflegte; er begnügte sich, dem herkömmlichen Style gemäſs, *auf die allgemeine Vorbehaltung unserer Rechte und Maximen* anzutragen; er wollte in seiner Requisitionsschrift blos den unrichtigen Schluſsfolgen entgegenarbeiten, die man aus der

Ver-

Verdammung der Sätze über die *Excommunicationen* zu ziehen Lust haben könnte, um so zu verhindern, daſs man unter dem Vorwande dieser Verdammung „*entweder den Bischöfen die Schlüſselgewalt abstreite, oder den ungerechten Excommunicationen eine solche Kraft beylege, als müſste ihrentwegen die Erfüllung der wesentlichsten und unerläſslichsten Pflichten aufgeschoben werden.*“ Der von der versammelten Geistlichkeit erlaſsene Pastoral-Unterricht hatte schon diesen Vorwand zur Widersetzlichkeit für unruhige Köpfe durch die hellesten und bestimmtesten Erklärungen so sehr entkräftet, daſs alle diejenigen zufrieden gestellt waren, denen es nicht an Redlichkeit bey dergleichen Untersuchungen fehlte.

Der Cardinal von Noailles hätte blos darauf beharren können, die Constitution *nicht* anzunehmen; aber er lieſs sich noch zu einem Schritte verleiten, der schon allein beweiset, wie weit er von der ihm natürlichen Behutsamkeit abgewichen war, und wie sehr er von einer Parthey beherrschet wurde, deren Werkzeug er vielmehr war, als ihr Oberhaupt. Er gab den 25. Februar 1714. ein Ausschreiben heraus, in welchem er sein über Quesnel's Buch den 28. Sept. voriges Jahres ausgesprochenes Verdammungsurtheil erneuerte, aber auch zugleich unter der *Strafe der Suspension* verboth, die Bulle *Unigenitus* in seiner Diöcese ohne seine Gutheiſsung anzunehmen. Er war vielleicht in der Kirche das erste Beyspiel von einem Bischofe, der

unter

unter der Strafe der Suspension verbothen hat, ein dogmatisches Urtheil anzunehmen, welches der h. Stuhl ausgesprochen, fast alle Bischöfe einhellig begnehmiget, der König mit seinem Ansehen bekleidet, und alle Parlamente einregistrirt hatten.

Vielleicht würde sich der Cardinal von Noailles keine so unregelmäſsige Handlung erlaubet haben, wenn er weniger auf die religiöse Mäſsigung Ludwigs XIV., auf den Credit seiner Familie und auf die Fr. v. Maintenon gezählet hätte, die noch immer ihm sehr ergeben blieb, ob er ihr gleich für ihre Vorstellungen und Warnungen wenig Achtung bewies.

Innerhalb zweyer Jahre erlebte man also an diesem Prälaten das sonderbare Benehmen, daſs er sich zuerst hattnäckig weigerte, Quesnel's Buch zu verdammen, und versprach, daſs er sich mit seinem Urtheile nach jenem des Papstes richten würde, und doch darauf das nämliche Buch verdammte, und das vom Papste ausgesprochene Urtheil verwarf. Treu der nämlichen Folgewidrigkeit lieſs er der theologischen Facultät zu Paris sein Ausschreiben von 25. Februar 1714. zustellen, in welchem er verbothen hatte, die Bulle *Unigenitus* anzunehmen: und des andern Morgens erklärte er, seine Absicht sey nicht gewesen, sie in seine Verordnung miteinzuschlieſsen.

Sobald die Constitution *Unigenitus* von der Versammlung der Geistlichkeit angenommen, und dem

of-

offenen Briefen des Königes zu Folge in die Register eingetragen war, liefs sie Ludwig XIV. an alle französische Bischöfe senden. Hundert und zehen derselben nahmen sie ganz rein und unbedingt an, nur zwölf oder dreyzehn weigerten sich, sie zu begnehmigen, oder nahmen sie nur mit gewifsen Erklärungen an. Merkwürdig bleibt es indeſsen dabey, dafs alle diejenigen, die sie zu begnehmigen sich weigerten, nur einen einzigen, (den Bischof von Mirepoix) ausgenommen, zu gleicher Zeit das Buch des P Quesnel laut verdammten. Man konnte sich mit Grunde darüber verwundern, wie sie doch so lebhaft sich einem Urtheilsspruche widersetzen mochten, welcher weiter nichts enthielt, als die Verdammung eines Buches, welches sie selbst verdammten. Nimmt man sogar an, dafs sie redlicher Weise in der Einrichtung der Bulle einige Schwierigkeiten wahrnahmen, wie konnten doch Bischöfe, katholische Bischöfe, es für Gewifsenspflicht halten, sich einem Urtheile zu widersetzen, welches ganz den kanonischen Formen gemäfs ertheilet war? Man darf jedem weisen und billig denkenden Manne die Frage thun, ob wohl dergleichen Bedenklichkeiten es verdienten, dafs von Bischöfen die Kirche der Gefahr einer Spaltung, und der Staat nie zu beendigenden Zwistigkeiten ausgesetzt wurde.

Unter den Ausschreiben, in welchen die französischen Bischöfe die Annahme der Bulle *Unigenitus*

tus vorschrieben, erhielt jenes von F. den ausgezeichnetesten und allgemeinen Beyfall; er mußste sogar zwey derselben ergehen lassen, eines für jenen Theil seiner Diöcese, der Frankreich unterworfen war, das andere für den anderen Theil, der durch den Friedensschlufs von Utrecht 1713 an den Kaiser abgetreten war.

In diesem zweyten Ausschreiben überläfst sich F. mit der innigsten Rührung seines Herzens allen seinen Gefühlen von Ehrfurcht, Treue, und kindlichem Gehorsame gegen die römische Kirche; es kömmt in demselben diese beredsame und religiöse Anrede an den Lehrstuhl des h. Petrus vor:

„O römische Kirche! o heilige Stadt! o theures und gemeinsames Vaterort aller wahren Christen! In Jesus Christus gibt es keine Griechen, keine Schythen, keine Barbaren, keine Juden, keine Heiden; in deinem Schoose vereinigt sich alles zu einem Volke, alle sind Mitbürger Roms, und jeder Katholik ist ein Römer; hier, hier wurzelt der grofse Stamm, der von der Hand Jesu Christi gepflanzet ward; jeder Ast, der davon sich losreifset, verwelket, verdorret, und fällt ab. O Mutter, jedes Kind Gottes ist auch dein Kind; nach so vielen Jahrhunderten fährst du noch immer fort, fruchtbar zu seyn. O Braut, ohne Aufhören schenkest du deinem Bräutigam Kinder bis zu den äufsersten Gränzen der Erde hin. Aber wie kömmt es, dafs in unseren Tagen so viele ausgeartete Kinder ihre

Mutter miſskennen, gegen sie aufstehen, und sie für eine Stiefmutter ansehen? Wie kömmts, daſs ihr Ansehen so viele nichtige Besorgniſse erreget? Wie? Das heilige Band der Einigkeit, das alle Völker zu einer einzigen Heerde, alle Seelenhirten zu einem einzigen Hirten vereinen soll, soll es wohl der Vorwand zu einer betrübten Trennung werden? Sollten wir uns in jenem letzteren Zeitalter befinden, wo *des Menschen Sohn kaum noch Glauben auf der Erde finden wird?* Erzittern wir, meine innigst geliebten Brüder, erzittern wir, daſs nicht *das Reich Gottes*, weil wir es miſsbrauchen, *von uns genommen werde*, und auf andere Nationen übergehe, *bey denen es gute Früchte hervorbringen wird;* zittern wir, und demüthigen wir uns aus Furcht, daſs Jesus Christus *die Leuchte* des reinen Glaubens anders wohin versetzen, und uns den gerechten Finsterniſsen unseres Stolzes überlaſsen möge. O Kirche, *von welcher aus Petrus auf immer seine Brüder stärken wird; ehe soll meine rechte Hand ihrer vergeſsen, ehe ich deiner vergeſse? Meine Zunge möge verdorren und starr werden, wenn du nicht bis zum letzten Hauche meines Lebens der vornehmste Gegenstand meiner Freude und Gesänge bist!*"

Als F. mit so rührenden Ausdrücken die Gefühle seines von den von ihm geahndeten Uebeln der französischen Kirche gepreſsten Herzens äuſserte; als er in dieser Art vom feyerlichen Testamente seine religiöse Treue und unverletzliche Anhäng-

hänglichkeit an den Mittelpunct der katholischen Einigkeit beurkundete, so hätte er an die seiner Obsorge anvertrauten Gläubigen die nämliche Sprache richten können, welche ehemahls Bossuet an ganz Frankreich richtete, als er eben am Ende seiner rednerischen Laufbahn sich befand: „Laſst euch die letzte Anstrengung einer Stimme gefallen, die euch so bekannt war; — Der Heerde, die ich mit dem Worte des Lebens nähren muſs, weihe ich die letzten Ueberreste einer Stimme, die ermattet, und eines Feuers, das verlöscht.“

Wirklich war dieses Ausschreiben das letzte Werk seines apostolischen Amtes; ihm ward der Trost nicht, das Ende der kirchlichan Verwirrungen zu erblicken, aber er war wenigstens so glücklich, daſs er kein Zeuge der ärgerlichen Auftritte seyn muſste, welche nach seinem und Ludwigs XIV. Tode sich ereigneten.

Dieser Fürst hatte seine ganze Ueberredungsgabe aufgebothen, um den Cardinal von Noailles zu vernünftigern Gesinnungen, und zu einem Benehmen zu stimmen, das seinem Charakter, den er in der Kirche hatte, und seiner so groſsen Frömmigkeit mehr angemeſsen war. Die Cardinäle von Rohan und Bissy, denen er den Auftrag darüber gegeben hatte, waren schon für sich dazu geneigt, sein so sanftes und schonendes Verfahren zu unterstützen, wobey sie noch durch die Begierde, der Fr. v. Maintenon gefällig zu seyn, aufgemuntert

wurden. Sie schmeichelten sich auch ziemlich lange, den immer hin- und herschwankenden Mann zu einem festen Entschlufse zu bringen; allein mag es Unentschlofsenheit seines Charakters, oder die Aussicht auf eine Veränderung gewesen seyn, die bey dem hohen Alter und dem Verfalle der Gesundheit Ludwigs XIV. nicht mehr lange ausbleiben konnte, er wich unaufhörlich seinen eignen Zusagen und den weisen Vorstellungen seiner Freunde, seiner Familie, und seiner achtungswürdigsten Collegen aus. So lange er lebte, ging er bald vorwärts, bald rückwärts, und blieb veränderlich bis zum letzten Hauche seines Lebens; er endete dieses damit, dafs er eben die Constitution annahm, die er so oft angefeindet und verworfen hatte.

Als die Cardinäle von Rohan und Bissy sich von der Vergeblichkeit ihrer Schritte die traurige Ueberzeugung verschaffet hatten, so entschlofs sich Ludwig XIV., alle Mittel zu gebrauchen, welche ihm die Gesetze der Kirche und des Staates darbothen, um dem Aergernifse einer so öffentlichen Widersetzlichkeit Einhalt zu thun, zumahl, da es nicht ohne Gefahr für die Ruhe seines Königreiches war.

Aber es war sehr schwer, diese Mittel aufzufinden; wir besitzen einen eigenhändigen Aufsatz von F., in welchem er die Vortheile und Nachtheile der bis daher in der Kirche gebrauchten For-

men

men, um einen Bischof zu richten, mit vieler Umständlichkeit und Klugheit auseinander setzet.

Er verwirft Anfangs *päpstliche Commissäre*, als ein Mittel, das von jeher der französischen Geistlichkeit verhaſst war, und dem auch die Tribunale des Königreiches sich auf die lebhafteste Weise würden entgegengesetzt haben.

Der Weg der *Provincial-Concilien* war kanonischer, und dem Geiste der französischen Kirchenfreyheit mehr analog; aber die Umstände waren jetzt so beschaffen, daſs beynahe unübersteigliche Schwierigkeiten gegen denselben eintraten.

Fenelon entschied sich am Ende seines Aufsatzes für ein *National-Concilium*, welches den groſsen Vortheil würde verschaffet haben, daſs die alte Kirchenzucht wieder hergestellt, alle Rechte und Ansprüche gegeneinander ausgeglichen, alle Privilegien und Intereſsen respectirt, und alle Einwürfe würden gehoben worden seyn.

Wir wiſsen nicht, ob man mit Vorwiſsen der Regierung von F. diesen Aufsatz verlanget, und ob er auf die Entschlieſsung derselben einigen Einfluſs gehabt habe; aber so viel ist wenigstens gewiſs, daſs Ludwig XIV. dem darin gemachten Vorschlage den Vorzug gegeben hat; er schickte sogar den Hrn Amelot nach Rom, um mit dem Papste alle zur Zusammenberufung eines *National-Concilium* in Frankreich nothwendige Anstalten zu treffen. Aber diese Unterhandlung nahm sehr viel

Zeit

Zeit hinweg, bis endlich der Tod Ludwigs XIV. die Lage der Dinge gänzlich änderte.

Während die Unterhandlungen zu Rom wegen des *National-Concilium* im Gange waren, fühlte F. die ganze Schwierigkeit seiner Lage, in welche ihn die Umstände versetzt hatten; der Rang, den er in der französischen Kirche behauptete, der Glanz seines Namens, die Rolle, welche er bey den Streitigkeiten schon gespielt hatte, die der vornehmste Gegenstand des Nationalconcilium seyn sollten, setzten es aufser Zweifel, dafs er zu dieser Versammlung aller Bischöfe Frankreichs würde gerufen werden, und dafs er allen den Einflufs da haben würde, den ihn seine Tugenden und Talente sicher erwarten liefsen. Wir haben sogar Briefe von den Cardinälen von Rohan und von Bissy, in welchen sie zu erkennen gaben, welch grofses Zutrauen sie auf seinen Beystand und Einsichten setzten.

Aber je weniger es sich F. selbst verhehlen konnte, dafs seine Stimme auf dem National-Concilium ein grofses Uebergewicht haben würde, desto mehr hielt ihn sein feines Gefühl für Ehre und Wohlanstand zurück, und erregte in ihm den gröfsten Widerwillen, seinen Amtseifer zur Herabwürdigung des Cardinals von Noailles wirken zu lafsen. Seine langwierigen Streitigkeiten mit diesem Prälaten hatten grofses Aufsehen in der Kirche, in Frankreich, im ganzen Europa gemacht, und er sah

vor

dafs Hafs und Neid sich ein Vergnügen daraus machen würden, es blos der Rachsucht und einem alten Grolle zuzuschreiben, wenn er nach seiner Amtspflicht ernsthaft und strenge zu Werke gehen würde. Wir finden in einem Briefe, den F. sechs Wochen vor seinem Tode an seinen Neffen, den Abbé von Beaumont schrieb, ein naives und treues Gemälde der Unruhe und Bangigkeit, in welche ihn dieser schmerzhafte innere Kampf seiner schweren Amtspflicht mit dem feinen Gefühle von Ehre versenkte, von welchem sich ein Herz, wie er es hatte, ohne die gewaltsamste Anstrengung nicht frey machen konnte.

„Das National-Concilium dürfte vielleicht nicht zu Stande kommen, aber, wenn es gehalten, und ich, wie alle andere, nach der Regel zu demselben berufen würde, was hätte ich dann wohl zu thun? Aeufserst leid würde es mir seyn, mit Andern der Peiniger eines Mannes zu seyn, der mich so lange gepeiniget hat, als er nur konnte. Eine solche Rolle würde mir das Ansehen eines Rachsüchtigen geben, und zum Vorwande dienen, mich sehr gehäfsig darzustellen. Anderer Seits kann ich mich doch der Kirche bey dieser dringenden Noth nicht entziehen. Könnte ich voraussehen, dafs alles gut ginge, so würde ich entzücket darüber seyn, wenn alles ohne mich zu Stande käme; aber wenn auf dem Concilium sehr gefährliche Unruhen und Uneinigkeiten eintreten, und meine Dienste nicht ganz un-

nü-

nütze seyn sollten, so würde ich mich hingeben, vorausgesetzt, daſs man mich wahrhaft haben wollte; hernach würde ich auf dem kürzesten Wege hieher zurück kommen. Ueberlegen Sie diese Sache mit einer kleinen Anzahl von Männern, die Ihres innigsten Vertrauens würdig sind; für meine Person will ich innigst zu Gott bethen."

Ueber die nämliche Angelegenheit schrieb er einem andern seiner Freunde: „Viele Leute mögen sich freylich einbilden, daſs ich bey den dermahligen Ereigniſsen eine geheime Schadenfreude genieſse: aber ich würde mich selbst für einen Teufel halten, wenn ich einer so giftigen Freude fähig wäre, und nicht vielmehr alles, was der Kirche schadet, aufrichtig beseufzete. Ich muſs Ihnen sogar im Vertrauen und ohne alle Verstellung sagen, was auſser Ihnen Andere nicht leicht glauben dürften: mir ist es wahrhaft leid für die Person des Hrn Cardinal von Noailles: ich stelle mir seinen inneren Gram vor, ich fühle denselben ganz für ihn, ich denke nur deſswegen an die Vergangenheit, um mir all das Gute in's Gedächtniſs zurück zu bringen, mit welchem er mich so viele Jahre lang beehrte; alles übrige ist, Gott sey Dank, aus meinem Herzen ausgestrichen; ich trage in demselben nichts nach; ich erblicke in Allem nur die Hand Gottes, der voller Erbarmung mich demüthigen wollte. Gott selbst ist Zeuge von der Ehrfurcht und dem Eifer, welche er für den Cardi-

dinal in mein Herz leget; die Gottesfurcht, die ich an ihm kennen lernte, läſst mich hoffen, daſs er sich selbst überwinden werde, um der Kirche die Ruhe zu schenken, und allen Feinden der Religion Stillschweigen zu gebiethen; durch sein Beyspiel würde er gleich Anfangs auch die hartnäckigsten und hitzigsten Köpfe zur Besonnenheit bringen; dieſs würde ihm ausgezeichneten Ruhm in allen Jahrhunderten verschaffen; ich bethe alle Tage für ihn am Altare eben so eifrig, als ich es vor zwanzig Jahren that."

Wie es scheint, so standen mehrere sehr bedeutende Personen, denen wegen einer Spaltung, die in der französischen Kirche sich entspann, wahrhaft leid war, in der Meinung, unter allen Bischöfen sey F. am fähigsten dazu, um durch seinen sanften Charakter, den Einfluſs seiner Tugenden, und die Ueberlegenheit seines Geistes alle Köpfe wieder zusammenzustimmen; sie hielten es ohne Zweifel nicht für unmöglich, alle Hinderniſse zu beseitigen, welche ihn zeither vom Hofe entfernet hatten, und ihn an die Spitze einer Unterhandlung zu stellen, deren glücklicher Erfolg ihn mit Ruhme bedecken, und der Kirche und dem Staate den Frieden zusichern muſste. Sie verfielen daher darauf, ihm erst seine Gesinnungen abzufragen, ehe sie entscheidendere Schritte wagen wollten. Auf diesen Antrag, der für ein tugendhaftes Herz so verführend, und für die Eigenliebe eines Mannes,

den

den die Begierde, eine grofse, ehrenvolle Rolle zu spielen, hätte blenden können, so schmeichelhaft war, begnügte sich F., folgende einfache und bescheidene Antwort zu ertheilen: „Ich gebe zu, dafs ein Mann, der sich gerne in Geschäfte mischet, sehr leicht die Vorschläge genehmigen würde, die Sie mir so dringend machen; aber ich denke nicht so gar günstig von mir, dafs ich mir zu hoffen getraute, den Frieden in der Kirche herzustellen, was ich doch nach Ihrer Meinung unternehmen soll; ich habe nicht Lust, die grofse Rolle zu spielen, welche Sie mir übertragen wollen; der Hr. Cardinal von Noailles mufs den Kirchenfrieden herstellen; ich weifs von keinen Geheimnifsen, aber ich getraue es mir zu behaupten, dafs er ihn herstellen wird, wenn er nur ernstlich will; er hat ihn noch ganz in seiner Gewalt; ich wünsche ihm diesen Ruhm und dieses Verdienst vor Gott und der Welt, und zufrieden würde ich sterben, wenn ich vorher ihn dieses grofse Werk hätte vollenden gesehen."

Es ist schwer zu glauben, dafs es F. würde gelungen seyn, von dem Cardinal von Noailles das zu erhalten, was er Ludwigen XIV., der Fr. v. Maintenon, und seiner ganzen, von ihm so zärtlich geliebten Familie abgeschlagen hatte. Man weis ohnehin, welch grofse Abneigung er gegen F. seit geraumer Zeit gefafst hatte, eine Abneigung, welche durch die letztern Ereignifse beynahe bis zur Erbit-

bitterung gestiegen war. Diese Sache war also nicht sowohl ein fest entworfener Plan, oder ein Anfang von Unterhandlung, als vielmehr ein Wunsch von gutdenkenden Männern, den Liebe zum Frieden und zur Religion ihnen eingegeben hatte. Eben so wenig Wahrscheinlichkeit hat es, dafs der Hof mit diesem Antrage geheim einverstanden war; in Bezug auf Kirchenangelegenheiten hatte damahls die Fr. v. Maintenon ihr ganzes Vertrauen dem Bischofe von Meaux, nachherigem Cardinale von Bissy geschenket, und man darf daran zweifeln, wie wir es schon gesagt haben, ob wohl dieser gerne die Dazwischenkunft eines Collegen würde gesehen haben, defsen Glanz und hoher Ruf ihn bey seinem erst beginnenden Glücke in Schatten hätte stellen können. Zwar machte der Cardinal von Bissy kein Geheimnifs aus seiner grofsen Hochachtung für F., und nahm sogar oft seine Zuflucht zu defsen Einsichten, wie dieses die vielen Briefe, die sie miteinander wechselten, und von denen wir die Originale besitzen, hinlänglich beweisen; aber man darf immer vermuthen, ohne eben boshaft zu seyn, dafs er weit lieber F. in Cambrai schriftlich zu Rathe zog, als dafs er ihn zu Versailles an der Spitze der kirchlichen Angelegenheiten gesehen hätte.

Er hatte übrigens gar keines Kunstgriffes nöthig, um einen so angesehenen Nebenbuhler zu entfernen, er durfte nur Ludwig XIV. und die Fr. v. Maintenon ihrer natürlichen Stimmung überlafsen;

sie blieb noch immer so ungünstig für F., als sie es zur Zeit war, wo die quietistischen Händel die Fr. v. Maintenon erbittert, und der *Telemach* Ludwig XIV. gegen ihn aufgebracht hatten.

Wahr ist es, man wagte es in der letzteren Zeit, hie und da den Namen Fenelon vor diesem Monarchen auszusprechen, ohne daſs man dabey auf seinem Gesichte jene Züge von tiefem Unwillen wieder gewahr ward, welche Anfangs bey der blosen Nennung jenes Namens sichtbar wurden; aber nie konnte man ihm ein einziges Wort abgewinnen, aus welchem man auf eine Rückkehr von Gewogenheit, oder nur auf die leiseste Begierde, ihn um sich zu sehen, hätte schlieſsen können. Man hat es zwar in einigen gedruckten Aufsätzen, ja sogar in Lebensbeschreibungen von F. angemerket, daſs Ludwig XIV. bey der Nachricht von seinem Tode mit einem Gefühle von Bedauerniſs ausgerufen habe: „*Er entgeht uns gerade, wo wir seiner nöthig haben.*“ Allein in allen Briefen und Papieren, die wir in Händen haben, und die sich auf diese Epoche beziehen, kömmt nicht das geringste vor, was die Wahrheit dieser Anecdote bekräftiget. Uebrigens konnte er auch durch diesen Ausdruck, der ziemlich unbestimmt und allgemein ist, nicht mehr haben sagen wollen, als daſs er den Verlust eines Bischofes bedaure, welcher der Religion durch seine Schriften so nützliche Dienste leistete, ohne die wirkliche Absicht an Tag zu legen, daſs er ihn

an

an den Hof zurück rufen, und ihm einen ausgezeichneten Einfluſs in die Kirchenangelegenheiten verstatten wollte. Unsere Papiere liefern uns im Gegentheile einen neuen Beweis von der festen Abneigung Ludwigs XIV. und der Fr. v. Maintenon, ihn nur nach Paris kommen zu laſsen.

Die Frau von Chevry, eine Nichte Fenelons, welche er zärtlich liebte, fiel im Jahre 1713 in eine gefährliche Krankheit; man hielt, ohne sein Vorwiſsen, bey dem Minister darum an, er möchte doch von der Gnade des Königes die Erlaubniſs erwirken, daſs der Oheim seiner geliebten Nichte in einer so betrübten Lage einen Besuch machen dürfe; man glaubte um so mehr einen guten Erfolg sich versprechen zu dürfen, weil es hier nur auf eine sehr kurze Reise nach Paris ankam, und Fenelons Feinde nicht das geringste von seinem Credite und Uebergewichte bey dem Hrn Herzoge von Burgund zu besorgen hatten, indem dieser Prinz schon todt war. Man weis nicht, wie weit die ersten Anträge eingeleitet waren, aber gewiſs ist es, daſs sie sehr strenge zurück gewiesen wurden, so, daſs der Eifer desjenigen, der sie gewagt hatte, gänzlich niedergeschlagen wurde. Dieſs erhellet aus einem Briefe, den F. an den Minister zu schreiben für nöthig gefunden hat, um darin einen unbescheidenen Schritt, an welchem er keinen Theil hatte, zu miſsbilligen. Man sieht sogar, daſs es seine Freunde nicht waren, die diesen Schritt thaten;

ten; diese waren mit seiner Denkart, vielleicht auch mit den unübersteiglichen Hindernissen, die seiner Rückkehr an den Hof im Wege lagen, zu sehr bekannt, als dass sie sich ein Gesuch hätten erlauben sollen, das sich weder mit den Grundsätzen F., noch mit jener Würde, welche er stets bey seiner Ungnade zu behaupten wusste, vertrug. Hier ist der Brief F. an den Hrn Kriegsminister Voisin vom 4. August 1713. (Manuscript.)

„Monsieur! So eben erfahre ich, dass eine *unbekannte Person* vor einigen Monathen Sie schriftlich ersuchet hat, Sie möchten mit dem Könige darüber sprechen, dass *ich zu meiner damahls sehr kranken Nichte nach Paris auf einen Besuch reisen dürfte.* Ich sehe sehr wohl ein, dass man mir vielleicht auf mein Wort nicht glauben wird, wenn ich sage, dass ich von diesem Bittgesuche gar nichts wusste, und dass ich es zu verhindern gesucht haben würde, wenn ich Nachricht davon gehabt hätte. Man kann sogar denken, ich missbillige es jetzt blos deswegen, weil es misslungen sey. Ich füge mich in alles, was man immer von mir denken mag: aber, Gott weis, wie weit ich von allen solchen Schleichwegen entfernt bin. Noch mehr; ich getraue mir zu sagen, dass mein ganzer Wandel sich mit solchen unbescheidenen Zudringlichkeiten nicht verträgt; ich weis, Gott sey Dank, ruhig und still fortzuleben, ohne auf einen so übel berechneten Versuch zu verfallen.

Was

Was den lebhaften Dank für die Gnaden des Königs, die tiefe ihm gebührende Ehrfurcht, die unverletzliche Anhänglichkeit an Seine Person, und den glühenden Eifer für Seinen Dienst betrifft, so ist Niemand in der Welt, der mich hierin übertreffen wird; Niemand kann aber auch von aller Unruhe und allen weltlichen Ansprüchen so entfernet seyn, wie ich. Ich bethe alle Tage zu Gott für das kostbare Leben seiner Majestät; mit Freuden würde ich mein eignes Leben aufopfern, um die Tage des Königes zu verlängern. Wozu würde ich mich nicht verstehen, um ihm zu gefallen? Aber ich habe weder Absicht noch Lust, um wieder der groſsen Welt mich zu nähern; ich denke nur darauf, mich zum Tode zu bereiten, indem ich mich bestrebe, den Ueberrest meines Lebens, dem Amte gemäſs, das ich bekleide, zum Nutzen der Kirche zu verwenden. Uebrigens, Monsieur, wenn ich mir die Freyheit nehme, Ihnen alles dieses zu sagen, so geschieht es nicht in der Hoffnung, daſs Sie vielleicht die Güte haben könnten, davon zu Gunsten Meiner Gebrauch am Hofe zu machen. Sie können alles unterdrücken, wenn Sie es für gut finden; ich verlange nichts so sehr in der Welt, als alle meine Pflichten gegen Seine Majestät mit dem unermüdlichsten Eifer zu erfüllen. So war ich von jeher gesinnt, aber ich war es nicht aus irgend einem menschlichen Interesse; die ehemahligen Wohlthaten, mit welchen ich überhäuft worden bin, sind

mir

mir schon dazu hinreichend, und ich suche für die Zukunft keine neuen Gnaden, die mir schmeichelhaft seyn könnten. Ich bin mit der aufrichtigsten Ergebenheit — —

§. 5. *Fenelon geht um mit dem Gedanken, um einen Coadjutor anzuhalten.*

F. hatte allen Regungen des profanen Ehrgeizes, und allen Gedanken, sich wieder in die stäten Unruhen und Intriguen des Hofes zu stürzen, so sehr entsagt, daſs er damahls blos damit umging, sich beynahe gänzlich von der Welt und den Geschäften zu trennen. Seine Gesundheit nahm sichtbar ab, und er hatte nicht mehr Kräfte genug, um die unerläſslichsten Pflichten zu erfüllen. Er schrieb dem Abbé von Beaumont am 26. November 1714:

„Die unzähligen Firmungen und die unausgesetzten Visitationen der Pfarreyen meiner Diöcese kosten mir noch mein Leben.“ Dieſs brachte ihn auf den Gedanken, um einen Coadjutor anzuhalten, der ihm bey den mühesamsten Verrichtungen Erleichterung verschaffen könne: „Aber er wollte lieber seine Stelle ganz abtreten, ehe er sich einen Coadjutor geben laſsen wollte, den er nicht durchaus kennte, und den er nicht vorher unter seinen Augen eine geraume Zeit hätte arbeiten laſsen, um ihn vollkommen zu prüfen: dieſs ist eine schwere Probe, setzte er hinzu, die vielleicht den völli-

gen

gen Abschlufs etwas weit hinausschieben dürfte. Was meine gänzliche Abtretung betrifft, so erlauben die stürmischen Zeiten, in denen wir uns befinden, mir eine solche nicht; und die Unruhen, von denen wir noch bedrohet werden, könnten mich noch mehr davon zurück halten; man sollte sich nach den Namen und Eigenschaften derjenigen erkundigen, auf welche man vielleicht der Coadjutorsstelle wegen ein Auge werfen könnte."

Die Erkundigungen, welche er theils selbst eingezogen, theils von andern mit der gröfsten Gewifsenhaftigkeit hatte einziehen lafsen, hatten ihn beynahe dahin gebracht, dafs er sich in seiner Wahl für den jungen Abbé von Tavanes entschied, der hernach Bischof zu Chalons an der Marne, Erzbischof zu Rouen und Cardinal geworden ist. Der Name, den dieser Abbé führte, die Eigenschaften, die er von sich blicken liefs, die Klugheit, die er sein ganzes Leben hindurch in allen grofsen Stellen, zu welchen er erhoben wurde, stets zeigte, waren einem so bedeutenden Bisthume, wie es Cambrai ist, wirklich angemefsen, und konnten ihn zu einem würdigen Nachfolger F. machen. Dieser wufste indefsen jeden seiner Schritte so geheim zu halten, dafs der Abbé von Tavanes von dem für ihn so ehrenvollen Wunsche nicht eher etwas erfuhr, als bis der Marquis von Fenelon (im J. 1734.) eine kurze Beschreibung des Lebens von seinem Oheim herausgegeben hatte.

§. 6. *Fenelon verliert in kurzer Zeit alle seine Freunde.*

Aber die Vorsehung hatte beschloſsen, daſs F. weder das Ende der kirchlichen Unruhen, noch den Anfang einer Regierung erleben sollte, unter welcher seine Grundsätze, sein Charakter, seine Tugenden und seine Sitten auf die gewaltsamste Weise gegen die Maximen angestoſsen hätten, welche herrschend zu werden begannen. Vielleicht lag es auch in der Einrichtung der Natur, daſs ein Mann, der ganz für die Freundschaft lebte, alle die Freunde, welche das Glück und den Trost seines Lebens ausmachten, nicht lange mehr zu überleben im Stande war. In dem kurzen Zeitraum von einigen Jahren hatte er den Tod seiner liebsten Freunde zu beweinen. Der erste Schlag, der sein Herz traf, war der Verlust des Abbé Langeron; *) sie hatten nebeneinander die glücklichen und friedlichen Tage ihrer ersten Jugend verlebet; Eifer für die Religion und Liebe zum Studieren hatte sie in reifern Jahren zu gleichen Arbeiten vereinet. Nachdem sie miteinander zur Erziehung des Herzogs von Burgund an den Hof gerufen waren, so war es ihnen gelungen, diesen jungen Prinzen mit allen den Tugenden zu schmücken, welche ihm die Natur versagt zu haben schien, und sie richteten

sein

*) Er starb den 10. Nov. 1710.

sein feuriges Genie auf jene Gattung von Kenntnissen, welche ihn zu einem vollendeten Könige ausbilden mufsten. F. und der Abbé Langeron hatten in dem Herzen ihres jungen Zöglings die süfseste Belohnung für ihre Anstrengungen gefunden. Nach dem Hrn von Beauvilliers und Fenelon war es der Abbé Langeron, den der Herzog von Burgund unter allen seinen Lehrern am zärtlichsten liebte; in die Ungnade F. verwickelt, folgte er diesem an sein Verbannungsort, und theilte mit ihm gänzlich sein Loos; nie sehnte er sich mehr nach einem etwas undankbaren Hofe zurück, nie stiefs er aber auch über die Ungerechtigkeit desselben Klagen und Seufzer aus; so wie zu Versailles, so lebte er auch zu Cambrai für und mit Fenelon; nichts mangelte seinem Herzen; glücklicher als F. hatte er den Schmerz nicht, ihn zu überleben, und doch den Trost, in seinen Armen zu sterben.

Blos die Religion konnte dem Herzen F. bey einem so grausamen Verluste Linderung verschaffen; das Gefühl seiner religiösen Traurigkeit drückte er in seinem Briefe an eine Freundinn des Abbé von Langeron aus: „Nein, Madame, so stark bin ich nicht, als Sie von mir glauben; der unersetzliche Verlust, den ich erlitten habe, hat mich so heftig angegriffen, dafs ich mein Herz für sehr schwach halten mufs. Gegenwärtig ist meine Einbildungskraft etwas ruhiger, ich empfinde nur noch Traurigkeit und eine Art von innerer Sehnsucht;

aber diese Linderung demüthigt mich eben so sehr, als der Schmerz; alles, was ich in diesem zweyfachen Zustande empfunden habe, ist nur Einbildung und Eigenliebe. Ich gestehe es Ihnen, daſs ich mich selbst beweinte, als ich meinen Freund beweinte, weil er mir süſse Labung in meinem Leben war, und ich nun ihren Mangel alle Augenblicke empfinde; ich tröste mich, so wie ich mich betrübte, weil der Schmerz endlich ermattet, und Linderung Bedürfniſs wird. Ein so unvorgesehener Schlag hatte sich der Einbildungskraft bemächtiget, und sie verwirret, aber sie gewöhnt sich endlich daran, und wird wieder ruhig. Ach, alles ist eitel und nichtig an uns, nur das Absterben seiner selbst nicht, welches die Gnade in uns wirket. Uebrigens sah dieser theure Freund auf dem Todesbette seinem Ende so einfach und ruhig entgegen, daſs Sie davon innigst würden gerührt worden seyn; selbst da, wo er ein wenig irre wurde, drückten seine Gedanken Glauben, Gelehrigkeit, Geduld, gänzliche Hingebung an Gott aus. Ich habe noch nichts auferbäulicheres und liebenswürdigeres gesehen; ich erzähle Ihnen alles dieses, um, wenn ich Ihnen meine Traurigkeit schildere, Sie auch an jene *Freude des Glaubens* zu erinnern, von welcher der h. Augustin redet, und welche mich Gott bey dieser Gelegenheit hat empfinden lassen. Gott hat nach seinem Willen gehandelt, er hat das Beste meines Freundes meinem Troste vorgezogen; ich würde

mich

mich gegen Gott und selbst gegen meinen Freund verfehlen, wenn ich nicht wollte, was Gott gewollt hat; in meinem lebhaftesten Schmerzen habe ich ihm den aufgeopfert, welchen ich zu verlieren fürchtete.“

Ungeachtet dieser religiösen Ergebung rief doch die Natur in F. Herz das Andenken an einen so geliebten Freund immer zurück: seine ihm noch übrigen Freunde sahen oft unfreywillige Thränen in seinem Auge stehen, wenn der Name Langeron eben von ihm ausgesprochen wurde, oder wenn Umstände, die nur zu oft sich ergaben, das Bild eines so zärtlichen und treuen Freundes ihn vor die Seele führten.

Seine Thränen über das Ableben des Abbé von Langeron waren noch nicht getrocknet, als fünfzehen Monathe darauf er den Tod des Herzogs von Burgund zu beweinen hatte. An ihm verlor er freylich keinen Freund, deſsen Umgang er täglich und stündlich genoſsen hatte, aber er war das Kind seiner Sorgen und Zärtlichkeit, er war das vollendeteste Meisterstück, welches Menschenhände, geleitet von Tugend und Genie, noch je für die Erde gebildet hatten; er war das Ziel aller Wünsche und Hoffnungen Fenelons; auf ihm beruhte das Glück mehrerer Generationen, auf ihm das Schicksal Frankreichs, und vielleicht auch jenes einer erlauchten Familie, die nun für immer in das Grab stürzte; bey diesem schrecklichen Schlage *riſsen alle Bande*

Ee-

Fenelons, und er fühlte, dafs die Erde für ihn nichts anziehendes mehr habe.

Noch hatte er zwey sehr theure Freunde: sie waren zwar seit vielen Jahren von ihm getrennet, aber sie blieben ihm unvergefslich, und sein Herz hing an ihnen durch jene zarten Bande, welche Geschmack und wechselseitige Hochachtung geschlungen, die Religion aber noch weit stärker und dauerhafter befestiget hatte, als alle menschlichen Neigungen.

Wir haben schon so oft von dem Herzoge von Chevreuse und von seinen innigsten Verhältnifsen zu Fenelon gesprochen, dafs man sich leicht vorstellen kann, wie sehr dieser durch den Verlust eines ihm so unersetzlichen Freundes mufste niedergeschlagen werden; Geist, Einsichten, ausgebreitete Kenntnifse aller Art, die gewifsenhafteste Rechtschaffenheit, eine jede Probe aushaltende Treue, eine nie zu ermüdende Thätigkeit, eine ausharrende Geduld, ein gränzenloses Zutrauen, alles dieses wirkte zusammen, um aus dem Herzoge von Chevreuse einen nie genug zu schätzenden Freund zu machen. Fenelon war ihm Freund, Vater, Rathgeber, Orakel; er hatte keine Empfindung, keinen Gedanken, keinen leisen Wunsch, den er ihm nicht anvertraute, er zog ihn über seine häuslichen, wie über die öffentlichen Angelegenheiten, über die Verhältnifse des geselligen Umganges, so wie über die Religionsstreitigkeiten zu Rathe; er führte mit F. einen

un-

ununterbrochenen Briefwechsel, und war ihm unentbehrlich dazu geworden, um vermittelst seiner sich mit dem Herzoge von Burgund und dem Hrn v. Beauvilliers sicher unterhalten zu können. Aus den Stellen, welche wir aus politischen und kirchlichen Denkschriften angeführt haben, kann man den weiten Umfang dieses freundschaftlichen Zutrauens, und die wichtigen Gegenstände, auf welche es sich erstreckte, kennen lernen. Der Herzog von Chevreuse überlebte den Hrn Herzog von Burgund nur neun Monathe; er starb den 5. November 1712.

Einige Wochen nach dem Tode des Herzoges von Chevreuse, den 6. December 1712 chrieb F. an den Hrn v. Beauvilliers: „Mein Herz leidet unaufhörlich seit dem unersetzlichen Verlust des Herzogs von Burgund, und der Tod des lieben Vormünders des Herzogs von Chevreuse, hat alle seine Wunden wieder aufgeritzet. Gott sey gepriesen! Bethen wir seine unerforschlichen Rathschlüſse an: ich werde sterben, wie ich gelebt habe, indem ich immer mit dem unbegränztesten Dank und Eifer Ihnen ergeben seyn werde.“

Vergeblich bemühte sich F., sich unter der schweren Last, die auf sein wundes Herz drückte, wieder aufzurichten. Durch die strengen Fügungen der Vorsehung löseten sich allmählig alle Bande auf, die ihn noch an die Erde hefteten; zuweilen stieg sogar der Wunsch in ihm auf, daſs Gott,

der

der selbst bey seiner Strenge noch voll Erbarmung ist, alle seine tugendhaften Freunde zu gleicher Zeit zu sich rufen möchte.

In solchen traurigen Augenblicken, wo sein ganzer Muth den nur zu rechtmäſsigen Aufwallungen der Natur erlag, schrieb er: „Die wahren Freunde verursachen uns unsern gröſsten Schmerzen, und gröſsten Kummer; fast sollte man wünschen, daſs alle guten Freunde aufeinander warten möchten, um zugleich an dem nämlichen Tage zu sterben. Nur Menschen, welche nichts von Liebe wiſsen, könnten vielleicht mit trocknen Augen und kaltem Herzen das ganze menschliche Geschlecht zu Grabe tragen sehen; *sie verdienen nicht zu leben.* Es kömmt allerdings theuer zu stehen, empfindsam für Freundschaft zu seyn; allein diejenigen, die es sind, würden sich schämen, wenn sie es nicht wären; *sie wollen lieber leiden, als fühllos seyn.*

Nur die tröstlichen Gedanken, welche uns die Religion darbiethet, um die Leiden des Lebens zu versüſsen, verschafften Fenelonen wahre Stärke. Dieſs schrieb er der Herzoginn von Chevreuse, die untröstlich über den Tod eines Gemahls war, von deſsen Seite sie sich während ihrer langen und achtungswürdigen Ehe keinen einzigen Tag getrennet hatte; „Vereinigen wir uns im Geiste mit dem, den wir betrauern, er ist nicht ferne von uns, wenn er uns gleich unsichtbar ist; er sieht uns, liebt uns, und ist von unserer Noth gerührt. Glück-

lich

lich im Hafen angelangt, bethet er für uns wegen des Schiffbruches, dem wir noch ausgesetzet sind; er ruft uns leise zu: eilet, dafs ihr zu uns kommet. Die reinen Geister sehen, hören und lieben stets ihre wahren Freunde in ihrem gemeinschaftlichen Mittelpuncte, ihre Freundschaft ist unsterblich, wie die Quelle derselben. *Die Ungläubigen lieben nur sich selbst; sie sollten voller Verzweiflung darüber seyn, dafs sie ihre Freunde auf ewig verlieren*; aber die auf Gott sich gründende Freundschaft wandelt den sichtbaren Verein in einen Verein des reinen Glaubens um; sie weinet, aber weinend tröstet sie sich durch die Hoffnung, ihre Freunde wieder in dem Lande der Wahrheit und in dem Schoose der Liebe selbst anzutreffen."

Der letzte Freund, der noch lebte, war derjenige, welcher durch seinen Namen, seinen Rang, seine Würden, Tugenden, und seinen hohen Ruf über das Leben F. so viel Zufriedenheit verbreitet hatte; es war derjenige, der ihm die Bahn zur Ehre, zum Ruhme, und, gerne sagten wir auch, zum *Glücke* geöffnet hatte, wenn *Glück* für zwey Männer, wie Beauvilliers und Fenelon waren, viel anziehendes gehabt hätte; es war derjenige, defsen feste und muthvolle Freundschaft allen Stürmen des Hofes getrotzet, und sogar der Freundschaft Ludwigs XIV. widerstanden hatte, um seinem unglücklichen und geächteten Fenelon treu zu bleiben. Durch gleiche Gesinnungen einer aufgeklärten

ten Religion und einer zärtlichen nnd gemüthlichen Frömmigkeit dergleichen Geschmack an allen Tugenden, und durch die sanfteste Uebereinstimmung ihres Charakters, ihrer Sitten und Grundsätze lebten sie bis zum Tode innigst miteinander vereinigt. Nichts konnte ihre gegenseitige Achtung und ihr Zutrauen stören; von seinem Verbannungsorte aus war der Erzbischof von Cambrai stets der Führer und der Rathgeber des Herzoges von Beauvilliers.

Das letztemahl sah F. seinen tugendhaften Freund an dem Tage, wo er die Weisung erhielt, den Hof zu verlaſsen; acht Jahre hatten sie beysammengelebt, und siebenzehn Jahre waren sie voneinander getrennet. Die letzten Lebensjahre des Hrn v. Beauvilliers waren für ihn äuſserst traurig. Im J. 1705 verlor er innerhalb acht Tagen seine zwey einzigen ihm noch übrigen Söhne; im J. 1712 sah er den Herzog von Burgund seinen Zögling sterben, der ihm alle Ehrfurcht und Ergebenheit eines Sohnes, und das Zutrauen des zärtlichsten und dankbarsten Freundes bewies, und am Ende des nämlichen Jahres 1712 raubte ihm der Tod seinen Schwager, den Herzog von Chevreuse, dem er mit einer an Höfen beyspiellosen Neigung zugethan war, und deſsen steter Umgang ihm alle Tage seines Lebens versüſste. Fenelon allein war ihm noch übrig geblieben, aber er hatte den Trost nicht, einen ihm so theuren Freund zu umarmen, und die

Lei-

Leiden seiner Seele in dessen Brust auszugiessen. Zu verwundern war es also nicht, wenn durch so unersetzliche und so schnell auf einander folgende Verluste seine ohnehin schwache und zärtliche Gesundheit vollends untergraben wurde.

Fenelon hatte nur zu genaue Nachrichten von der Lebensgefahr eines Freundes, der seinem Herzen Alles geworden war, seitdem der Tod alles übrige, was ihm noch theuer war, zertrümmert hatte. Aus zärtlichster Besorgniss für ihn empfahl er die möglichste Schonung und Vorsicht, er schrieb ihm:

„Ich beschwöre Sie, mein lieber Herzog, schonen Sie Ihre schwächliche Gesundheit; Sie haben für Ihren Geist Ruhe und Aufmunterung, und für den Körper reine Luft und Bewegung nöthig. Entzücken würde es mich, wenn ich die Nachricht erhielte, dass Sie bey der schönen Witterung zuweilen einen Spazierritt nach Vaucresson machten! Ich hoffe, dass die gute Herzoginn in Sie dringen wird, dieses zu thun; nichts ist nützlicher für Sie; was gäbe ich nicht darum, um Sie länger zu erhalten?"

Aber F. konnte seiner traurigen Ahndungen nicht loswerden; er liess sie sogar in jenen Briefen merken, in welchen er den Hrn v. Beauvilliers nicht nennet. „*Ich lebe nur noch der Freundschaft*, schrieb er dem Abbé von Beaumont; und *die Freundschaft wird endlich mein Tod seyn*; ich fühle, wie sehr ich Sie liebe, und gerade dieses macht mir nur

mehr

mehr Unruhe, denn Gott nimmt mir die Personen, die ich am meisten liebe; ich muſs sie wohl auf eine üble Weise lieben, weil Gott aus Barmherzigkeit oder aus Eifersucht es so füget, daſs ich sie verliere.“

Fenelons Besorgniſse waren nur zu sehr gegründet. Die häuslichen Unfälle, der so schnelle und unvorgesehene Tod des Herzoges von Burgund, der Gedanke an die Unordnungen und Verwirrungen, welche nach dem Tode Ludwigs XIV. ausbrechen muſsten, zogen dem Hrn v. Beauvilliers eine Abzehrung zu, welcher er endlich den 31. August 1714 in seinem 66ten Lebensjahre erlag, und F. überlebte ihn nur vier Monathe. In weniger als drey Jahren verlor sich also von der Erde dieser in seiner Art beynahe einzige Verein von tugendhaften Männern, dem ein religiöser Charakter etwas geheiligtes und erhabenes gab.

Des Hrn v. Beauvilliers Tod war der letzte Schlag, der die zu empfindsame Seele F. vollends zu Boden warf.

Schwächlich von Natur konnte er dem Eindrucke eines so schmerzhaften Verlustes nicht mehr widerstehen; bey diesen trauervollen Ereigniſsen sah er Nichts, und wollte Nichts anders sehen, als die Fügungen der Vorsehung, die ihm alles, was ihn noch an die Erde feſselte, wegnähme, und so den Wink gäbe, alle seine Gedanken auf die Ewigkeit zu kehren.

Er

Er raffte die ihm noch übrige Kraft zusammen, um die betrübte Pflicht der Freundschaft gegen die Fr. v. Beauvilliers zu erfüllen. Aber vergeblich bestrebte er sich, ihr einen Muth einzuflöſsen, den er selbst nicht mehr hatte; ein geheimes Vorgefühl, daſs er seinem Freunde bald ins Grab folgen werde, ist nur zu sichtbar in den Trostgründen, durch welche er ihr ihren Schmerz zu versüſsen suchte.

Sicher konnte sich die Religion an die Dame v. Beauvilliers keiner rührerndern Stimme bedienen, als jener des zärtlichsten Freundes von ihrem verstorbenen Gemahle, des Freundes, der dreyſsig Jahre lang sein Führer, sein Rathgeber, sein Lehrer auf dem Wege des Heils war. Wie hätte diese Dame, welche mit so vertrauensvoller Hingebung alle Verehrung und religiöse Folgsamkeit ihres Gemahles für F. getheilet hatte, nicht in diesen Briefen die Stimme des Mannes erkennen sollen, auf welchen sie, wie auf den Ausleger der Fügungen und Absichten des Himmels, zu hören so lange Zeit gewohnt war! Fenelon fodert sie auf, in einem Briefe von 16. November 1714. „Ihr Auge zu dem zu erheben, welcher allein die Aufwallungen der trostlosen Natur stillen könne, in welchem wir alles wieder finden, was wir verloren haben, der es uns durch den Glauben und die Liebe wieder vergegenwärtige, der uns zu verstehen gebe, daſs wir bald denjenigen folgen werden, die vor uns hingegan-

gangen sind; der unsere Thränen mit seiner eignen Hand trockne."

In einem andern Briefe an sie vom 5. December 1714. sagt er: „Möge Gott, Madame, Ihrem verwundeten Herzen Trost eingiefsen! Die Wunde ist schrecklich, aber die Hand des Trösters ist allmächtig. Nein, nur die Sinne, nur die Einbildungskraft haben ihren Gegenstand verloren; derjenige, den unser Auge nicht mehr sehen kann, ist mehr als je bey uns; wir finden ihn unaufhörlich in unserm gemeinschaftlichen Mittelpuncte; da sieht er uns, da springt er uns wahrhaft bey, da kennt er unsere Gebrechlichkeiten weit befser, weil er selbst keine mehr hat, da bittet er um die zu unserer Heilung nothwendigen Hilfsmittel. Ich wenigstens, der ich ihn seit so vielen Jahren nicht mehr gesehen habe, spreche mit ihm, öffne ihm mein Herz, glaube, ihn vor Gott zu erblicken, und kann, so bitter ich ihn auch beweint habe, nicht glauben, dafs ich ihn verloren habe. O welch eine Wirklichkeit hat eine solche innige Vereinigung!"

Doch wie tief mufste diese Dame gerühret werden beim Empfange des letzten Briefes, den F. vielleicht geschrieben hat, in welchem sie folgende merkwürdige Worte las, die seinen nahen Tod ankündigten: „*Bald werden wir alles wieder finden, was wir nicht können verloren haben; täglich nähern wir uns demselben mit grofsen Schritten; noch eine kleine Weile, und dann werden wir nichts mehr zu be-*

beweinen haben." Drey Tage nach dem Datum dieses Briefes den ersten Jäner 1715 ward F. krank und starb.

§. 7. *Fenelon wird krank und stirbt.*

Noch müſsen wir ihn bey diesem letzten Auftritte seines Lebens betrachten. Ein Augenzeuge hat uns denselben umständlich, und mit aller der Treue und der religiösen Ehrfurcht gezeichnet, die man dem Andenken groſser Männer schuldig ist.

Der Kummer, der seit dem Tode des Hrn v. Beauvilliers an dem Herzen F. nagte, konnte nicht einen Augenblick die ihm als Bischofe obliegende Thätigkeit unterbrechen.

„Wenige Wochen vor seiner Krankheit, (sagt Saint-Simon in seiner Denkschrift,) nahm er eine kurze bischöfliche Visitation vor. Auf der Reise stürzte der Wagen an einer gefährlichen Stelle um; Niemand wurde verwundet, aber er fühlte sogleich die ganze Gefahr. Seiner schwächlichen Beschaffenheit hatte sich die ganze Erschütterung dieses Zufalles mitgetheilet; schon unpäſslich langte er in Cambrai an, ein Fieber kam dazu, und er sah, daſs seine Stunde gekommen sey. Mag es aus Ueberdruſs der Welt, die mit ihrer Figur vorübergeht, und ihn so unabläſsig getäuscht hatte, oder mag es vielmehr aus wahrer Frömmigkeit geschehen seyn, welche er durch lange Uebung bey sich genähret,

und

und durch den betrübten Hinblick auf alle seine verlornen Freunde noch mehr belebet hatte; er schien fühllos für alles, was er verliefs, und einzig mit dem beschäftigt zu seyn, was er bald finden würde; und alles dieses mit so vieler Ruhe und innerem Frieden, dafs nicht die geringste Verwirrung, sondern blos der Geist der Bufse und der gänzlichen Losreifsung, und der einzige Wunsch für das geistliche Wohl seiner Diöcese, endlich ein Vertrauen sichtbar ward, welches höher bey ihm stand, als Furcht und Demuth."

So ist der Eindruck beschaffen, den F. Tod allgemein in Paris und am Hofe zurückliefs. Der Hr. v. Saint-Simon, wenn er diesen Eindruck schildert, drückt nur die Meinung der Welt aus, aber der Augenzeuge, von dem wir oben Meldung thaten, läfst sich in einzelne Umstände ein, welche für jeden Freund der Religion, und für das Andenken F. weit schätzbarer sind.

Am Abende des 1. Jäners 1715. wurde F. von der Krankheit befallen, an welcher er starb. „Diese Krankheit, die unter sehr heftigen Schmerzen nur sechs und einen halben Tag lang dauerte, bestand in einem anhaltenden Fieber, defsen Grund man nicht kannte. Während dieser sechs vollen Tage wollte er mit nichts anderem unterhalten seyn, als mit dem Vorlesen der h. Schrift. In den erstern Tagen gab man nur von Zeit zu Zeit seinen dringenden Bitten nach; man besorgte, die grofse

An-

Anstrengung, mit der er diesem Lesen zuhörte, möchte der Wirkung der Arzneymittel schaden, und die Krankheit verschlimmern; man las ihm Anfangs nur das Buch Tobias, und zwar wenig auf einmahl; gelegenheitlich mischte man einige Texte mit ein über die Hinfälligkeit der vergänglichen Güter, und über die Aussicht auf jene, die ewig dauern. Wir lasen ihm öfters die letzten Verse aus dem 4ten Abschnitte, und die neun erstern des 5ten Abschnittes aus dem zweyten Briefe des h. Paulus an die Corinther vor; er schien davon entzücket zu seyn. *Wiederhohlen Sie diese Stelle noch einmahl*, sagte er mir bey zwey Gelegenheiten. In den Zwischenstunden sprach man mit ihm von einigen dringenden Ausfertigungen für die Angelegenheiten seiner Diöcese, und er unterzeichnete sie. Man fragte ihn, ob er nichts an seinem Testamente (das vom J. 1705. war) zu ändern habe, und er machte ein Codicill, in welchem er den Abbé Fenelon statt des Abbé von Langeron bestimmte, welchen letzteren er vorher zu seinem Testamentar ernennet hatte. Ich fragte ihn besonders, was er noch wegen der zwey Werke, die er drucken ließs, zu verfügen habe. *)

In den zwey letzteren Tagen und Nächten seiner Krankheit bath er uns inständig, wir möchten ihm

*) Sein Pastoralunterricht über die Controversen der Zeit in Gesprächsform.

ihm solche Texte aus der h. Schrift lesen, die zu seiner dermahligen Lage die passendsten wären. *Noch einmahl, noch einmahl*, sagte er von Zeit zu Zeit, *diese göttlichen Worte*! Er sprach sie uns nach, so lange es ihm seine Kräfte erlaubten; man konnte es an seinen Augen und Gesichtszügen bemerken, dass er sich mit Inbrunst in alle Empfindungen von Glauben, Hoffnung, Liebe, Ergebung, Vereinigung mit Gott, Gleichförmigkeit mit Jesus Christus versetzte, welche in diesen Texten sich ausdrückten; er liess uns öfters die Worte wiederhohlen, welche die Kirche auf den h. Martinus angewendet hat, und die sie diesem grossen Bischofe der gallicanischen Kirche in den Mund legt: „*Herr, sollte ich deinem Volke noch nothwendig seyn, so weigere ich mich der Arbeit nicht; es geschehe dein heiliger Wille. O des über alles Lob erhobenen Mannes! der Arbeit unterlag er nicht; noch konnte ihn der Tod besiegen; er fürchtete sich nicht zu sterben, und weigerte sich nicht, zu leben.* Ich ergriff diese Gelegenheit, um ihm, wie die Jünger des h. Martinus, im Vertrauen die Frage vorzutragen: *aber warum verlassen Sie uns dann? In welche Hände werden wir Verlassene fallen? Vielleicht werden reissende Wölfe Ihre Heerde anfallen.* — Er antwortete nur mit Seufzern."

„Ob er gleich erst am Vorabende vor Weihnachten gebeichtet hatte, um zur Mitternachtsstunde das h. Messopfer zu verrichten, so beichtete er doch

doch neuerdings am zweyten Tage seiner Krankheit. Morgens am dritten Tage trug er mir auf, ich sollte ihm die h. Wegzehrung reichen lassen. Eine Stunde darauf fragte er mich, ob ich alle Voranstalten zu dieser Ceremonie getroffen habe? Als ich ihm vorstellte, die Gefahr scheine nicht so dringend zu seyn, so sagte er: *Wie ich mich gegenwärtig fühle, ist für mich nichts dringender.* Sogleich liess er sich aus dem kleinen Zimmer, welches er stets bewohnte, in seinen grossen Saal bringen; er verlangte, dass alle Mitglieder seines Capitels sich da einfinden, und bey dieser Religionshandlung gegenwärtig seyn möchten. Ehe er die h. Wegzehrung empfieng, sprach er zu den Umstehenden einige erbauliche Worte, die ich aber nicht deutlich vernehmen konnte, weil ich mich damahls zu weit von seinem Bette befand."

„Am vierten Tage seiner Krankheit langten seine Neffen, der Hr. Abbé von Beaumont, und der Hr. Marquis von Fenelon auf der Post aus Paris an; es gereichte ihm zum sichtbaren Troste, sie vor sich zu sehen. Er fragte sie, wer diese Besorgnisse bey Ihnen erreget hätte? Sie konnten vor Schmerzen kein deutliches Wort herausbringen; sie begnügten sich, auf den Abbé von Fenelon hinzudeuten, der gerade zu Cambrai war, als die Krankheit ausbrach. So tief gerühret ich ihn auch bey dem Tode seines innigsten Freundes, des Hrn Abbé von Langeron, und bey jenem seines

Zöglings des Hrn Herzogs von Burgund gesehen hatte, so sah er doch in seiner Krankheit die Thränen und den Kummer aller der Personen, welche ihn zärtlichst liebten, ohne selbst eine Thräne zu vergiefsen."

„Der Hr. Abbé von Beaumont, und der Hr. Marquis von Fenelon hatten die Vorsicht gebraucht, dafs sie aus Paris den berühmten Chirac mitbrachten. Er besprach sich sogleich mit den Aerzten, die den Kranken behandelt und beobachtet hatten; sie kamen überein, ihm das zweytemahl zur Ader zu lafsen, und ihm ein Brechmittel zu geben; die Wirkung erfolgte schnell, und schien Anfangs Erleichterung zu verschaffen; man machte sich sogar wieder einige Hoffnung, sah aher bald ein, dafs das Uebel stärker sey, als alle Heilmittel. Gott hatte es beschlofsen, einen der Bischöfe zu sich zu nehmen, der in diesen Zeiten der Spaltung und Hartnäckigkeit der Kirche die nützlichsten Dienste hätte erweisen können."

„Frühe am Tage der drey Könige bezeigte er mir seinen Schmerzen darüber, dafs er nicht selbst das h. Mefsopfer verrichten könnte. Ich ging also, seiner Weisung zu Folge fort, um es selbst nach seiner Intention zu verrichten; während dieser kurzen Zeit schien er wirklich schwächer zu werden, und man reichte ihm die letzte Oelung."

„Unmittelbar nachher liefs er mich rufen, und nachdem er alle aus seinem Zimmer hatte hinaus-

tre-

treten laſsen, dictirte er mir den letzten seiner Briefe in die Feder, den er unterschrieb, darauf befahl er mir, ihn vier Personen sehen zu laſsen, und ihn sogleich fortzuschicken, sobald er die Augen würde geschloſsen haben. So kurz auch dieser Brief ist, so kann man doch keine gröſsere Uneigennützigkeit für seine Familie, keine tiefere Ehrfurcht und Anhänglichkeit an den König, keine innigere Liebe zu seiner Diöcese, keinen lebhaftern Eifer für den Glauben gegen die irrigen Lehren der Jansenisten, und keine gränzenlosere Folgsamkeit für die Kirche, unsre Mutter und Lehrmeisterinn zeigen.“

„Diesen Tag hindurch und während seiner letzten Nacht hatte er sehr viel zu leiden; er freute sich aber, unserm leidenden Heilande ähnlich zu werden. *Ich bin,* sprach er, *an das Kreuz mit Jesus Christus geschlagen: Christo confixus sum cruci.* Wir lasen ihm die Worte aus der Schrift, die sich auf die Nothwendigkeit der Leiden, auf ihre kurze Dauer, und auf ihr geringes Verhältniſs zu jener überschwenglich groſsen Herrlichkeit beziehen, mit welcher Gott sie krönen wird. Als seine Schmerzen sich verdoppelten, sagten wir ihm das, was der h. Lucas von Jesus Christus erzählet, daſs er bey solchen Gelegenheiten sein Gebeth verdoppelte; *factus in agonia prolixius orabat.* Jesus Christus, setzte er selbst hinzu, wiederhohlte das nämliche Gebeth dreymahl; *oravit tertio, eundem sermonem dicens.*

cens. Weil aber der allzuheftige Schmerz ihm nicht erlaubte, diese Stelle ganz herzusagen, so fuhren wir statt seiner fort: *Mein Vater, ists möglich, so weiche dieser Kelch von mir; jedoch nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe. Ja Herr,* sagte er wieder selbst, indem er seine geschwächte Stimme so laut als möglich erhob: *Dein Wille, nicht mein Wille.* Sein Fieber nahm von Zeit zu Zeit zu, und verursachte ihm Geistesverirrungen; er bemerkte sie selbst, und betrübte sich darüber, ob ihm gleich nie ein heftiger oder etwas unanständiger Ausdruck entwischet war. Als endlich die Fieberhitze nachgelafsen hatte, sah man ihn sogleich seine Hände falten, seine Augen zum Himmel erheben, sich gänzlich unterwerfen, und sich mit Gott in der gröfsten Seelenruhe vereinigen. Diese vertrauensvolle Ergebung in den Willen Gottes war von seiner Jugend auf die herrschende Neigung seines Gemüthes, und in seinen freundschaftlichen Unterredungen kam er unaufhörlich darauf zurück; sie war, so zu sagen, die Lieblings-Nahrung seiner Seele, und er suchte, allen denjenigen Geschmack für sie beyzubringen, die mit ihm im engsten Vertrauen lebten. Mir wird noch jetzt das Herz weich, wenn ich an das rührende Schauspiel dieser letzten Nacht denke; alle Personen seiner frommen Familie, die zu Cambrai sich eingefunden hatten, der Hr. Abbé von Beaumont, der Hr. Marquis von Fenelon, der Hr. Abbé von Fenelon, die Chevalier

von

von Fenelon, der Hr. von Eschelle, ehemahliger Mitarbeiter an der Erziehung des Hrn Herzogs vou Burgund, defsen Bruder der Hr. Abbé von Eschelle, und ihr Neffe der Hr. Abbé Devisse kamen einer nach dem andern an das Bette des Kranken, während er volle Freyheit des Geistes besafs, erbathen sich und empfiengen seinen Segen; gaben ihm das Bildnifs des Gekreuzigten zu küfsen, und sprachen zu ihm einige Worte der Erbauung. Einige andere Personen aus der Stadt, die er in ihren Gewifsensangelegenheiten geleitet hatte, stellten sich auch ein, um seinen letzten Segen zu erhalten. Darauf kam seine ganze Hausdienerschaft auf einmahl, bath um denselben, und er ertheilte ihn mit Freundlichkeit. Der Hr. Abbé le Vayer, (Mitglied der Congregation von Saint-Sulpice) Vorsteher des Seminariums zu Cambrai, der ihm vorzüglich in dieser letzten Todesnacht beystand, erhielt ihn auch für das Seminarium und die Diöcese. Hierauf las dieser nämliche Abbé die Gebethe für die Sterbenden, und streute von Zeit zu Zeit kurze und rührende Stellen aus der Schrift mit ein, so wie sie zu dem jetzigen Zustande des Kranken sich schickten, der ungefähr eine halbe Stunde besinnungslos da lag, nach deren Verlauf er endlich den 7. Jäner 1715 früh um ein viertel auf sechs Uhr sanft entschlief."

„Wir glauben, dafs unser fromme und heilige Erzbischof heilig gestorben ist, wie er heilig gelebet

bet hat. Alle diejenigen, die ihn genauer gekannt haben, gaben sich Mühe, irgend etwas, das ihm angehört hatte, an sich zu bringen; man fand bey ihm kein baares Geld, seine Einkünfte waren ganz erschöpft durch den vielfachen Verlust, und die schweren Ausgaben, welche ihm die Nähe der Heere während der letzten drey Feldzüge verursachten, besonders da er das Almosen nicht im geringsten verminderte, welches er den Klöstern in der Stadt, den armen Ordinirten seines Seminariums, den barmherzigen Schwestern, den bedürftigen Kranken, den Pfarreyen, die er visitirte, den Studierenden aus seiner Diöcese, die auf seine Kosten auf Universitäten sich befanden, und noch einer Menge anderer Personen reichen liefs. Von dem Erlöse seiner Geräthschaften, und von den Ausständen, die seine Pächter noch zu liefern hatten, hinterliefs er seiner Familie nicht das geringste. Der Hr. Abbé von Beaumont ist von ihm zu seinem Universalerben ernennt, um alle seine frommen Absichten, die er ihm ganz allein und in geheim eröffnet hat, ins Werk zu setzen; dieser fährt auch bis zur Ankunft eines Nachfolgers fort, alle die Almosen auszutheilen, welche der Hr. Erzbischof den Armen angewiesen hatte."

„Dieses ist's, was ich von dem Verhalten unseres heiligen Erzbischofes in seinen letzten Lebenstagen bemerkt habe; seine Herrn Neffen und andere Personen, die ihm während seiner Krank-

heit

heit fast nie von der Seite gekommen sind, können noch andere Umstände beobachtet haben, die mir entwischt sind, oder deren ich mich jetzt gerade nicht erinnere."

„Ich bin von Ihrem gütigen Andenken an mich bey dieser betrübten Gelegenheit lebhaft gerühret. Ob ich gleich meinen Wohlthäter, meinen Lehrer, und, ich darf es sagen, meinen Vater verliere, so geht mir doch der Verlust weit mehr zu Herzen, den die Kirche an ihm, dem so frommen, so eifrigen und so gelehrten Vertheidiger des Glaubens leidet, und der unsre Diöcese, und vor allem unser Seminarium trifft, zu defsen Erbauung er eben den Anfang machen wollte, um es in der Folge mit Saint-Sulpice zu vereinigen. Wird wohl sein Nachfolger dieses so nützliche und nothwendige Werk fortsetzen können? Wird er es wollen? Bethen Sie für diese Diöcese und für uns."

Der Brief, den F. gleich nach Empfangung der letzten Oelung dem Verfafser vorstehender Erzählung in die Feder dictirt hatte, mit der Weisung, ihn, sobald er die Augen würde geschlofsen haben, auf der Stelle fortzuschicken, erregte grofses Aufsehen, als er öffentlich bekannt ward; er beurkundete die ächten Gesinnungen Fenelons in einem Zeitpuncte, wo keine menschliche Rücksicht auf seine Sprache oder auf seine Gemüthsstimmung einen Einflufs mehr haben konnte.

Der

Der Hr. v. Saint-Simon, ein Zeuge des Eindrucks, den dieser Brief auf die Stadt und den Hof gemacht hatte, sagt in Hinsicht auf denselben: „In diesem Zustande erliefs Fenelon einen Brief an den König über die geistlichen Angelegenheiten seiner Diöcese; kein einziges Wort sagte er in demselben für sich selbst; er war durchaus rührend geschrieben, und so, wie er sich für einen sterbenden Erzbischof schickte." — Er ist an den P. Letellier addressirt, und folgenden Inhalts:

„So eben habe ich die letzte Oelung erhalten; in diesem Zustande, wo ich mich darauf vorbereite, um bald vor Gott zu erscheinen, bitte ich Sie, mein ehrwürdiger Pater, inständig, dem Könige meine wahren Gesinnungen darzulegen."

„Immer war ich gelehrig gegen die Kirche, und hatte tiefen Abscheu vor den Neuerungen, die man mir zur Last geleget hat; die Verdammung meines Buches habe ich mit der vollkommensten Unverstelltheit angenommen."

„Es verstrich kein Augenblick in meinem ganzen Leben, ohne dafs ich für die Person des Königs die lebhafteste Dankbarkeit, den redlichsten Eifer, die tiefste Ehrfurcht und die unverletzlichste Anhänglichkeit empfunden hätte."

„Ich nehme mir die Freyheit, Seine Majestät um zwey Gnaden zu bitten, die weder auf meine Person, noch auf einen der Meinigen einen Bezug haben."

„Die

„Die erste ist, Sie möchten geruhen, mir einen frommen, regelmäfsigen, rechtschaffenen, und einen solchen Nachfolger zu geben, der fest gegen den Jansenismus steht, weil dieser an diesen Gränzen aufserordentlich um sich gegriffen hat.“

„Die zweyte ist, Sie möchten geruhen, mit meinem Nachfolger das vollends zu Stande zu bringen, was mit mir wegen der Herrn von Saint-Sulpice nicht konnte vollendet werden: Sr. Majestät habe ich die Hilfe zu verdanken, die sie mir leisten; man kann nichts apostolischeres, nichts ehrwürdigers sich vorstellen. Wollten Se. Majestät es meinem Nachfolger zu verstehen geben, es sey am besten, wenn er dasjenige mit diesen Herrn völlig abschliefsen würde, was schon so weit vorgerücket ist, so würde diese Sache bald zu Ende seyn. Ich wünsche Sr. Majestät ein langes Leben, das der Kirche sowohl als dem Staate so aufserordentlich nöthig ist. Sollte ich bald der Anschauung Gottes geniefsen, so werde ich ihn öfters um diese Gnade bitten: Sie wifsen übrigens, mein ehrwürdiger Pater, mit welcher Hochschätzung — —

unterzeichnet Fr. Erzbischof zu Cambrai.

Cambrai den 6. Jäner 1715.

Wir wifsen nicht, was für einen Eindruck dieser Brief auf Ludwig XIV. machte, als ihm P. Le tellier denselben vor Augen legte; ohne Zweifel wird er bey ihm einiges Bedauernifs über die lan-

ge

ge und tiefe Abneigung erregt haben, die er einen Bischof empfinden liefs, der in seinen letzten Worten seine Dankbarkeit, seine Anhänglichkeit und Treue mit so vieler Wahrheit ausdrückte. Wir haben schon bemerket, wie wenig wir daran glauben, dafs dieser Fürst bey der Nachricht von dem Tode Fenelons sich die Worte soll haben entfahren lassen: *Er entgeht uns gerade, wo wir seiner nöthig haben.* Wir finden in den zahlreichen Handschriften, die wir durchlesen haben, keine Spur davon, und es ist gar nicht wahrscheinlich, dafs ein so ehrenvolles, obgleich sehr spätes Zeugnifs von der Reue Ludwigs XIV. nicht in einige der Briefe sollte aufgenommen worden seyn, die nach dem Tode F. herauskamen. Der Hr. v. Saint-Simon, der mit so vieler Sorgfalt und Begierde alles gesammelt hat, was man am Hofe that und sprach, würde eine so merkwürdige Aeufserung in seinen so interessanten Nachrichten, die er uns von F. hinterlafsen hat, nicht mit Stillschweigen übergangen haben. Er scheint zwar der Meinung gewesen zu seyn, dafs der Erzbischof von Cambrai wieder an den Hof und zu den Staatsgeschäften würde gelanget seyn, wenn er etwas länger am Leben geblieben wäre; aber seine Vermuthungen über diese Zurückeberufung gründet er gänzlich auf die Voraussetzung, dafs F. Ludwig XIV. überlebt hätte; so wenig vermuthete er, dafs Ludwig selbst je den Gedanken würde gefafst haben, ihn seiner Person wieder nahe zu bringen.

gen. Blos dieses glaubte er annehmen zu dürfen, daſs der Herzog von Orleans, günstig für F. Tugenden und Geist gestimmt, und eingedenk der Dienste, welche ihm die HH. von Beauvilliers und Chevreuse bey dem Herzoge von Burgund in der schwierigsten Lage seines Lebens geleistet hatten, eine Art von Selbstliebe darein setzen würde, dem Anfange seiner Regentschaft dadurch Ehre zu machen, daſs er einen so allgemein geschätzten Prälaten an seine Seite rief. Der Marquis von Fenelon ist der erste, der diese wahren oder erdichteten Worte Ludwigs XIV. in die Geschichte des Lebens von seinem Oheime aufgenommen hat, welche im J. 1734. gedruckt heraus kam: Hr. v. Ramsay selbst redet nichts davon in dem Leben des Erzbischofes von Cambrai, das er im J. 1723 drucken lieſs, und nach schriftlichen Nachrichten gearbeitet hatte, die ihm die Familie von Fenelon anvertraut hatte. Man bemerkte sogar mit Schmerzen, daſs Ludwig XIV. nach Fenelons Tode deſsen Neffen nicht den schwächsten Beweis von Zuneigung gegeben hat. Streng in seinen Grundsätzen erlaubte sich es ihr Oheim nicht, sie zu Erben seiner ohnehin nicht bedeutenden kirchlichen Verlaſsenschaft einzusetzen, und er muſste sie daher nicht ohne Wehmuth einem kümmerlichen Zustande überlaſsen, der wenig zu ihrem alten Adel und zu dem Glanze paſste, den er selbst über seinen Familien-Namen verbreitet hatte.

Was

Was die Fr. v. Maintenon betrifft, so wissen wir blos, dass die Frau von Caylus immer wahr und offen in ihrer Denkart, ihr die erste Nachricht von der Krankheit und der Gefahr Fenelons mit gerührtem Herzen mitgetheilt hat: „Der Erzbischof zu Cambrai befindet sich sehr übel, schrieb sie ihr; ich glaube ganz sicher, dass man für ihn zu Saint-Cyr viel bethen wird, *und dass Sie seiner dabey nicht vergessen.*“ Wir haben die Antwort von der Fr. v. Maintenon auf dieses Schreiben nicht, aber seit der ersten Ausgabe dieser Geschichte theilte man uns gütig einen Brief mit, den diese Dame an den Hrn Lanquet, Pfarrer zu Saint-Sulpice drey Tage nach Fenelons Tode vom 10. Jäner 1715. geschrieben hat. „Mir thut es leid um den Tod des Erzbischofs zu Cambrai; er war ein Freund, um den mich der Quietismus gebracht hat; aber man will behaupten, dass er sehr viel Gutes auf dem Concilium würde gestiftet haben, wenn anders die Sache so weit kommen sollte.“ Diese Sprache in einem solchen Falle und über den Tod eines alten Freundes lautet freylich ziemlich frostig, und zeigt deutlich genug, wie wenig sie gesinnt war, sich F. wieder zu nähern; doch könnten die letzten Ausdrücke dieses Schreibens es gewisser Massen begreiflich machen, wie Ludwig XIV. bey der Todesnachricht des Erzbischofes zu Cambrai sagen konnte: *er entgeht uns gerade, wo wir seiner nöthig haben.* Aber auch bey dieser Voraussetzung sieht man offenbar, dass das

Be-

Bedauernifs dieses Fürsten sich nur auf die nützlichen Dienste bezog, welche F. bey der damahligen Krise der kirchlichen Angelegenheiten noch hätte leisten können. Aber sey dem, wie ihm wolle, so läfst sich doch schwerlich glauben, dafs die Fr. v. Maintenon völlig gleichgiltig bey einem Ereignifse habe bleiben können, welches so viele, ihrer Seele tief und dauerhaft eingegrabene Erinnerungen wecken mufste. Der Tod Fenelons mufste wenigstens bey ihr das Andenken an ihre gemeinschaftliche Freunde erneuern, welche seit kurzem nach und nach vor ihren Augen hinweggeschwunden waren, und ehemahls lange und ausschliefslich jene innigst vertrauliche Gesellschaft gebildet hatten, in deren Mitte sie die ersten Jahre ihres hohen Glücks verlebet hatte; zugleich konnte auch ein unfreywilliger Rückblick auf sich selbst sie erinnern, dafs sie sich jenem furchtbaren Zeitpuncte nähere, wo alle die kleinlichen Leidenschaften, die unser Leben beunruhigt haben, ihr Interefse verlieren.

§. 8. *Fenelons Testament, gefertiget den* 5. *May* 1705.

Wir glauben, die wichtigsten Testamentsverfügungen Fenelons hier einrücken zu müfsen; sein ganzes Herz und alle seine Grundsätze sprechen sich in denselben aus; man bemerkt an denselben das stete Streben, die Reinigkeit seiner Absichten

zu

zu rechtfertigen, und seine unbegränzte Unterwürfigkeit unter das gegen sein Buch ausgesprochene Verdammungsurtheil in seinem ganzen Umfange zu bestätigen. Die Sprache dieses Testaments ist übrigens so einfach und so bescheiden, dafs man aus demselben Fenelons Herz noch weit befser erkennen kann, als aus allen seinen ihm so viele Ehre machenden Schriften; seine Gedanken über den mäfsigen Aufwand bey den Leichenbegängnifsen der Bischöfe; seine Maximen über die Verwendung der Kirchengüter; der zärtliche Ton, mit welchem er sich über den Abbé von Langeron, und über die tugendhaften Freunde ausdrückt, welche den Ruhm, sein Unglück und seine Ungnade mit ihm zu theilen, allen Aussichten des Glückes und des Ehrgeizes vorgezogen hatten, setzt, ich weis selbst nicht etwas Salbungsvolles zu dem Interesse, welches ohnehin die letzten Worte eines Sterbenden haben. Religion, Tugend und Freundschaft lafsen ihre Stimme aus der Tiefe des Grabes hervor hören, um empfindsame und religiöse Herzen zu rühren.

„Obgleich meine Gesundheitsumstände so, wie gewöhnlich, beschaffen sind, so mufs ich mich doch auf den Tod vorbereiten. Dieser Absicht wegen verfertige und schreibe ich eigenhändig gegenwärtiges Testament, durch welches ich jedes vorhergehende Testament zugleich wiederrufe und zernichte.

I.

„Ich erkläre, dafs ich in den Armen meiner Mutter, der römisch-katholischen und apostolischen Kirche sterben will; Gott, der in den Herzen liest, und mich richten wird, weis, dafs ich allzeit, keinen Augenblick meines Lebens ausgenommen, für sie die Unterwürfigkeit und Gelehrigkeit eines kleinen Kindes beybehielt, und dafs ich nie einem der Irrthümer beypflichtete, die man mir hat schuld geben wollen. Als ich das Buch — *Auslegung der Maximen der Heiligen* betitelt, schrieb, hatte ich blos die Absicht, die wahren Erfahrungen der Heiligen, die von der ganzen Kirche gutgeheifsen sind, von den Verblendungen der falschen Mystiker zu trennen, um so die einen zu rechtfertigen, und die andern zu verdammen; ich schrieb dieses Werk nur auf Anrathen solcher Personen, die den Verblendungen ganz abgeneigt waren, und ich liefs es nicht eher drucken, als bis sie es untersucht hatten. Da dieses Buch in meiner Abwesenheit gedruckt ward, so rückte man in dasselbe die Worte von *unfreywilliger Verwirrung* in Bezug auf Jesus Christus ein, welche Worte aber nicht, wie sich gewifse Augenzeugen von grofsem Verdienste davon überzeugt haben, in dem Haupttexte meiner Originalschrift standen, sondern auf den Rand gesetzt waren, blos um einen kleinen Zusatz anzuzeigen, den man mir an dieser Stelle, gröfse-

rer Vorsicht halber, zu machen angerathen hatte. Uebrigens glaubte ich, dem Gutachten der Examinatoren zu Folge, daſs die auf allen Blättern dieses kleinen Buches angebrachten Milderungen jeden falschen oder gefährlichen Sinn offenbar beseitigen. Diesen Milderungen gemäſs suchte ich auch dieses Buch so lange zu vertheidigen und zu rechtfertigen, als es mir zu thun frey stand; aber niemahls wollte ich einen der fraglichen Irrthümer begünstigen, *oder irgend einer Person schmeicheln, die mir als Anhängerinn derselben bekannt war. Sobald Papst Innocenz XII. dieses Werk verdammt hatte, trat ich diesem Urtheile sogleich aus vollem Herzen und unbedingt bey,* so *wie ich gleich Anfangs zu thun versprochen hatte. Seit dem Zeitpuncte der Verdammung habe ich kein einziges Wort mehr zur Vertheidigung dieses Buches gesprochen. Wenn ich an diejenigen, die es angegriffen haben, dachte, so geschah es nur, um mit einem redlichen Eifer für sie zu bethen, und mit ihnen in der Bruderliebe vereinigt zu bleiben.*"

2.

„Ich unterwerfe der allgemeinen Kirche und dem apostolischen Stuhle alle meine Schriften, und verdamme in denselben alles, was mir vielleicht über die richtigen Gränzen hinaus hat entwischen können; doch darf man mir keine der Schriften beylegen, die man vielleicht unter meinem Namen dürfte haben drucken laſsen. Ich bekenne mich nur zu denjenigen, deren Druck ich entweder selbst be-

besorgt, oder die ich in meinem Leben als die meinigen anerkannt habe; andere dürften entweder nicht von mir seyn, oder mir ohne Grund beygelegt werden, oder endlich mit anderen fremden Schriften vermenget, oder von den Abschreibern verfälschet seyn."

„Gott bewahre mich, daſs ich diese Vorsicht blos aus eitler Selbstgefälligkeit hier brauchen sollte; ich glaube es dem bischöflichen Charakter schuldig zu seyn, mit welchem ich mich aus Gottes Zulaſsung beehret sehe, daſs man mir keinen Irrthum gegen den Glauben, noch irgend ein verdächtiges Werk zur Last legen könne."

3.

Der dritte Artikel enthält nichts als Vermächtniſse und Belohnungen für seine Bedienten.

4.

„Ich wünsche, daſs man meinen Leib in der Metropolitan-Kirche zu Cambrai auf die prunkloseste Weise und mit so wenigem Aufwande, als möglich, zur Erde bestatte. *Nicht blos der Form wegen setze ich diesen bescheidenen Wunsch hieher, sondern aus wirklicher Ueberzeugung, daſs die Auslagen, die man bey etwas geprängvollen Leichenbegängniſsen zu machen hat, für nützlichere Zwecke müſsen aufbewahret werden, und daſs an der Mäſsigung bey den Leichenbegängniſsen der Bischöfe die Layen lernen sollen, den eitlen Aufwand bey den ihrigen zu beschränken.*"

5.

Zu meinem Universalerben ernenne und setze ich ein meinen Neffen, Leo von Beaumont, einen Sohn von einer meiner Schwestern, an welchem ich von seiner Kindheit auf die würdigen Gesinnungen einer vorzüglichen Freundschaft für mich bemerket habe, wie er denn auch so viele Jahre hindurch nie aufgehöret hat, sich gegen mich, wie der beste Sohn gegen seinen Vater, zu verhalten; ich schreibe ihm Nichts vor, sondern überlasse alles seiner gottseligen Denkart, indem ich vollkommen überzeugt bin, dass er in Uebereinstimmung mit meinen zwey Testamentarien, den besten Gebrauch von allem machen wird, was er von meiner Hinterlassenschaft liquid finden wird."

6.

„Zu Vollziehern meines gegenwärtigen Testaments ernenne ich den Hrn Abbé von Chanterac, meinen Anverwandten, der mein Rathgeber in den Angelegenheiten meiner Diöcese war, mir stets die bewährteste Freundschaft bewiesen hat, und für den ich eine grosse Verehrung habe; ich ernenne auch dazu den Hrn Abbé von Langeron, meinen schätzbaren Freund, den mir Gott von unsrer ersten Jugend auf schenkte, und der mir stets den süssesten Trost meines Lebens gewährte; ich hoffe von diesen zweyen so christlichen Freunden, dass sie es meinem Erben an ihrer Sorgfalt und ihrem Beyrathe nie werden fehlen lassen."

7.

„Ob ich gleich meine Familie zärtlich liebe, und auch der üble Zustand ihrer Finanzen mir wohl bekannt ist, so glaube ich doch nicht, daſs ich ihr meine Hinterlaſsenschaft übergeben dürfe. Die Kirchengüter sind nicht für Familienbedürfniſse bestimmt, und sie sollen nicht den Händen der in Kirchendiensten stehenden Personen entzogen werden: ich hoffe, Gott wird meine zwey Neffen segnen, die ich bey mir erzogen habe, und zärtlich liebe wegen der Grundsätze von Ehre und Religion, die sie, wie mich dünkt, sich fest eingedrückt haben.“

unterzeichnet Fr. Erzbisch. Herzog zu Cambrai.

geschehen zu Cambrai den 5. May 1705.

§. 9. *Das Domcapitel zu Cambrai gibt verschiedenen Behörden Nachricht von dem Tode Fenelons.*

Noch an dem Sterbetage Fenelons, (den 7. Jäner 1715.) ward sein Testament im Capitel zu Cambrai abgelesen, und das Capitel beschloſs, daſs man von diesem Todesfalle dem Kanzler Voisin, Kriegsminister und Staatssecretär, zu deſsen Departement das Gebieth Cambresis gehörte, Nachricht geben sollte. Das Schreiben des Capitels an diesen Minister bezeuget den tiefen Eindruck, welchen die-

dieser unvorgesehene Verlust auf alle Gemüther gemacht hatte, so wie auch die Einhelligkeit, die stets zwischen dem Erzbischofe von Cambrai und seinem Capitel geherrschet hat:

Monseigneur!

„Mit der Empfindung des lebhaftesten Schmerzens sehen wir uns verpflichtet, Eurer Excellenz den Verlust zu berichten, den wir an unserm Herrn Erzbischofe erlitten haben, welcher gestern frühe um 5 Uhr verschieden ist. Die Auferbäulichkeit, mit der er sein ganzes Leben hindurch die Pflichten seines bischöflichen Amtes erfüllte, und die vollkommene Einigkeit, die er bis zum letzten Augenblicke mit uns zu unterhalten sich gewürdiget hat, machen uns seinen Tod so empfindlich, dafs wir Eurer Excellenz es nicht genug ausdrücken können, wie sehr wir darüber bekümmert sind. Bey diesem Unglücke wird es uns indefsen, Monseigneur, zum wahren Troste gereichen, wenn Sie geruhen wollen, uns mit Ihrer Protection bey Sr. Majestät zu beehren; wir werden dieselbe durch unsere Gebethe und Wünsche zu verdienen suchen."

Cambrai den 8. Jäner 1715.

Aehnliche Briefe, nur mit den schicklichen Abänderungen, erliefs das Capitel den nämlichon Tag an die ersten Vorsteher der Civil- und Militärstellen in der Provinz Flandern.

In den Briefen, die das Capitel an die Suffraganbischöfe der Metropolitan-Kirche von Cambrai erliefs, ersuchte es dieselben: „*sie möchten ihre Gebethe dahin richten, um von der Gnade des Himmels einen Nachfolger zu erhalten, welcher dem der Religion und der Kirche so eben entrifsenen Prälaten an allen Tugenden vollkommen gleich zu werden sich befliefse.*“

Durch solche Aeufserungen drückte das Capitel zu Cambrai die Gefühle von Liebe, Eintracht und Ehrfurcht aufrichtig aus, die immer zwischen F. und ihm, der ersten geistlichen Corporation der Diöcese, bestanden hatte. Die Protokolle des Capitels liefern uns hierüber zwanzig Jahre hintereinander die rührendsten und unaufhörlichen Beweise; nur in einem einzigen Falle gab ein bloses Mifsverständnifs Gelegenheit zu einem leichten Zwiste, „aber eine einzige Unterredung zwischen dem Hrn Erzbischofe und seinem Capitel war hinreichend, um alle Interessen und alle Partheyen zu vereinigen.“

Diese nämlichen Protokolle machen uns bey Gelegenheit des Todes von Fenelon mit einer sehr merkwürdigen Thatsache bekannt. Der von jeher hergebrachten Sitte zu Folge sollte dem Verstorbenen eine Leichenrede gehalten werden; aber das Capitel, ohne Zweifel aus Furcht, bey dem Könige anzustofsen, getraute sich nicht, die Haltung einer solchen Rede jetzt anzuordnen. „*Es setzte fest, die HH. Testamentare sollten es überlegen, ob es schicklich*

sey,

sey, eine Leichenrede auf den Prälaten halten zu lassen, oder ob man nicht in den jetzigen Umständen lieber von dem Herkommen abweichen sollte; es stünde ihnen frey, das zu beschliessen, was sie für das Klügste hielten; es wurde demnach keine Leichenrede gehalten."

Man kann sich leicht vorstellen, dass die dringendsten Beweggründe bey den Testamentaren vorwalten mussten, um dem öffentlichen Schmerzen diese letzte und so vieler Tugend gebührende Ehrenbezeigung vorzuenthalten; aber sie dachten mit Rechte, dass der Ruhm Fenelons des eitlen Gepränges einer Ceremonie nicht nöthig habe, und dass, da man doch nicht frey sagen dürfte, was man dachte und fühlte, ein gänzliches Stillschweigen einer gezwungenen und frostigen Rede weit vorzuziehen sey.

Vielleicht dürfte man auch die Vermuthung sich erlauben, dass der Abbé von Chanterac, vor welchem der Verstorbene keinen geheimen Gedanken hatte, in diesem Umstande sich nur nach dem Willen Fenelons selbst gerichtet habe, um so der Gefahr auszuweichen, alte Erinnerungen zu wecken, oder gar seine Familie den Folgen einer immer wachsamen und furchtbaren Empfindlichkeit auszusetzen.

Wir haben schon bemerket, dass weder Hr. v. Boze, der Nachfolger Fenelons in der französischen Akademie, noch Hr. Dacier, Director dieser Akademie

demie es gewagt haben, in ihrer Lobrede auf Fenelon den Namen *Telemach* auszusprechen.

Fenelon war also der einzige Erzbischof von Cambrai, dem keine Leichenrede zu Cambrai gehalten wurde, und die erste litterarische Gesellschaft des Königreiches verdammte sich zum Stillschweigen über eines der schönsten Denkmahle der französischen Literatur.

Allein die sanfte Empfindung, welche blos der Name Fenelons nach mehr als einem Jahrhunderte noch in aller Herzen erreget, wird stets die schönste und dauerhafteste aller Leichenreden seyn.

§. 10. *Fenelons Tod wird allgemein bedauert.*

Der Tod Fenelons verursachte in dem ganzen Umfange der Niederlande eine aufrichtige und allgemeine Trauer, und aller Partheyen, welche die Kirche entzweyten, ungeachtet, waren doch alle Herzen darin einig, daſs sie das Ableben eines Bischofes beweinten, der selbst seinen Gegnern Achtung, Ehrfurcht und Zuneigung abgewonnen hatte. Wir haben schon gesagt, daſs, ob er gleich der Jansenistischen Lehre abgeneigt war, und sie auch in zahlreichen Schriften stark bekämpfet hatte, er doch immer von ihren Häuptern jeden Gewaltschlag abgewendet, und sie sogar durch seinen Eifer vor persönlichen Gefahren bewahret hat, denen sie hät-

ten können ausgesetzt werden. *) *Ferne davon, daſs sie der allgemeinen Liebe, die Jedermann für Fenelon hegte, hätten entgegenarbeiten sollen*, gieng ihnen vielmehr sein Tod um so mehr zu Herzen, weil sie nicht wuſsten, wie sein Nachfolger gegen sie gesinnt seyn würde, und sie auch in ihrer damahligen Lage keine so günstige Behandlung sich von ihm versprechen konnten.

In Hinsicht der Freunde Fenelons braucht man es nicht zu sagen, *daſs sie in den Abgrund des bittersten Kummers hinabstürzten.* **) Als die Nachricht von seinem Tode in die auswärtigen Länder gedrungen war, war darin die Rührung vielleicht noch gröſser als in Frankreich selbst, wo gerade damahls alle Köpfe gespannt und getheilet waren, wo bey dem erst zu Stande gekommenen Frieden alle Lasten und Drangsalen eines unglücklichen Krieges noch fortdauerten, wo alle Stände des Druckes vom Throne herab äuſserst müde waren, wo Liebe zur Veränderung alle Gedanken und Hoffnungen einer neuen Ordnung der Dinge entgegenkehrte; in dem übrigen Europa aber fühlte man blos den Verlust eines Mannes, welcher seinem Jahrhunderte durch einen groſsen Charakter, durch glänzende Tugenden und durch Geisteswerke Ehre machte, die so lange dauern werden, als die Sprache, in welcher

sie

*) Mémoires du Duc de Saint - Simon.

**) S. dieselben Mémoires.

sie geschrieben sind. Solche Männer fingen damahls an, in allen Ländern selten zu werden, und Fenelons Name war vielleicht der einzige, welcher allgemeine Verehrung für sich hatte.

Der Papst Clemens XI. vergofs Thränen bey seinem Tode, und schien es zu bedauern, dafs er ihn nicht zum Cardinal ernennt habe, blos aus Furcht, Ludwigen XIV. zu mifsfallen; es war dieses der Wunsch seines Herzens, den er auch den berühmten Cardinal Quirini zur Zeit hatte erblicken lafsen, wo er seiner Neigung frey folgen konnte. Quirini selbst hat uns diese Thatsache in seinen Schriften aufbewahret, wo er das Gespräch erzählt, das er mit Clemens XI. hatte, bevor man noch zu Rom die Nachricht erhalten hatte, dafs F. nicht mehr am Leben sey. — „Eos de doctrina et pietate Fenelonii sensus e sanctissimo pectore depromsit, unde facile mihi innotesceret, cogitationem de illo praesule ad Cardinalatum evehendo Pontificia mente jam repositam habere." *) Sein heiliges Herz ergofs sich in die gröfste Lobsprüche auf Fenelons Gelehrtheit und Frömmigkeit, und es war mir leicht, daraus zu schliefsen, dafs der Gedanke, diesen Bischof zur Cardinalswürde zu erheben, sich bey ihm gänzlich festgesetzt hatte."

„Johann Baptist Rousseau, der sich damahls ins Ausland zurückgezogen hatte, war Zeuge der Trau-

er,

*) Quirini Commentaire historique 2. partie, livr. 1. ch. 4.

er, die man damahls überall bey dem Namen Fenelon fühlte. An einen Protestanten, *) der sich durch schätzbare Werke ausgezeichnet hat, schrieb er: „Grofse Talente gehören allen Ländern und Kirchen zu; und mich nimmts daher nicht Wunder, wenn Sie so gerührt bey dem Verluste sind, den die Kirche und die gelehrte Welt an der Person des Herrn Erzbischofes von Cambrai erlitten haben; in einem Jahrhunderte, wo ächtes Verdienst so selten wird, mufs jeder ehrliche Mann einen so wahrhaft grofsen Mann betrauern; sein Ruhm wird so lange leben, als es Menschen auf der Erde gibt, die Sinn für wahre Tugend und ächtes Verdienst haben; und zur Schande unserer Nation sey es gesagt, vielleicht wird gerade bey uns sein Tod am wenigsten beweinet werden."

Es schien so schwer zu seyn, Fenelonen einen seiner würdigen Nachfolger zu ernennen, dafs Ludwig XIV., der ihn noch acht Monathe überlebte, starb, ohne Jemand zum Erzbischofe von Cambrai ernennet zu haben.

*) Hrn. Croussat.

§. 11.

§. 11. *Fenelon nach seiner körperlichen Beschaffenheit geschildert.*

„Dieser Prälat, sagt der Hr. v. Saint-Simon, war groſs von Leibe, mager, wohlgewachsen, hatte eine groſse Nase, ein Auge voll Feuer und Geist, und eine Physionomie, dergleichen ich noch keine ähnliche gesehen habe, und die man nur einmahl durfte gesehen haben, um sie nicht mehr zu vergeſsen."

Sie vereinigte alles in sich, und in ihr vertrugen sich die entgegenstehenden Eigenschaften ruhig nebeneinander; sie hatte Würde und Annehmlichkeit, Ernst und Munterkeit; es sprach aus ihr gleich deutlich der Lehrer, der Bischof und der groſse Herr; sichtbar wohnten auf ihr Feinheit, Geist, Grazie, Anstand und vorzüglich etwas edles; es kostete Mühe, die Augen wieder von ihm wegzuwenden; alle seine Portraits sind sprechend, doch drückt keines das Harmonische in der ganzen Richtigkeit aus, welches im Original sich so aufdrang, keines das Delicate jenes Charakters, das er in seinen Gesichtszügen vereinigte. Diesen allen entsprachen seine Manieren vollkommen, wobey er noch etwas leichtes und ungezwungenes, welches er allen anderen mittheilte, und jene Haltung, jenen feinen Geschmack besaſs, der die Frucht des Umgangs mit

den

den besten Gesellschaften und der grofsen Welt ist, bey ihm aber sich, wie von selbst, in allen Unterhaltungen einfanden."

Fenelon ward nicht älter als vier und sechzig Jahre und fünf Monathe, aber unabläfsige Arbeiten aller Art, denen er alle seine Tage, und einen grofsen Theil seiner Nächte widmete; eine vielleicht bis zum Uebermafse getriebene Nüchternheit, die grofsen Verdriefslichkeiten, die sein Leben beunruhigten, und vor allem der Schmerz, dafs er in wenigen Jahren alle seine liebsten Freunde verloren hatte, hatten seine Gesundheit gänzlich zerrüttet. Der Hr. v. Saint-Simon, der Freund und Vertraute des Herzogs von Orleans, von defsen geheimsten Planen er unterrichtet seyn konnte, scheint gar nicht daran zu zweifeln, dafs dieser Prinz bey seiner Gelangung zur Regentschaft Fenelon an den Hof würde zurück berufen, und ihm die ersten Stellen würde angetragen haben; aber es war sicher eine weise Fügung der Vorsehung, die ihn vor der Gunst und dem Zutrauen eines Prinzen bewahrte, der so offenbar aller Moral und Religion spottete, und defsen Anerbiethungen er also weder ohne Verlegenheit abschlagen, noch ohne Schande hätte annehmen können. Wie sollte ein Bischof von solchem Charakter und solcher Frömmigkeit, wie Fenelon, sich nicht an einem Hofe am unrechten Platze befnnden haben, wo man sich über alle

Ach-

Achtung für Sitten und Wohlanstand ganz hinausgesetzt hatte? Wie sollte Fenelon sich haben schmeicheln können, durch die Ueberlegenheit seiner Tugenden einen Prinzen zu fesseln, der seine grofsen Eigenschaften durch die schamlosesten Schwachheiten besudelte, und sich von einem Minister beherrschen liefs, defsen Glück eines der gröfsten Aergernifse in der Geschichte ist? Unter dieser nämlichen Regentschaft sah man den Kanzler von Aguesseau an einem seiner so unwürdigen Hofe Ehre und Würde auf das Spiel setzen, und die dreyfsig Jahre, die er nach dieser kurzen Verdunklung seiner Tugend noch erlebte, waren dazu nothwendig, um dieselbe wieder in ihrem alten Glanze herzustellen.

Was für ein Unterschied ist aber zwischen den blos politischen Verrichtungnn des Kanzlers von Aguesseau, und den geheiligten Pflichten, welche ein Bischof, wie Fenelon, zu einer Zeit zu erfüllen gehabt hätte, wo der Kirche eine Spaltung, dem Staate ein gänzlicher Umsturz drohte; wo eine strafbare Politik Verträge unterzeichnete, welche für Frankreich einen bürgerlichen Krieg vorbereiteten; wo man alle Tage Gesetze erscheinen sah, welche Schmerz, Trauer und Ruin auf alle Familien häuften; wo man Fenelonen vielleicht den Antrag gemacht hätte, seinen Namen unter eine Kriegserklärung gegen den König von Spanien, seinen Zögling, zu setzen?

Mögen es also die Freunde der Tugend und Fenelons nicht bedauern, dafs ihn der Tod vielleicht etwas zu frühzeitig überfallen hat! Er hat ihm den Schmerz erspart, jener Epoche von Frechheit und Unordnung gegenwärtig zu seyn, in der unser Nationalcharakter ganz ausartete, und für deren Ausschweifungen unsere Generation so schrecklich hat büfsen müfsen. Fenelon hat lange genug für seine Ehre und sein Glück gelebet; mit ihm endete sich ein Jahrhundert voll Gröfse und Ruhm.

Ende des achten und letzten Buches.

Beylagen zur Fenelons Lebensgeschichte.

Beylage A. (zur 180ten Seite des I. Bs.)

Heu! fuit vir ille facetus. Aesopus alter, nugarum ludo Phaedro superior, per quem brutae animantes, vocales factae, humanum genus edocuere sapientiam. Heu! *Fontanius* interiit. Proh dolor! interiere simul joci dicaces, lascivi risus, gratiae decentes, doctae camenae. Lugete, ô quibus cordi est ingenuus lepos, natura nuda et simplex, incompta et sine fuco elegantia. Illi, illi uni per omnes doctos licuit esse negligentem. Politiori stilo quantùm praestitit aurea negligentia! Tam caro capiti quantum debetur desiderium! Lugete, musarum alumni: vivunt tamen, aeternùmque vivent carmini jocoso commissae veneres, dulces nugae, sales attici, suadela blanda atque parabilis; neque *Fontanium* recentioribus juxtà temporum seriem, sed antiquis, ob amoenitates ingenii adscribimus. Tu verò, lector, si fidem deneges, codicem aperi, etc. Mores hominum atque ingenia fabulis ut Terentius ad vivum depingit; Maronis molle et facetum spirat in hoc opusculo. Heu! quandònam mercuriales viri quadrupedum facundiam aequiparabunt!

Beylage B. (zur 295ten Seite des I. Bs.)

Schreiben des P. Bourdaloue an die Fr. v. Maintenon.

Mit aller möglichen Aufmerksamkeit habe ich, Madame, das kleine Buch, das Sie mir zu schicken geruhten, einigemahl durchgelesen, und ich lege Ihnen hier meine Gedanken darüber kurz dar, weil Sie dieselben von mir abverlangt haben. Ich will gerne glauben, daſs die Verfaſserinn dieses Buches es gut meinte, aber so viel ich zu urtheilen im Stande bin, so fehlte es ihr bey ihrem Eifer an richtigen Einsichten, welche ihr doch bey einer so wichtigen Materie unumgänglich nöthig gewesen wären. Nach meinem Dafürhalten hat dieses Buch nichts solides, nichts, was sich auf die ächten Grundsätze der Religion gründet; im Gegentheile fand ich darin viele falsche, gefährliche, groſsen Miſsbräuchen ausgesetzte, und solche Sätze, welche das Gemüth von der Weise zu *bethen*, wie sie Jesus Christus uns gelehrt hat, und die Schrift uns ausdrücklich empfiehlt, ablenken, und zwar so, daſs sie ihm Verachtung dafür beybringen müſsen. In Wahrheit, die Weise zu *bethen*, wie sie uns Jesus vorgeschrieben hat, besteht darin, daſs wir Gott mehrere besondere Bitten vortragen, um von ihm, wir mögen nun Sünder oder Gerechte seyn, die verschiedenen Gnaden zu erhalten, die wir zu unserer Seligkeit nöthig haben. Das *Gebeth*, wozu uns die Schrift an tausend Stellen anweiset, besteht darin, daſs wir über das Gesetz des Herrn nachdenken, den Eifer im Gottesdienste in uns erwecken, eine heilige Scheue vor seinem Gerichte uns tief einprägen, uns mit der Betrachtung seiner Erbarmungen beschäftigen, ihn anbethen, zu ihm flehen, ihm danken, in der Bitterkeit unseres Herzens die vergangenen Jahre unseres Lebens vor ihm überdenken, und vor seinen Augen uns über unsere Pflichten

und

und Verbindlichkeiten prüfen sollen. So bethete David, der Mann nach dem Herzen Gottes, und so betheten alle Heiligen aus allen Jahrhunderten. Aber nach der gewöhnlichen Weise zu bethen, wie sie in diesem Buche, von dem die Rede ist, vorkömmt, soll alles dieses wegfallen; nicht nur als etwas unnützes, sondern selbst als etwas unvollkommenes, als etwas, das sich nicht mit der Einheit und Einfachheit Gottes verträgt, das nur eine Eigenheit der Kreatur ist, ja das selbst der Seele nachtheilig ist, wenn man Rücksicht auf den Zustand nimmt, in welchen sie sich, wie man behauptet, versetzet, sobald es ihr gefällig ist, jenen einfachen Act des Glaubens in sich zu erwecken, durch welchen sie unter der abgezogensten Idee Gott in ihrem Innersten anschauet, sich damit begnüget, und ohne irgend eine Anstrengung oder Zubereitung nun darauf wartet, daſs Gott von selbst alles Uebrige thun werde. Diese, ich sage es noch einmahl, so trugvolle Gebetsweise beruhet auf dem übelverstandenen Princip, welches von den Quietisten miſsbraucht wird; nämlich darin bestehe die Vollkommenheit der Seele bey dem *Gebethe*, daſs sie sich ihrer eignen, übernatürlichen, heiligen, verdienstlichen, und von dem Geiste Gottes angeregten Thätigkeiten, so wie ich diese oben aufgezählet habe, entäuſsern solle. Aber was kann dieſs für eine Vollkommenheit seyn, wenn man sich der vortrefflichsten Acte der christlichen Tugenden, in welchen nach Jesus Christus und allen h. Schriften zu Folge das Verdienst und die Heiligkeit des Gebethes selbst bestehet, entschlagen will? Und doch lauft die ganze Lehre in dem Buche — *kurzes Mittel* — auf diese vorgebliche Entschlagung, ja ich darf es sagen, auf diese schimärische Vollkommenheit hinaus. Ich weis zwar wohl, daſs Gott in dem Zustande und dem Zeitpuncte der wirklichen Beschauung sich der Seele auf eine so mächtige Art mittheilen kann, daſs auf einmahl alle besondere Thätigkeiten, so gut und heilig sie auch seyn mögen,

gen, in ihr aufhören, weil alsdann alle Seelenkräfte gleichsam von ihm ergriffen, und auf einen einzigen Gegenstand fest geheftet werden, so, dafs die Seele nicht mehr frey ist, und sie mehr die Einwirkung Gottes leidet, als dafs sie selbst wirket: ich weis, sage ich, dafs dieses geschehen kann, denn Gott bewahre mich, dafs ich die Macht seiner Gnade, und die Gabe der *eingegofsenen Beschauung* streitig machen sollte. Aber dafs die Seele aus eigner Bewegung, und, indem sie diesem Zustande und Zeitpuncte der *Beschauung* zuvoreilet, sich selbst herausnehmen will, während des *Gebethes* die heiligsten Thätigkeiten zu hemmen, um sich an den einzigen Act des Glaubens zu halten, dafs sie nach Willkühr den sichern Weg, den ich ihr gezeigt habe, zu verlafsen waget, um eine neue Bahn zu betreten, die schon eben defswegen, weil sie neu ist, ihr verdächtig seyn sollte — diefs kann ich unmöglich für sie als eine Vollkommenheit gelten lafsen. Man spricht: so gehe die Seele nicht zu Werke; sie enthalte sich nur defswegen ihrer eignen Thätigkeit, um sich ganz an Gott hinzugeben, und ihn auf sich einwirken zu lafsen. Ich aber behaupte, sie könne sich nicht befser dazu bereiten, um Gott in sich wirken zu lafsen, als wenn sie sich treu dasjenige zu thun befleifsiget, was Jesus Christus in dem *Gebethe des Herrn* gelehret, oder was David in seinen Unterhaltungen mit Gott in Ausübung gebracht hat, und ich setze hinzu, wenn je die Seele hoffen dürfte, dafs sie Gott *zur Beschauung* erheben werde, so würde dieses in dem Zeitpuncte geschehen, wo er sie voll Demuth und Treue sich mit der heiligen Uebung der *Betrachtung* würde beschäftigen sehen. Doch dem sey, wie ihm wolle, es nach der vorgeschriebenen Methode des *kurzen Mittels* darauf anlegen, dafs man vom *Gebethe* alles wegschneidet, was Jesus Christus mit demselben verbunden hat, und was nach der Ueberzeugung

aller

aller Heiligen das beste und Gott wohlgefälligste an demselben ist, nämlich die Bitte, die Danksagung, die Aufopferung seiner selbst, die heilige Begierde, die Entschliefsungen, die Acte der Ergebung und der Zerknirschung, und dafs man sich dafür an einen blosen Glauben halten will, der keine evangelische Wahrheit, kein Geheimnifs Jesu Christi, keine göttliche Vollkommenheit, ja ganz und gar nichts als einzig und allein die Gottheit zum Gegenstande hat; dafs man diese Methode des *Bethens* allen Personen ohne Ausnahme und Unterschied empfiehlt, dafs man ihr sogar einen Vorzug vor der Gebethweise einräumt, die Jesus Christus selbst seinen Aposteln, und in ihrer Person der ganzen Kirche vorgeschrieben hat, dafs man vorgiebt, diese Methode des *Bethens* sey weit nöthiger zur Seligkeit, weit geschickter, die Seelen zu heiligen, die Tugenden zu erwerben, und sich von der Sünde zu reinigen, weit angemefsener für rohe und unwifsende Köpfe, weit leichter für sie zur Ausübung, als das gemeine Gebeth der *Betrachtung* und der *Gemüthlichkeit*; dafs man dieser Methode wegen das Lesen, das mündliche Gebeth, die sorgfältige Gewifsenserforschung hintansetzet; dafs man sogar diese Methode zu *bethen* an die Stelle der wesentlichsten Vorbereitungsstücke zum h. Bufs-Sacramente setzt, so dafs sie selbst die Reue ersetzen soll, ob man gleich dabey an seine Sünden gar nicht denket; alles dieses, sage ich, was man häufig in dem *kurzen Mittel* antrifft, dünket mir sehr gefährlich zu seyn. Ich müfste ein ganzes Buch schreiben, wenn ich Ihnen nach der Ordnung der Capitel dergleichen Stellen in jener Schrift bemerklich machen wollte; ich habe sie aber ausgehoben, und werde diesen Auszug sowohl, als auch eine Predigt, die ich zu Saint-Eustache über diese Materie gehalten habe, Ihnen nach Saint-Cyr einst überbringen. Da ich indefsen die Entdeckung gemacht habe,

dafs

dafs in dem *kurzen Mittel* nur dasjenige wiederhohlet wird, was ein anderes Werk mit dem Titel — *Leichte Praxis, um die Seele zur Beschauung zu erheben* — enthält, und das sein Verfaſser, ein Priester zu Marseille, mit Namen *Malaval* schon vor 20 Jahren herausgegeben hat, so schicke ich Ihnen die französisch übersetzte Widerlegung desselben, welche schon damahls ein berühmter Prediger, der Pater Segneri, verfertigte, der noch jetzt lebet, und am ersten gegen die Secte des Molinos aufgetreten ist."

„Ich kann übrigens am Schlutse dieses Briefes mich nicht enthalten, Gott dafür zu danken, dafs er Sie an dergleichen Büchern keinen Geschmack hat finden laſsen, und Sie durch eine besondere Leitung seiner Vorsehung denselben niemahls Ihren Beyfall gegeben haben, denn, wie sehr würde nicht bey der dermahligen Gährung in den Köpfen diese *Methode zu bethen* unter der andächtigen Classe, besonders am Hofe, um sich gegriffen haben, wenn Sie durch Ihren Credit ihr eine Stütze geliehen hätten? Gott ist mein Zeuge, dafs ich nicht für meine Meinung eingenommen bin; ich habe sogar den Trost, dafs alle geschickten Männer, die ich in der Welt kenne, und die sich eben sowohl durch ihre Kenntniſse als ihre Frömmigkeit auszeichnen, über diese Sache gerade so denken, wie ich."

„Zu wünschen wäre es in unsern dermahligen Zeiten recht sehr, dafs man von dergleichen Materien wenig sprechen möchte, und dafs sogar Seelen, welche wirklich in dem Zustande der *Beschauung* bey ihrem *Gebethe* seyn dürften, sich darüber unter sich selbst niemahls, und selbst mit ihren Gewiſsensräthen nur selten unterhalten möchten."

„Diefs habe ich stets gewiſsen Personen gerathen, die sich an mich gewendet haben, um sich von mir leiten zu laſsen. Immer war es die erste Regel, die ich ihnen gab, sie sollten unter was immer für einem Vorwande über den

Punct

Punct ihres *Gebethes* mit andern Andächtigen sich niemahls in ein Gespräch einlafsen; ich suchte so die Mifsbräuche zu beseitigen, die, wie mich die Erfahrung gelehrt hat, aus dergleichen vertraulichen Eröffnungen entstehen."

„Dieses sind, Madame, alle meine Gedanken, die ich Ihnen anvertraue, und von denen die Ihrigen vielleicht nicht sehr abweichen werden."

„Eben da ich mit meinen Bemerkungen fertig war, erhielt ich, Madame, ein kleines Billet, das Sie mir zu schreiben geruhten, und ich bitte Sie sehr um Vergebung, dafs ich Ihnen das Buch, welches mir von Ihnen geschickt ward, nicht früher wieder geliefert habe. Wahr ist es, dafs ich wegen drey Predigten, die ich seit dieser Zeit zu halten hatte, kaum Zeit genug finden konnte, es mit Aufmerksamkeit und Mufse zu lesen: doch soll dieses, Madame, gar nicht für meine Rechtfertigung bey Ihnen gelten; um so lieber danke ich Ihnen aber für die verbindliche Weise, mit der Sie Sich um meine Gesundheit zu erkundigen die Gnade hatten."

Beylage C. (zur 379ten Seite des I. B.)

Schreiben Fenelons an die Fr. v. Maintenon vom 2ten August 1696.

„Als der Bischof von Meaux, Madame, mich auffoderte, ich sollte sein Buch approbiren, so gab ich ihm mit der innigsten Rührung zu erkennen, dafs es mir zum gröfsten Vergnügen gereichen würde, wenn ich einem Prälaten, den ich von Jugend auf als meinen Lehrer in der Religionswifsenschaft verehrte, diesen öffentlichen Beweis von der Uebereinstimmung meiner Denkart mit der seinigen

gen geben könnte; ich erboth mich sogar, nach Germigny zu kommen, um da gemeinschaftlich mit ihn meine Approbation auszufertigen. Zu gleicher Zeit sagte ich dem Erzbischofe von Paris, dem Bischofe von Chartres, und dem Hrn Tronçon, über die Hauptsache in der Lehre sehe ich zwischen dem Bischofe von Meaux uud mir nicht einmahl einen Schatten von Schwierigkeit; nur dann könne ich sein Buch nicht approbiren, wenn er in demselben die Dame Guyon persönlich angreifen wolle. Diese Erklärung machte ich vor 6 Monathen. Vor kurzem hat mir der Bischof von Meaux sein Buch zur Untersuchung mitgetheilet. Bey einem flüchtigen Blicke in die Hefte merkte ich gleich, dafs es überall sich mit persönlichen Beschuldigungen abgebe; sogleich machte ich obbesagten Herren die Bemerkung, in welche Verlegenheit mich derselbe versetzte."

„Man sagte mir allerdings, ich könnte die Schriften der Dame Guyon verdammen, ohne ihre Person zu beschimpfen, und ohne mir selbst Vorwürfe darüber machen zu müfsen; aber ich beschwöre diejenigen, welche diese Sprache führen, dafs sie vor Gott die Gründe beherzigen mögen, die ich Ihnen nun vorlegen will."

„Die Irrthümer, welche man der Dame Guyon aufbürdet, lafsen sich nicht durch die Unwifsenheit ihres Geschlechtes entschuldigen: dasjenige, das sie soll gelehret haben, mufs auf den ersten Blick bey jeder auch noch so rohen Bäuerinn Schauder erregen. Hier ist nicht die Rede von einigen feinen und tiefliegenden Schlufsfolgen, die man gegen ihre Absicht aus ihren speculativen Principien vielleicht ziehen könnte; nicht von einigen ihrer Ausdrücke, es ist die Rede von einem teuflischen Plane, welcher, wie es verlautet, in allen ihren Schriften lebet; von einem ungeheuren Systeme, das in allen seinen Theilen zusammenhängt, und sich mit vieler Kunst vom Anfange bis zum Ende behaup-

tet:

tet: es sind keine dunkle Schlufsfolgen, welche der Aufmerksamkeit des Schriftstellers könnten entwischet seyn; im Gegentheile machen diese den förmlichen und einzigen Zweck seines ganzen Systemes aus; es ist augenscheinlich, sagt man, und nur mit Unredlichkeit läfst sichs läugnen, dafs die Dame Guyon es mit ihren Schriften darauf angelegt hat, den ausdrücklichen Glauben an die göttlichen Personen, an die Geheimnifse Jesu Christi, und an seine Menschheit zu vernichten: sie will die Christen von allem äufsern Cultus, und von der deutlichen Anrufung unseres einzigen Mittlers abwendig machen: sie geht darauf aus, unter den Gläubigen das innere Leben, und alles wirkliche Gebeth aufzuheben, weil sie alle deutlichen Acte, welche Jesus und seine Apostel vorgeschrieben haben, zernichtet, und die Seele für allzeit in einen Zustand von müfsiger Ruhe versetzen will, durch welche jeder Gedanke des Geistes und jede Bewegung des Herzens getödtet werden. Sie behauptet, wenn man Anfangs einen Act des Glaubens und der Liebe erweckt habe, so daure dieser Act hernach durch das ganze Leben fort, ohne dafs man ihn je wieder zu erneuern brauche; man sey immer in Gott versenket, ohne an ihn zu denken, und man müfse sich hüten, diesen Act zu wiederhohlen; sie läfst den Christen nichts als eine ruchlose und thierische Gleichgiltigkeit gegen Tugend und Laster, gegen den ewigen Hafs Gottes und seine ewige Liebe, zu welcher letzteren wir doch, wie der Glaube lehret, alle erschaffen sind. Jeden wirklichen Widerstand gegen die abscheulichsten Versuchungen untersagt sie als eine Treulosigkeit. Man soll, wie sie wähnet, annehmen, dafs man bey einem gewifsen Grade von Vollkommenheit, zu welchem sie die Seelen erhebet, mit der Begierlichkeit gar nichts mehr zu thun habe, dafs man sündenfrey, untrüglich werde; den nämlichen inneren Frieden, wie die Heiligen im Himmel, geniefse; und dafs alles dieses, was

man ohne Nachdenken, mit Leichtigkeit und durch einen inneren Zug thut, auf eine pafsive Weise und blos durch höhere Eingebung in uns vorgehe. Diese Begeisterung, welche sie sich und den ihrigen beyleget, ist nicht die gemeine Begeisterung der Gerechten, sie ist prophetischer Art, sie enthält ein apostolisches Ansehen, und ist über das ganze geschriebene Gesetz erhaben: sie begründet auf diesem Wege eine geheime Erblehre, durch welche die allgemeine Erblehre der Kirche über den Haufen fällt."

„Alles dieses, Madame, saget man. Ich behaupte, dafs eine Person, welche so viele ungeheure Maximen aufstellt, durch keine, auch noch so grobe Unwifsenheit kann entschuldiget werden. Indefsen versichert man, dafs die Dame Guyon durch ihre Schriften dieser verdammlichen Geistigkett habe Credit verschaffen, und sie in Ausübung habe bringen wollen, ja dafs dieses der einzige Zweck aller ihrer Werke sey. Nimmt man dieses von selbigen hinweg, sagt man Ihnen, so nimmt man alles hinweg, sie konnte gar keinen anderen Gedanken haben: die offenbaren Gräuel ihrer Schriften müfsen also auch offenbaren Abscheu für ihre Person erregen; ich kann demnach ihre Schriften nicht von ihrer Person trennen."

„Ich meines Theils gestehe, dafs mir das Benehmen des Bischofes von Meaux unbegreiflich ist. Auf der einen Seite geräth er in die unwilligste Hitze, wenn man an der Gewifsheit dieses Greuel-Systems der Dame Guyon nur den geringsten Zweifel merken läfst; auf der anderen Seite reicht er ihr die h. Communion mit eigner Hand: er bevollmächtiget sie, die hh. Sacramente stets zu empfangen, und giebt ihr bey ihrer Abreise aus dem Kloster zu Meaux das ehrenvollste Zeugnifs, ohne ihr einen Aufsatz abverlangt zu haben, in welchem sie förmlich einen Irrthum zurücknimmt. Woher kömmt wohl einerseits so viele

Stren-

Strenge, und andererseits so viele Nachsicht? Ich für meine Person, wenn ich von den Schriften der Dame Guyon, und durch eine nothwendige Folge von ihrer Person selbst alles das glaubte, was der Bischof von Meaux glaubet, würde aller meiner Freundschaft für sie ungeachtet, mich im Gewifsen verbunden geglaubet haben, sie im Angesicht der Kirche alle Irrthümer, welche sie in allen ihren Schriften so offenbar gelehret hat, laut eingestehen, und förmlich wiederrufen zu lafsen."

„Nach meinem Dafürhalten müfste sogar die weltliche Macht noch weiter schreiten. Denn wer ist der Flammen mehr würdig, als ein Ungeheuer, welches unter dem Scheine von Geistigkeit nur darauf ausgehet, Fanatismus und Ruchlosigkeit einzuführen; welches alle göttlichen Gesetze über den Haufen wirft; welches alle Tugenden für Unvollkommenheiten ausgiebt; welches alle Laster in Prüfungen und Vollkommenheiten umwandelt; welches alle Unterordnung, alle Regeln in der menschlichen Gesellschaft aufhebet; welches durch das Princip der Verborgenheit zu allen Arten von Heucheley und Lüge berechtiget; welches endlich für so viele Uebel kein zuverläfsiges Mittel an die Hand giebt? Auch weggesehen von aller Religion müfste schon die polizeyliche Staatsgewalt eine solche verpestete Person durch Hinrichtung aus dem Wege schaffen. Ist es also wahr, dafs dieses Weib offenbar ein so verdammliches System hat einführen wollen, so hätte man es verbrennen, nicht aber ihm Abschied geben sollen, wie diefs doch sicher der Bischof von Meaux gethan hat, nachdem er ihm vorher die Communion gereichet, und ein authentisches Zeugnifs, ohne dafs es seine Irrthümer wiederrufen hat, ausgestellt hatte. Was mich betrifft, so würde ich mich selbst um alle Ehre bringen, und an dem Bischofe von Meaux das unersetzlichste Unrecht begehen, wenn ich das Buch appro-

probiren könnte, in welchem er dieser Frau ein in allen Theilen so greuelvolles System zuschreibet."

„Hier sind meine Gründe dafür. Ich sah sie öfters, wie es Jedermann weis, ich habe sie geschätzet, und verschaffte ihr auch die Hochschätzung von erlauchten Personen, deren guter Ruf der Kirche theuer ist, und die Zutrauen zu mir hatten: ihre Schriften konnten und durften mir nicht unbekannt seyn, wiewohl ich sie nicht alle gleich zur Zeit gründlich untersuchet habe; wenigstens wufste ich genug davon, dafs ich Verdacht gegen ihre Person schöpfen, und eine strenge Prüfung mit ihr vornehmen mufste; ich habe dieses auch weit genauer gethan, als nur immer ihre Feinde und Examinatoren es zu thun im Stande waren: denn da sie damahls noch nichts zu befürchten hatte, so liefs sie sich ganz frey, ganz ungezwungen und natürlich, ganz offen gegen mich heraus; sie mufste mir öfters ihre Gedanken über die dermahlen streitige Materie eröffnen, sie mufste mir von der mystischen Sprache, der sie sich in ihren Schriften bediente, den Sinn jedes ihrer Ausdrücke genau erklären; jedesmahl sah ich deutlich ein, dafs sie alles in einem sehr unschuldigen und sehr katholischen Sinne verstand. Ich ging sogar mehr auf das einzelne ein; ich erkundigte mich genau über ihre praktische Methode, und über die Rathschläge, welche sie ganz unwifsenden, und unbehutsamen Leuten ertheilte. Nie entdeckte ich eine Spur von jenen Höllenmaximen, die man ihr zur Last leget. Wie sollte ich also diese, nachdem ich ihre Unschuld so deutlich eingesehen habe, mit gutem Gewifsen ihr durch meine Approbation aufbürden, und so ihrem guten Namen den Todesstofs versetzen?"

„Wollen Andere, die nur ihre Schriften kennen, diese in dem strengsten Sinne nehmen, und defswegen mit Censur belegen, so mögen sie dieses immer thun; ich vertheidige und entschuldige weder ihre Person

noch

noch ihre Schriften. Heifst dieses nicht schon viel thun, wenn man das weis, was ich weis? Ich wenigstens mufs Gerechtigkeitswegen den Sinn ihrer Schriften nach ihrer mir gänzlich bekannten Denkart, nicht aber ihre Denkart nach dem strengen Sinne beurtheilen, den man ihren Ausdrücken unterlegt, und an den sie nie gedacht hat. Würde ich anders handeln, so würde ich das Publikum vollends überzeugen, dafs sie den Scheiterhaufen verdient. Hier haben Sie also meine Regel in Hinsicht der Gerechtigkeit und der Wahrheit.“

„Kommen wir auf den Wohlanstand! Ich war mit ihr bekannt, ihre Schriften konnten mir kein Geheimnifs bleiben: ich mufste mich von ihren Gesinnungen überzeugen; ich ein Priester, ich ein Prinzenlehrer, ich ein Mann, der sich von seiner Jugend auf unabläfsig mit dem Studium der Lehre beschäftiget hat, ich mufste doch das, was so augenscheinlich seyn soll, bemerken; ich müfste also auch die Evidenz dieses ruchlosen Systems wenigstens geduldet haben; diefs erregt aber Schauder, und bedeckt mich mit ewiger Schande; unser ganzer Umgang lief also nur auf jene gräfsliche Geistigkeit hinaus, welche, wie man vorgibt, in allen ihren Schriften herrschet, und die Seele aller ihrer Gespräche ist. Erkenne ich durch meine Approbation alles dieses an, so mache ich mich dadurch unendlich strafbarer, als es die Dame Guyon selbst ist. Jeder Leser wird es gleich bey dem ersten Blicke erkennen, dafs man mich dahin gebracht habe, eine für meine Freundinn entehrende Schrift zu unterzeichnen, deren abentheuerliches System ich also wifsen mufste, weil es in ihren Werken so offen, und zwar nun nach meinem eignen Eingeständnifse da liegt. So spräche ich also mein Urtheil gegen mich selbst, und unterzeichnete es gleich an der Spitze des von dem Bischofe von Meaux gefertigten Buches, in welchem alle Gräuel dieses Sy-

ste-

stemes aufgedeckt sind. Ich behaupte, das ein solcher Federzug, den ich gegen mein Gewifsen blos aus niederträchtiger Politik vornehmen würde, mich für allzeit ehrlos, und unwürdig meines Kirchen-Amtes nnd meiner Stelle machen müfste."

„Nichts desto weniger erwarteten dieses von mir die vernünftigsten und mir sehr gewogenen Personen, und suchten mich durch Umwege dazu zu stimmen. Ich soll also, um meine Ehre sicher zu stellen, durch meine Unterzeichnung erklären, dafs meine Freundinn sammt ihren Schriften wegen einer fluchwürdigen Geistigkeit, welche das einzige Baud unserer Frenndschaft ausmacht, in das Feuer geworfen zu werden verdient! Aber ferner, wie soll ich denn diese Erklärung ausstellen? Soll dieses frey, ganz nach meinen Gedanken, und in einem Buche geschehen, in dem ich mich über alles weit verbreiten kann? Nein, ich soll nur die Rolle eines stummen und beschämten Mannes spielen; ich soll mir die Hand führen lafsen; ich soll in dem Werke eines Andern blos durch meine Approbation den Ausspruch thun; ich soll so eingestehen, dafs meine Freundinn ein Ungeheuer der Erde ist, nnd dafs das Gift ihrer Schriften nur aus ihrem Herzen geflofsen seyn kann; diefs ist es, was meine besten Freunde meiner Ehre wegen aussannen! — Wenn meine grausamsten Feinde mir eine Falle legen wollten, um mich zu fangen, müfsten sie nicht garade so etwas von mir fodern?"

„Man wird mir freylich einwenden, ich müfse die Kirche mehr als meine Freundinn, ja mehr als mich selbst lieben; gleich als wenn die Kirche in einer Sache gefährdet wäre, wo die Lehre in Sicherheit ist, und wo es nur um eine Frau zu thun ist, deren Ehre ich übrigens rettungslos zu Grunde richten lafsen will, wenn ich nur nicht gegen mein Gewifsen an diesem Verfahren Theil nehmen soll."

„Ja

„Ja Madame, lieber wollte ich meine Freundinn, und mich noch dazu mit eigner Hand nnd mit Freude in das Feuer stürzen, ehe ich die Kirche in Gefahr sollte kommen lassen: aber hier betrifft es nur ein armes gefangenes Weib, das mit Scbmerzen und mit Schimpfe überdecket ist. Niemand vertheidiget es, Niemand entschuldigt es, und doch steht man immer in Fnrcht!"

„Endlich, was ist mehr zu rathen? Entweder daſs ich in der Welt das Andenken an meine ehemahlige Verbindung mit ihr erneure, und mich auf diese Weise entweder als den dümmsten Menschen, weil ich ihre offenbare Schändlichkeiten nicht eingesehen habe, oder als einen Ruchlosen, weil ich dieselben wenigstens geduldet habe, hinstelle, oder daſs ich nnerschütterlich ein tiefes Stillschweigen über die Schriften und Person der Dame Guyon beobachte, und mich als ein Mann verhalte, der sie im Herzen entschuldiget, weil sie vielleicht weder den theologischen Gehalt ihrer Ausdrücke noch die Strenge eingeseheu hat, mit welcher man künftig die Sprache der Mystiker untersuchen dürfte, nachdem man durch die Erfahrung den Miſsbrauch, welchen einige Heuchler von derselben gemacht haben, hat kennen gelernet? Noch einmahl, welche von diesen beyden Seiten ist die weiseste?"

„Man sagt es ohne Unterlaſs, daſs auch die geschätztesten Mystiker vieles überspannt hätten; man behauptet sogar, daſs der h. Clemens und mehrere der vorzüglichsten Väter Ausdrücke sich erlaubt hätten, die vieler Milderung bedürftig wären; warum soll denn allein ein Weib nichts haben übertreiben können? warum muſs denn alles, was *sie* gesagt hat, auf ein System berechnet seyn, welches Schauder erreget? Konnte sie aber schuldlos manches übertreiben; habe ich das Schuldlose ihrer Uebertreibungen genau und vollkommen eingesehen; weis ich, daſs sie dasjenige, was in ihren Büchern steht, in einem weit beſseren Sinne habe sagen wollen; habe ich dafür

eben

eben so entscheidende Beweise, als die Ausdrücke, die man in ihren Schriften tadelt, zweydeutig sind, wie sollte ich gegen mein Gewifsen ihr, und mit ihr auch mir, die Ehre rauben können? Man beherzige doch mein ganzes Benehmen etwas tiefer! War die Frage von dem Wesentlichen der Lehre, so sagte ich dem Bischofe von Meaux gleich Anfangs, dafs ich die 34 zu Papier gebrachten Sätze mit meinem Blute unterschreiben wollte, wenn man sich nur über einige Puncte erklären würde. Der Hr. Erzb. von Paris drang dieser Erklärungen wegen, die er für billig und nothweudig hielt, sehr in den Bischof von Meaux; dieser willigte endlich ein, und nun säumte ich keinen Augenbliek mehr mit meiner Unterzeichnung. Gegenwärtig, wo man den Schimpf, den man der Dame Guyon und ihren Schriften versetzet, auch auf mein Amt und meine Person durch einen Gegenstofs zurückprallen will lafsen, findet man an mir einen unüberwindlichen Widerstand. Woher kömmt diese Verschiedenheit in meinem Benehmen? War ich vielleicht schwach und furchtsam, als ich die 34 Sätze unterzeichnete? Meine gegenwärtige Festigkeit kann darüber Auskunft geben. Oder weigere ich mich jetzt blos aus Starrsinne, und aus Hang zu Cabalen, das Buch des Bischofes von Meaux zu approbirn? Darüber kann meine Leichtigkeit in Unterzeichnung der 34 Sätze entscheiden. Wäre ich starrsinnig, so würde ich es weit mehr über den Grund der Lehre von der Dame Guyon, als über ihre Person seyn: ich könnte sogar in meiner gefährlichsten Hartnäckigkeit nur in so ferne auf ihre Person Rücksicht nehmen, als es mir zur Förderung der Lehre nöthig zu seyn dünkte; alles dieses wird durch das Benehmen, das ich beobachtet, hinlänglich ins Licht gesetzet. Man verdammte sie, sperrte sie ein, that ihr allen Schimpf an; nicht ein einziges Wort habe ich geredet, um sie zu rechtfertigen, oder zu entschuldigen, oder ihre Lage zu versüfsen. Was aber den

Grund

Grund der Lehre angeht, so habe ich fortgefahren zu schreiben, und mich auf die von der Kirche gutgeheifsenen Schriftsteller zu berufen. Diejenigen, die den Gang unserer Streitigkeit genau beobachtet haben, müfsen es eingestehen, dafs der Bischof von Meaux, welcher Anfangs nur zermalmen wollte, sich genöthigt sah, von Dingen, die er hundertmahl als böse verworfen hatte, allmählig eines um das andere anzunehmen. Nicht also wegen der Person der Dame Guyon, nicht wegen ihrer Schriften stand ich in Sorgen, sondern wegen des Grundes der Lehre der Heiligen, die dem gröfsten Theile der Scholastiker nur zu unbekannt ist. Sobald nur die Lehre in Sicherheit war, so sah ich, ohne eben defswegen die Irrthümer mancher Verblendeten zu schonen, ganz ruhig zu, wie die Dame Guyon beschimpfet und ins Gefängnifs gesetzt wurde. Wenn ich mich gegenwärtig weigere, dasjenige, was der Bischof von Meaux von ihr gesagt hat, zu approbiren, so will ich nur nicht gegen mein Gewifseu ihren Schimpf vollenden, will ihr nur nicht selbst die Ehre dadurch rauben, dafs ich ihr Lästerungen aufbürde, die unvermeidlich auf mich zürückfallen."

„Seitdem ich die 34 Sätze unterzeichnet habe, habe ich in jeder Gelegenheit, die sich mir natürlich darboth, erkläret, dafs ich sie unterzeichnet habe, und dafs nach meinem Dafürhalten man sich über die gesetzten Schranken nicht versteigen dürfe."

„In der Folge habe ich den Hrn Erzbischof von Paris eine sehr weitschichtige und genaue Entwicklung des ganzen Systems von den innern Wegen am Rande der 34 Sätze lesen lafsen: nicht den geringsten Irrthum oder Uebertreibung hat dieser Prälat bemerket. Auch Hr. Tronson, dem ich gleichfalls dieses Werk zeigte, fand nichts daran auszusetzen."

„Vor ungefähr sechs Monathen ersuchte mich eine Carmeliterinn aus der Vorstadt Saint-Jaques um einige Aufklärungen über diese Materie. Ich schrieb ihr sogleich einen langen Brief, den ich von dem Bischofe von Meaux untersuchen liefs. Er schlug mir vor, ich möchte nur ein einziges Wort weglafsen, das zwar an sich gleichgiltig sey, von dem man aber, wie er bemerkte, zuweilen einen üblen Gebrauch gemacht habe. Ich strich es auf der Stelle weg, und setzte noch, gröfserer Verwahrung wegen, Erklärungen hinzu, die er gar nicht foderte. Die Vorstadt Saint-Jaques, aus welcher die feindseligste Kritik über die Mystiker an das Licht getreten ist, hatte nicht eine einzige Sylbe gegen meinen Brief einzuwenden. Hr. Pirot sagte laut, man könne sich in dieser Materie an ihn, wie an die sicherste Regel halten. Wirklich habe ich auch in demselben alle Irrthümer verdammt, über welche einige rechtschaffene Leute in neuerer Zeit so unruhig geworden sind. Diefs finde ich jedoch noch nicht hinlänglich, um allen eitlen Verdacht zu zerstreuen, und ich halte es für nothwendig, mich noch auf eine mehr authentische Weise zu erklären. Ich habe ein Werk gefertiget, in welchem ich das ganze System der inneren Wege gründlich auseinandersetze; ich zeige darin auf der einen Seite alles, was mit dem Glauben übereinstimmt, und sich auf die Erblehre der Heiligen gründet; auf der anderen aber alles, was davon abweichet, und was eine nachdrückliche Censur verdient. Jemehr ich mich genöthiget sehe, dem Buche des Bischofes von Meaux meine Approbation zu versagen, desto unerläfslicher wird es für mich, dafs ich mich stärker und bestimmter erkläre. Das Werk ist schon ganz ausgearbeitet: man hat nicht zu besorgen, dafs ich darin dem Bischofe von Meaux widerspreche; lieber wollte ich sterben, als dem Publikum einen so ärgerlichen Auftritt zur Schau geben. Wenn ich von ihm rede, so geschieht es nur, um ihn zu loben, und mich seiner

rer Worte zu bedienen: ich kenne vollkommen seine Gesinnungen, und ich kann dafür bürgen, daſs er mit meinem Werke zufrieden seyn wird, wenn er es mit dem Publikum wird kennen lernen."

„Uebrigens bin ich gar nicht des Willens, es drucken zu laſsen, ohne darüber vorher Andere zu Rathe zu ziehen; ich werde es in der tieſsten Stille dem Hrn Erzbischofe von Paris, und dem Hrn Tronson anvertrauen. Wenn sie es werden durchgelesen haben, werde ich es nach ihren Verbeſserungen herausgeben: sie sollen Richter über meine Lehre seyn, und nur das, was sie gutgeheiſsen haben, soll gedruckt werden. Man braucht also darüber gar nicht bange zu seyn. Gerne hätte ich es auch dem Bischofe von Meaux anvertrauet, wenn ich mich nicht genöthigt sähe, ihm die Kenntniſs von dem Daseyn dieses Werkes zu entziehen, weil er sonst wegen Rücksicht auf sein Buch, den Druck des meinigen wahrscheinlich zu hintertreiben suchen würde. Ich werde in diesem Werke alle Mystiker, die sich über die Lehre getäuscht haben, auffodern, ihre Irrthümer einzugestehen; ich werde ferner denjenigen, die, ohne eben in einen Irrthum zu verfallen, sich doch übel ausgedrückt haben, zeigen, daſs sie im Gewiſsen verbunden sind, ihre Ausdrücke ohne Rückhalt zu verdammen, sich derselben nicht mehr zu bedienen, und durch eine öffentliche Erklärung ihrer wahrer Gesinnungen jede Zweydeutigkeit zu tilgen. Kann man weiter gehen, um den Irrthum zu entfernen?"

„Gott weis, wie wehe es mir thut, daſs ich bey dieser Gelegenheit der Person, für welche ich in der Welt die unveränderlichste und aufrichtigste Ehrfurcht und Ergebenheit hege, einiges Leid verursache."

Bey-

Beylage D. (zur 415ten Seite des I. Bs.)

Schreiben Fenelons an Ludwig XIV. vom 11. May 1697.

„Sire! Hr. v. Beauvilliers hat aus Auftrag Eurer Majestät über mein Buch mit mir gesprochen. Ich bin so frey, das zu bestättigen, was ich schon Höchstdenselben zu sagen die Gnade hatte; nämlich, recht gerne will ich neuerdings eine Untersuchung meines Buches mit dem Erzbischofe v. Paris, dem Hrn Tronson und Hrn Pirot anstellen, obgleich diese es schon Anfangs untersuchet haben. Mit Vergnügen, Sire, werde ich ihre Einsichten benützen, um alles zu ändern oder zu erklären, was nach unserm einstimmigen Gutachten eine Aenderung oder Erklärung nöthig haben dürfte. Doch glaube ich hell genug zu sehen, um Eurer Majestät zu sagen, daſs ich alle Schwierigkeiten sehr leicht werde heben können: ich werde zu diesem Zwecke meinem Buche nur einige Zusätze geben dürfen, welche ich schon in ein weitschichtigeres Werk eingetragen, aber der Kürze wegen bey dem Drucke weggelaſsen habe. Die Erfahrung überzeuget mich, daſs sie sehr nothwendig sind, um eine Menge von Lesern zufrieden zu stellen, denen in dergleichen Materien alles neu ist. Obgleich der Papst mein einziger Richter ist, und der Erzb. von Paris nur den Weg der Ueberredung mit mir einschlagen kann, so glaube ich doch immer mehr und mit einer Art von Gewiſsheit einzusehen, daſs wir über die Lehre wenig verlegen seyn, und daſs wir nach einigen Conferenzen vollkommen einstimmig, sogar über die Ausdrücke seyn werden. Wenn ich dem Papste geschrieben habe, so wiſsen Euere Majestät, daſs ich es auf seinen Befehl, und sogar sehr spät gethan habe, obgleich ich es schon Anfangs hätte thun sollen; denn ein Bischof kann sich nicht im Verdacht wegen seines Glaubens sehen, ohne

ne sogleich dem h. Stuhle deſswegen Rechenschaft zu geben: mich foderte sogar ein dringendes Intereſse auf, daſs ich mir nicht von Leuten zuvorkommen lieſs, die in Rom weitschichtige Verbindungen haben.“

„Diese ganze Sache, Sire, würde nicht so lange dauern, wenn Jedermann, so wie ich, auf die Beendigung derselben Bedacht genommen hätte. Seit drey und einem halben Monathe läſst mich der Bischof von Meaux auf seine Bemerkungen warten. Er hatte mir versprechen laſsen, daſs er sie nur mir, höchstens noch dem Erzbischofe von Paris und dem Bischofe von Chartres zeigen würde: indeſsen hat er sie verschiedenen Personen mitgetheilet, nur *ich* habe sie bis jetzt noch nicht erhalten können. Hier liegt der Grund, Sire, warum die Untersuchung, die ich von dem Erzbischofe von Paris, von den Herren Tronson und Pirot soll vornehmen laſsen, noch nicht angefangen hat. Verschiedenes, was mir von vielen sehr guten Quellen zu Ohren gekommen ist, überzeugt mich, daſs in diesen Bemerkungen keine Dinge enthalten sind, die uns einen Aufenthalt verursachen dürften: alles läuft auf blose Zweydeutigkeiten hinaus, welche aber durch Erklärungen, die mein Buch selbst liefert, leicht und ganz natürlich werden zu heben seyn. Ich meiner Seits werde keinen Augenblick deſswegen zaudern. Ich schäme mich und bin sehr betrübt darüber, Sire, daſs durch ein so langes Hinausschieben der erregte Lärmen immer fortwähret. Es ist niederschlagend, daſs ich einem Gebiether lästig werden soll, der mich mit Gnaden und Guthaten überhäufet hat. Aber, Sire, ich erkühne mich es zu sagen, daſs ich nach allen Umständen dieses Versehens mehr zu beklagen als zu tadeln bin, denn ich trage die Schuld davon nicht, und hoffe, ihm sehr schnell ein Ende zu machen. Nichts wird übrigens den tiefsten Respect,

die

die Unterthänigkeit und den Eifer übersteigen, mit welchem — —"

Beylage E. (zur 438ten Seite des I. Bs.)

Schreiben Fenelons an die Fr. v. Maintenon vom 29ten Julius 1697.

„Weil Sie es, Madame, für unnütze erachten, mir fernerhin eine Audienz gnädig zu gestatten, so will ich Ihnen auch darüber nicht zudringlich seyn. Ich enthalte mich des Zutritts zu Ihnen aus Respect, und wende mich zu Gott, dafs er dasjenige Ihnen zu verstehen geben möge, was ich Ihnen vorzutragen nicht mehr hoffen kann. Seyen Sie, Madame, ich bitte demüthigst darum, überzeugt, dafs ich in den Briefen, welche ich an den König und Sie zu schreiben die Ehre hatte, mich mit keinem einzigen Worte über den Erzbischof von Paris beklagen, oder seine besten Absichten wegen des Friedens in Zweifel setzen wollte Nach den Verdrüfslichkeiten, die ich ihm verursacht habe, und bey den wirklichen Diensten, die er mir zu leisten gesuchet hat, kann ich nicht anders als löblich von ihm denken: aber man gestattete ihm nicht, eines der Projecte auszuführen, über welche er mit mir zur Erklärung meines Buches übereingekommen war. Alle Mafsregeln, die wir getroffen hatten, wurden immer seit sechs Monathen hintertrieben. Endlich stand es ihm gar nicht mehr frey, sich mit mir über mein Buch in umständlichere Erörterung einzulafsen, und mir, ehe er meine letzte Antwort dem Könige übergab, eine Unterredung mit den Theologen, die er zu Rathe gezogen hatte, zu verschaffen. Nach einer solchen Erfahrung glaubte ich ihn

um zwey Dinge ersuchen zu müfsen: Das erste besteht darin, dafs man mir schriftlich die bestimmten Ausdrücke, in welchen ich mich über mein Buch an das Publikum erklären soll, mittheilen möchte, um zu untersuchen, ob ich sie annehmen könne. Das zweyte enthält, er sollte mir Versicherung geben, dafs er unbeschränkte Vollmacht habe, mit mir durch Berathung der geschicktesten Doctoren die ganze Sache zu Ende zu bringen. Es ist nicht billig, dafs man von mir durch den Erzbischof von Paris alle Worte, soviel als möglich, herauslocken, und sich doch mit mir nicht wechselseitig einlafsen will. Hätte ich so mit ihm geendiget, so müfste ich mit dem Bischofe von Meaux wieder von vorne anfangen. Der Hr. Erzbischof von Paris fand es nicht für gut, mir schriftlich die genau bestimmten Ausdrücke zu geben, welche man von mir verlanget: er hat mir Anfangs mündlich, und hernach schriftlich erklärt, er habe keine Vollmacht, um mir für irgend eine Endentscheidung gut zu stehen. Ferne davon, mich über ihn zu beschweren, bedaure ich ihn vielmehr, doch bin ich noch weit mehr zu bedauern, denn in einer solchen Lage weis ich nicht mehr, mit wem ich reden soll. Mir bleibt nichts übrig, als um die Erlaubnifs anzuhalten, nach Rom reisen zu dürfen. Dieser Schritt fällt mir äufserst schwer, aber man legt alles sorgfältig darauf an, dafs ich mich zur Ergreifung dieses äufsersten Mittels gezwungen sehe. Ich kann mich also nicht enthalten, bey dem Könige unterthänigst, respectvoll und inständigst um die Erlaubnifs dazu anzusuchen. Diese Reise werde ich, mifstrauisch auf mich selbst, ohne Rechthaberey, und blos defswegen machen, um, wenn ich mich irre, aus dem Irrthume zu kommen, und um dort zu finden, was ich in Frankreich nicht finden kann, nämlich Jemand, mit dem ich meine Sache endlich abthun kann. Es ist hier nicht blos um mein Buch, sondern auch um mich selbst zu thun, weil, wenn der Grund desselben böse ist,

mir

mir aus dem Irrthume geholfen werden muſs. Was das Buch selbst betrifft, so kann die Sache desselben Niemand vertheidigen, als ich allein; ich habe Niemand, und weis Niemand ausfindig zu machen, der Lust hätte, statt meiner sich einer Sache anzunehmen, die man so gehäſsig gemacht hat, und die so gefährlich zu vertheidigen ist. Sollte man denn alles gegen mich aufbiethen, und mir sogar die Freyheit entziehen wollen, mich zu rechtfertigen? Wenn man ohne Beweis, und ehe noch etwas durch die gesetzmäſsige Authorität entschieden ist, meine Lehre für nichts anders als für Neuerung und Irrthum ausgeben will, so setzt man voraus, was in der Frage liegt, blos um den Eifer des Königes rege zu machen, daſs er mich zu Boden drücken soll. Geschieht dieses, so bleibt mir nichts übrig, als Gottes Fügung anzubethen, und mein Kreuz zu tragen; aber Leute, welche blos durch Gewalt diese Sache enden wollen, bahnen den Weg vielmehr zum neuen Beginnen als zum Endigen derselben. Ich meiner Seits, Madame, hoffe zwar nicht aus eignen Kräften, sondern mit der Gnade Gottes, daſs ich, man mag handeln, wie man will, in Hinsicht meiner Gegner mich stets fest und geduldig, gegen die Kirche gelehrig und ausnahmlos unterwürfig, gegen den König voller Eifer und Anhänglichkeit, und gegen Sie voller Respect und Dankbarkeit bis zu meinem letzten Hauche betragen werde."

Bey-

Beylage F. (zur 310ten Seite des III. Bs.)

Kirche.

„*Staatsgewalt* (puissance temporelle). *Definition.* Sie besteht in der Macht, *durch äussern Zwang* die Menschen anzuhalten, daſs sie in gehöriger Unterordnung mit Gerechtigkeit nnd sittlichem Anstande ruhig und gesellig leben. *Beyspiele.* So haben die Griechen und die Römer gelebt. In diesen Beyspielen sieht man die vollständige Staatsgewalt, ferne von irgend einer Obermacht in Religionssachen.

Kirchengewalt. Definition. Sie besteht in der Macht, die Glaubensartikel zu lehren, die hh. Sacramente auszuspenden, und zum Behufe des ewigen Heils zur Uebung der evangelischen Tugenden anzuleiten, jedoch nur *auf dem Wege der Ueberzeugung*, *nicht aber durch äussern Zwang.* Zum Beyspiele dienet hier die alte Kirche bis auf Constantin, ferner die protestantische Kirche in Frankreich. Diese stellte ihre Prediger und Kirchendiener an, versammelte die Gläubigen, verwaltete ihr Kirchengut, gab Entscheidungen, nahm Zurechtweisungen vor, und verhängte den Kirchenbann: sie that alles dieses ohne äussere Zwanggewalt. In gleichem Falle befindet sich auch die katholische Kirche in Holland und in der Türkey.

Eine Kirche, die in einem Lande geduldet und geschützet wird, sollte in ihren Functionen um so freyer und ungehinderter seyn. In Frankreich lieſsen unsere Könige den Protestanten volle Freyheit, ihre Prediger zu wählen und abzusetzen; sie schränkten sich blos darauf ein, zu ihren Synoden Commissäre zu schicken. Der Sultan läſst die Christen ihre Kirchenvorsteher frey wählen

und absetzen. Würde man die französische Kirche auf dem nämlichen Fuſse behandeln, so würde sie der ihr gegenwärtig entzogenen Freyheit genieſsen, ihre geistlichen Vorsteher zu wählen, abzusetzen, und zu versammeln. Der Schutz der Fürsten muſs Unterstützung und Erleichterung gewähren, nicht aber in Zwang und Unterjochung ausarten.

Wechselseitige Unterstützung der beyden Gewalten. — Die weltliche Macht (Staatsgewalt) hat ihren Entstehungsgrund in einem Vereine von Menschen, den man Nation nennt. Die geistliche Macht (Kirchengewalt) kommt von Gott durch die Sendung ihres Stifters und der Apostel. Die Staatsgewalt ist in einem gewiſsen Sinne von höherem Alter: sie hat die Kirchengewalt frey aufgenommen. In einem anderen Sinne ist die Kirchengewalt älter: öffentliche Gottesverehrung war eher, als menschliche Gesetze gegeben wurden. Den Fürsten stehen keine Befugniſse über die Pastoralfunctionen zu, und diese schlieſsen in sich das Recht ein, über die Glaubenslehre zu entscheiden, dieselbe vorzutragen, die Sacramente auszuspenden, die Seelsorger aufzustellen, den Kirchenbann zu verhängen. Die Kirchenvorsteher haben keine Zwanggewalt in Hinsicht der Staatspolizey. Die zwey Gewalten leisten sich einander wechselseitigen Beystand. Der Fürst strafet diejenigen, welche sich Neuerungen gegen die Kirche erlauben. Die Kirche befestigt das Ansehen des Fürsten, indem sie den Unterthanen die Pflicht des Gehorsams einschärfet, und die Störrigen mit dem Kirchenbanne belegt. Die zwey Gewalten waren während der dreyhundertjährigen Verfolgungsperiode getrennt. Seit dem Eintritte des Friedens sind sie miteinander vereinigt, und gehen einstimmig zu Werke: doch sind sie nicht ineinander zu einer Gewalt verschmolzen. Bey ihrer Einstimmigkeit müssen sie stets von einander abgesöndert bleiben, und ein Theil, wie der andere muſs

seine

seine Freyheit ungekränkt behalten. Der Fürst ist ein Laye; in Betreffe der geistlichen Angelegenheiten steht er, wie der geringste Laye, unter seinem Seelenhirten, wenn er anders ein Christ seyn will. Die Kirchenvorsteher stehen in zeitlichen Angelegenheiten, gleich den geringsten Unterthanen unter ihrem Fürsten, und müssen das Beyspiel des Gehorsams geben. Die Kirche kann also den Fürsten mit dem Banne belegen; der Fürst kann hingegen den Kirchenvorsteher hinrichten lassen. Beyde müssen sich aber dieses Rechtes nur im äussersten Nothfalle bedienen.

Die Kirche vertritt Mutterstelle an den Königen. Sie befestiget ihr Ansehen, indem sie die Menschen durch ihr Gewissen bindet. Sie weiset die Völker an, sich Könige nach dem Herzen Gottes zu wählen. Sie arbeitet daran, die Könige unter sich im Frieden und in der Einigkeit zu erhalten. Ihr steht aber das Recht nicht zu, Könige ein- oder abzusetzen, davon sagt die h. Schrift nichts: diese spricht nur von einer freywilligen Unterwerfung rücksichtlich geistlicher Angelegenheiten.

Die Könige sind die Beschützer der Kirchenverordnungen. Nun heifst aber *Schützen* — nicht *Entscheiden,* nicht — Obergewalt über die Kirche ausüben. Durch ihren Schutz stehen sie der Kirche gegen ihre Feinde, und gegen ihre aufrührischen Kinder bey. Schutz ist Unterstützung, um die Kirchenverordnungen in Gang zu bringen, nicht aber Anmafsung, der Kirche in Verordnungen zuvor zu kommen. Fort mit eigenmächtigen Entscheidungen! Fort mit Obergewalt! So wie der Fürst in Hinsicht der weltlichen Angelegenheiten vollkommener Herr ist, gleich, als gäbe es keine Kirche, so ist auch die Kirche in Hinsicht des Geistlichen völlig unumschränkt, gleich, als gäbe es keinen Fürsten.

Wenn der Fürst die Kirchenverordnungen in Schutz nimmt, so übt er nur die Pflicht des Gehorsams aus.

Aeus-

Aeusserer Bischof (Siehe Buch III. S. 139.) ist der Fürst nur in so ferne, als er die von der Kirche innerhalb ihres Gebiethes festgesetzte Polizey durchzusetzen sucht. Wenn von einem blosen Beschützer der Kirchenverordnungen die Rede ist, so verstehet man darunter einen Mann, der diese Verordnungen oder Regeln nie selbst macht, sondern sie nur nachher, da die Kirche sie gemacht hat, vollstrecken läfst. Daraus folgt, dafs der Fürst in Kirchensachen sich nie der Ausdrücke bedienen sollte: *Wir wollen. Wir befehlen. Wir verordnen.*

Anmerkung. Erst seit der Regierung Franzens I. liefs man dergleichen Ausdrücke in die Edicte, öffentliche Erklärungen und Verordnungen einfliefsen.

Zusammensetzung beyder Gewalten. Vermischte Versammlungen. Concilien, auf welchen mit den Bischöfen auch die Fürsten und ihre Abgesandten zusammenkamen. Besondere Concilien unter Carln dem Grofsen. Capitularien, Regeln der Kirchendisciplin, der Staatspolizey.

Die *Christenheit* machte gleichsam eine einzige christliche Republik aus, an deren Spitze der Papst als Oberhaupt stand. *Beyspiele.* Die Amphyctionen. Die vereinigten Niederlande.

Der Papst ward souverain: die Kronen wurden als Lehen des h. Stuhles angesehen.

Königliche Dynastie. Die christlich-katholische Religion ist zwar jünger als der Staat, indem sie von letzterem frey aufgenommen ward; sie ist aber älter als die königliche Dynastie, indem diese von der Kirche angenommen und bestätigt wurde. *Beyspiele.* Pipin, Hugo Capet.

Ueberreste und Spuren von Königswahlen. Die Könige wurden bey Lebzeiten ihrer Väter bis auf die Zeiten des h. Ludwigs hin gesalbet. Die Salbung drückte der Wahl das Siegel auf, weil das Volk nur einen Bekenner

des christlich-katholischen Glaubens zum Könige haben wollte.

Beyspiele von ketzerischen Königen. Uebereinkunft und Eidesleistung, von welcher noch die Formel vorhanden ist. Hieher rechnet man Peter den Grausamen — Johann ohne Land — den Kaiser Heinrich IV. — Friederich II. — den Grafen von Toulouse, einen *Albigenser* — den französischen König Heinrich IV. — die Griechen in Italien zur Zeit Gregors II. *Rom*, Mittelpunct der Einigkeit, Kirchenoberhaupt, von Gott selbst dazu eingesetzt, damit es seine Brüder unaufhörlich bis zum Ende der Welt im Glauben stärken solle. Man muſs immerwährend, vorzüglich in Hinsicht der Glaubenslehre, mit dem h. Stuhle in Gemeinschaft stehen. Der Papst kann, wie die Ultramontaner selbst eingestehen, in eine Ketzerey verfallen, dann ist er aber kein Papst mehr. Vorsitz des Osius, Bischofes von Corduba, auf dem Concilium zu Nicäa im Namen des Papstes. Päpstliche Gesandten auf andern Concilien. Nothwendigkeit eines Mittelpunctes der Einigkeit, das von einzelnen Fürsten sowohl, als von den besondern Nationalkirchen unabhängig seyn muſs.

Die Geistlichen müssen von ihren Einkünften zu den Staatslasten beytragen.

Freyheiten der gallicanischen Kirche in Hinsicht geistlicher Angelegenheiten. Rom hat sich einer willkürlichen Macht bedienet, und durch Anwartschaftsbriefe, durch frivole Appellationen, durch gehässige Taxen, durch Miſsbrauchung der Dispensationsgewalt die Ruhe und Ordnung der besondern Kirchen gestöret. Man muſs aber gestehen, daſs solche Eingriffe sehr abgenommen haben. Nun kommen die Eingriffe von Seite der weltlichen Macht, nicht von Seite Roms. In Frankreich ist, die Sache factisch betrachtet, der König mehr Kirchenoberhaupt als der Papst. Frey ist man in Rücksicht des Papstes, Sclave in Rücksicht des Königes. Die königliche Gewalt

über

über die Kirche ist an die weltlichen Gerichte gefallen; die Layen herrschen über die Bischöfe. Der dritte Stand befiehlt jetzt dem Herrenstande. Das Recht wegen gewisser Anmassungen an den König zu appelliren, (l'appel comme d'abus) wird schrecklich gemiſsbraucht, und erfordert eine Reform. Miſsbrauch ist es, keine Provincialconcilien zuzulassen. Nationalconcilien sind gefährlich. Miſsbrauch ist es, daſs man darauf dringet, den Layen dogmatische Bullen zur Einsicht und Untersuchung vorzulegen. Ehemahls dehnte die Kirche unter dem Vorwande des bey Verträgen geleisteten Eides ihre Richtergewalt über alles aus; heutiges Tages thuen dieses die Layen unter dem Vorwande des Besitzstandes. Der Regel gemäſs sollten die Bischöfe von Frankreich fest an ihr kanonisches Herkommen halten, und der König sollte, ihren Wünschen zufolge, ihnen dazu beystehen, daſs sie sich auf kanonische Weise dabey behaupten könnten.

Freyheit der gallicanischen Kirche in Hinsicht des Zeitlichen. In blos weltlichen Angelegenheiten genieſst der König, das Volk und die Geistlichkeit selbst vollkommene Freyheit, dem Papste gegenüber. Dem Könige steht das Recht zu, Bullen, die Eingriffe in das Weltliche enthalten, zu verwerfen.

Mittel zur Herbeyführung einer Reform. Man setze einige fromme, gelehrte und mäſsig denkenke Bischöfe dem Staatsrathe bey, aber nicht blos der Form wegen, sondern um sie wirklich über vermischte Angelegenheiten sprechen zu lassen; man erinnere sich, daſs sie ganz natürlich die ersten Güterherren und Staatsräthe sind.

Man setze eine Commission aus frommen weltlichen Magistratspersonen und aus rechtschaffenen Bischöfen nieder, nm das Recht wegen miſsbrauchter Gewalt zu appelliren, (l'appel comme d'abus) fest und richtig zu bestimmen.

Man

Man hebe alle Exemtionen der Capitel und der keiner Congregation einverleibten Klöster auf. Wenig erbauliche Orden reformire man entweder, oder unterdrücke sie. *Beyspiele.* Die Congregation von Clugny. Reform der Franciscaner.

Man lasse die Bischöfe mit Vorbehalt der einfachen Appellation frey und ungehindert ihre Gewalt äussern, um alle Seelsorger und Geistliche ihres Sprengels zu visitiren, sie zurechtzuweisen, sie mit Interdicten zu belegen, und sie abzusetzen. Man lasse den Bischöfen die Freyheit, auf ihren Officialaten in eigner Person zu sprechen. *).

Zur

*) Was F. hier sagen wolle, wird man besser verstehen, wenn man felgende aus Fleury's Institutions au droit ecclesiastique Tome II. chapitre 4. entnommene Stelle damit vergleichet: „Die Bischöfe gaben sich, besonders in den neueren Zeiten, so selten damit ab, in eigener Person Urtheile zu sprechen, dafs ihnen endlich die weltlichen Richter das Recht dazu streitig machen wollten, und sie in die Classe der Gutsherren versetzten, die eine untergeordnete Gerichtsbarkeit besitzen, aber nach den Gesetzen des Königreichs verbunden sind, diese Gerichtsbarkeit durch Andere ausüben zu lassen. Allein hier waltet ein grofser Unterschied ob. Jedermann ist fähig, weltliche Herrschaften zu besitzen, sogar Weiber und Kinder; und die Männer, welche gewöhnlicher Weise solche Herrschaften haben, sind Edelleute, welche die Waffen handhaben, aber von den Regeln und Formen der Rechtspflege wenig verstehen. Ein Bischof hingegen mufs der kanonischen Satzungen kundig, und fähig seyn, selbst ein Urtheil zu fällen: diefs ist eine der hauptsächlichsten Pflichten, die ihm in der Consecrationsformel deutlich eingeprägt wird." Fleury fügt noch die Bemerkung bey: „Die Bischöfe können in eigener Person die freywillige Gerichtsbarkeit (jurisdiction voluntaire) ausüben, und sind nicht verbunden, Generalvicarien aufzustellen.

Nach

Zur Cardinalswürde schlage man dem Papste nur fromme und gelehrte Männer vor. Man gestatte den Cardinälen volle Freyheit, um sich wegen der Wahl des Würdigsten nach ihrem Eide zu richten, sobald sie im Conclave deſswegen versammelt sind. Man bitte sich vom Papste eifrige und gelehrte Männer, nicht aber schlaue und weltlich gesinnte Politiker zu Nuncien aus. Man errichte einen Gewiſsensrath, um fromme und fähige Männer zu Bischöfen auszuwählen. Man sehe aber bey der Zusammensetzung dieser Rathsglieder nicht auf Rang, sondern auf Verdienst.

Bey-

Nach dem kanonischen Rechte haben sie gleiches Recht, auch jurisdictionem contentiosam in eigener Person (par eux-mêmes) auszuüben; dieſs thuen sie auch, mehrerern Concilienschlüssen zufolge, in Flandern und in der Provence. Aber andere Bischöfe und Erzbischöfe werden zwar gleich nach ihrer Besitznahme des Bisthums in die Officialität installirt, aber es ist nicht Sitte, daſs sie hernach ferner in derselben sich sehen lassen." Fenelon schlägt also vor, daſs man diese Sitte aufheben, und die Bischöfe persönlich in ihren Vicariaten solle urtheilen lassen. (Zusatz d. Ueb.)

Beylage G.

Grabschrift,

welche der Marquis von Fenelon dem Erzbischofe von Cambrai, seinem Groſsoheime hat setzen lassen, verſasset von dem berühmten Jesuiten Sanadon.

Hic jacet sub altari principe
Franciscus de Salignac de Lamothe-Fenelon,
Cameracensium archiepiscopus et dux, ac sancti imperii romani princeps.
Sæculi litterati decus
Omnes dicendi lepores virtuti sacravit ac veritati,
Et dùm sapientiam Homerus alter, spirat,
Se, suosque mores inscius retexit.
Unice patriæ bono intentus
Regios principes ad utilitatem publicam instituit;
Hinc pio gaudet Iberia Philippo.
Hinc religio, Gallia, Europa extincto illacrimant delphino.
Veri defensor
Ut hipponensis olim fortis et suavis,
Libertatem cum gratiâ eo feliciùs conciliavit,
Quo debitum ecclesiæ decretis obsequium firmiùs astruxit.
Asceticæ vitæ magister
De casto amore ità disseruit,
Ut Vaticano obsequens oraculo,
Simul sponso et sponsæ placuerit.
In utraque fortuna sibi constans,
In prosperâ, aulæ favores nedùm prensaret, adeptos etiam abdicavit;
Iu adversâ, deo magis adhæsit.

Antistitum norma
Gregem sibi creditum assiduà fovit præsentià,
Verbo nutrivit, erudivit exemplo, opibus sublevavit.
Exteris perinde carus ac suis
Gallos inter et hostes cùm esset medius
Hos et illos ingenii famâ et comitate morum sibi devinxit.
Maturus coelo.
Vitam laboribus exercitam, claram virtutibus
Meliore vitâ commutavit.
Septimo januarii anno M. DCCXV ætatis LXIV.
Hoc monumentum pii ac mærentes sororis filius et fratris nepotes posuere.

(Ende des dritten und letzten Bandes.)

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Verbesserungen der Druckfehler im dritten und letzten Bande.

Seite	Zeile	statt:	lies:
5	4	leidentliche	leidende
23	9	selbsten	selbst
25	4 v. unt.	mufste	wufste
90	6	das	dafs
58	7	reifen--überlegenen	reife—überlegene
146	6	reif	tief
154	5	seiner	der
—	6	Hartnäckigkeit	Hartnäckigkeit des Hrn von Vendome so
174	6 v. u.	befliefsen	beflissen
161	10	Champignons	Bilze
265	12	Aufmerksamkeit auf auf	Aufmerksamkeit war auf war auf
271	5	Prinzen	Fürsten
301	17	Arreste	Verhaftungen
375	6	einrücket	einrückte

SEB. SIM
Bucur
MI

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bausset, Louis François,

Lebensgeschichte Fenelons

Bd.: 3 : ... und letzer Band

Würzburg 1812

Don.Lud. 530-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10728067-1